Kaiser Wilhelm
und seine Zeitgenossen.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Werner Große,
Besselstraße 17.

Erste Abtheilung.

Aus den Jugendtagen.

I.

Der zehnte März 1810 in Wien.

„Metternich“, sagte der Kaiser Franz zu dem Minister, welcher eben in sein Kabinet eintrat, ein paar Schritte ihm entgegengehend, „Metternich, es ist gut, daß Sie kommen, denn ich will Ihnen halt Etwas gestehen. Ich war eben im Begriff den Berthier holen zu lassen und ihm anzukündigen, daß es Nichts ist mit der ganzen Geschicht' und daß ich meine Tochter lieber hier behalten will.“

„Majestät“, rief Metternich ganz erschrocken, „das ist aber unmöglich!“

„Unmöglich?“ wiederholte der Kaiser achselzuckend, „seit dem, was in der letzten Zeit hier geschehen, ist nichts unmöglich. Hätt' freilich auch geglaubt, es wäre unmöglich, daß eine Habsburgerin

den Advokatensohn von Korsika heirathe. Wenn sich Einer unterstanden hätt', mir das vor einem Jahr zu sagen, so würde ich ihn für einen Feind, ja für einen Rebellen und Majestätsbeleidiger erklärt haben und hätt's ihm nimmer vergeben und verziehen. Jetzo habe ich eingewilligt, jetzo habe ich mich und mein Haus so tief erniedrigt, daß ich die Werbung dieses Bonaparte geduldet, daß ich Ja gesagt habe zu seiner Unverschämtheit! Aber ich sag's Ihnen ehrlich, mich dünkt es noch immer unmöglich und ich mein', ich müßt' in der letzten Stunde noch zurücktreten, meinem Haus und meiner ganzen Familie zur Ehre! Ich mein', all' meine Ahnen würden mich verdammen und verfluchen, daß ich so was Abscheuliches dulden und begehen konnte. Auch das Vaterherz in mir schreit, daß es unmöglich ist, und ich habe das Gefühl, als ob ich dem Moloch mein Kind zum Opfer in den Rachen werfe. Uns ist halt nimmer Glück gekommen von Frankreich her und wo meine arme Tante, die Marie Antoinette, so grausames Unglück erfahren hat, da sollte eigentlich keine österreichische Prinzessin wieder ihren Fuß hinsetzen. Denken's doch, Metternich, in denselben Tuilerien soll die Marie Louise an der Seite des Rebellen und Usurpators als Kaiserin leben, wo meine Tante Marie Antoinette als Königin

gelebt hat und dann vom Volke hinausgetrieben ist. Nein, nein, ich bleib' dabei, es ist unmöglich, ganz unmöglich und ich kann's nit dulden!"

„Aber Majestät wollen die Gnade haben, zu bedenken," sagte Metternich, „welch' ein furchtbares Aufsehen das in ganz Europa machen würde, wenn Eure Majestät jetzt zurücktreten, da man überall schon die Verlobung notificirt hat, da an allen Höfen schon feierliche Anzeige gemacht ist von dem, was sich heute begeben soll: von der Vermählung der Erzherzogin Marie Louise."

„Aufsehen machen?" rief der Kaiser; „es kann jetzt nicht mehr Aufsehen machen, wenn ich zurücktrete, als es gemacht, da ich „Ja" sagte. Weiß wohl, Manche von den Fürsten und Herren haben's nit glauben wollen, Andere haben gelacht und gespottet und ich kann Ihnen halt gestehen, Metternich, hätt' irgend ein anderer von den Souveränen das gethan und sein Kind dem Moloch gegeben, ich hätt' auch gelacht und ich hätt' ihn auch verhöhnt! Wenn ich das Alles bedenke, so scheint's mir halt unmöglich, daß ich es dulden will. Scher' mich den Teufel d'rum, ob's Aufsehen macht!"

„Aber, Majestät, nicht blos als Vater und als Familienoberhaupt haben Sie gehandelt," sagte Metternich, „sondern als weiser Regent, als Vater

Ihres Volkes. Eure Majestät meinten vorhin, es erschiene Ihnen diese Vermählung wie ein Opfer, das Sie dem Moloch darbrächten, fassen wir das in einige andere Worte, sagen wir, es sei ein Opfer, wie es der große Griechenkönig den Göttern darbrachte, da er ihnen seine eigene Tochter hingab. Das Opfer des Agamemnon, der seine Tochter Iphigenie zu dem Altare der Götter führte, war nicht größer und herrlicher, und wird in der Geschichte keinen höheren Rang einnehmen, als das Opfer, welches Kaiser Franz dem Frieden von Europa, dem Heil seines Volkes bringt, wenn er Marie Louise, eine zweite Iphigenie, hingiebt für das allgemeine Wohl und Glück!"

„Es paßt wohl und es paßt auch wieder nicht," rief Kaiser Franz. „Wir haben halt keine Göttin Diana, welche die Gefälligkeit haben könnte, eine Wolke zur Erde zu senden, um das Opfer von derselben zu erheben und zu erretten und eine Hirschkuh an seiner Stelle auf den Altar zu legen. Solche Hirschkühe kommen heute nicht mehr vor und die Marie Louise müßte selber dulden, was zu dulden wäre."

„Sagen Eure Majestät lieber, sie muß dulden, was zu dulden ist," sagte Metternich mit schmeichelnder Stimme. „Sie muß dulden um das Wohl

des Landes und des Volkes willen und wenn Eure Majestät jetzt noch zurücktreten wollen, jetzt in der zwölften Stunde, da man schon in der Kapelle Alles vorbereitet zu der Ceremonie der Trauung, da der Herzog Berthier, der Abgesandte des Kaisers, schon das Jawort von Euer Majestät empfangen hat, so hieße das, den Kaiser auf das Tödtlichste beleidigen. Es wäre eine Kriegserklärung, und Napoleon würde nicht säumen, sofort seine Armeen vorwärts marschiren zu lassen. Eure Majestät aber wissen, daß wir leider nicht im Stande sind, einen neuen Krieg aufzunehmen, zum mindesten nicht, ihn siegreich durchzuführen. Unsere Regimenter sind dezimirt von allen Niederlagen, unsere Kassen sind leer und ein neuer Krieg würde als unmittelbare Folge einen Staatsbankerott herbeiführen."

„Es ist wahr, es ist wahr," murmelte der Kaiser, indem er mit der geballten Faust heftig auf den Tisch schlug, „dieser unerträgliche Kerl ist im Vortheil gegen uns und wir müssen gute Miene zum bösen Spiel machen. Ich sehe das ein, aber mein Herz bäumt sich doch auf in meiner Brust und ich sag' Ihnen, Metternich, ich opferte ein Jahr von meinem Leben, nein," unterbrach er sich hastig, „ein Jahr ist viel, denn man weiß halt nit, wie lange man noch zu leben hat, aber ein halb Jahr

meines Lebens opferte ich gern, wenn ich meine Tochter nicht dem Bonaparte geben brauchte."

„Wollen Eure Majestät doch vergessen, daß er einstens Bonaparte hieß! Erinnern Sie sich nur, daß er jetzt der große Kaiser Napoleon ist, daß ganz Europa ihm zu Füßen liegt, daß er alle Fürsten gebeugt und zu seinen Vasallen gemacht hat und daß es jetzt als eine besondere Huld und Gnade des Schicksals erscheint, daß der Kaiser Napoleon sich mit der Erzherzogin Marie Louise vermählt."

„Es ist abscheulich," rief Franz, „das soll Gnade und Gunst sein, und dieser Kerl untersteht sich, meine Tochter an der rechten Hand sich antrauen zu lassen! Wär's noch eine morganatische Ehe! Aber nein, dieser Bonaparte dünkt sich vollkommen als Kaiser und läßt sich eine Erzherzogin von Oesterreich zur rechten Hand antrauen. Wär's nit so abscheulich und niederträchtig, so müßt' man halt lachen, daß der Erzherzog Karl, der Gegner Napleon's, der ihm so oft in der Schlacht gegenüberstand — —"

„Und Majestät," schaltete Metternich ein, „so oft von ihm besiegt worden ist."

„Derselbe Erzherzog," fuhr der Kaiser fort, ohne auf die Bemerkung Metternich's zu achten, „der

immer dem Bonaparte feindlich gegenüberstand, daß er den jetzt zu seinem Stellvertreter erwählt; der soll Marie Louise zum Altar führen und sie sich antrauen lassen an seiner Statt! Es ist zum Lachen, aber die Welt stellt sich jetzt einmal auf den Kopf."

„Es wird eine Zeit kommen," sagte Metternich leise, „wo die Welt sich wieder auf die Füße stellt und wir müssen auf diese Zeit hoffen."

„Und wenn die Zeit gekommen ist," murmelte Kaiser Franz verdrießlich, „dann wird Napoleon mein Herr Schwiegersohn sein und ich werde am Ende gar ihn schonen müssen, weil seine Frau meine Tochter ist und er sich unterstehen darf, mich Schwiegerpapa zu nennen."

„Majestät," sagte Metternich lächelnd, „ich erlaube mir Sie an das Wort Ihres Oheims, des großen Kaisers Joseph zu erinnern. Als es sich darum handelte, ob man ein Armeecorps nach Frankreich senden sollte, um seine Schwester, die Königin Marie Antoinette, mit Gewalt aus den Händen der Rebellen zu befreien, da erwiderte der Kaiser: „wir dürfen uns nicht in die Angelegenheiten eines fremden Landes mischen und in der Politik giebt es keine Schwestern und keine Verwandten, um deretwillen man anders handeln darf, wie man

als Regent thun muß." So sprach der Kaiser Joseph und ließ es geschehen, daß die Königin Marie Antoinette enthauptet ward, und so Majestät," fuhr Metternich leiser fort, „werden auch Sie es dulden und zugeben, wenn vielleicht der Kaiser Napoleon aus seiner Höhe herniedersteigen muß. Ich denke immer, Majestät: wer allzu hoch steigt, fällt dann um so tiefer!"

„Metternich, hören's," sagte der Kaiser, „das ist eigentlich ein schlimmer Trost in dem Moment, wo wir hingehen sollen zur Trauung meiner Tochter mit dem, der jetzt so hoch steht und von dem Sie meinen, daß er einst so tief fallen wird. Doch ich will's Ihnen gestehen, es ist halt doch ein Trost und es beruhigt mich, wenn ich daran denke. Aber wissen's," fuhr er laut aufseufzend fort, „die Marie Louise ist gar so unglücklich, hat gestern den ganzen Tag nach der Werbung des Berthier in ihrem Zimmer gesessen und hat geweint und will gar keine Raison annehmen, bat mich gestern mit gerungenen Händen nach der Ceremonie, ich soll doch Gnade an ihr üben, damit sie das Ungeheuer nicht heirathen braucht."

„Man hat sie leider gelehrt, den Kaiser Napoleon zu hassen," bemerkte Metternich achselzuckend.

„Gewiß hat man sie das gelehrt," rief der

Kaiser lachend, „ich selbst habe meine Kinder darin unterrichtet und es hat mir Freude gemacht, wenn sie recht auf ihn schimpften. Hab' ihnen ja selber das Bonapartespiel gegeben und sie gelehrt, auf das Ungeheuer zu schießen und dabei die verwegensten Schimpfereien gegen ihn zu schleudern, hab' oftmals selbst mit den Kindern das Spiel getrieben und es hat mir alle Mal von Herzen wohlgethan, wenn die kleinen Erzherzöge und Erzherzoginnen ihre Pfeile abschossen auf die Gestalt des Bonaparte; seit ich ihn damals beim Wachtfeuer nach der Schlacht bei Austerlitz sah, steht mir sein ehernes, stolzes und übermüthiges Gesicht von damals noch zuweilen vor den Augen, das heißt im Schlaf und ich fühle dann, daß ich ihn grimmig hasse, diesen Mann, der jetzt mein Schwiegersohn werden soll."

„Nun, wir hassen ihn Alle, Majestät," sagte Metternich lächelnd; „aber gerade darum, weil wir ihn hassen und sein Verderben wünschen, müssen wir uns jetzt den Anschein geben, ihn zu lieben."

„Aber das kann ich meiner Tochter doch nicht sagen," rief der Kaiser. „Es wär' zu sehr gegen die Moral, Metternich, wenn ich ihr sagen wollt', sie sollte nur so thun, als ob sie den Mann liebe, dem sie vor dem Altar Gottes Liebe und Treue

schwören muß. Aber es wird mir halt grausam schwer, und es thut mir wirklich weh, wenn ich sie so trostlos und mit so verweinten Augen sehe."

„Ueberlassen Eure Majestät die Tröstung der Erzherzogin der Zeit und dem Kaiser Napoleon," sagte Metternich lächelnd, „er versteht sich gut auf Frauenherzen und da er, wie Berthier versichert, seit er das Portrait der Erzherzogin Marie Louise erhalten, wie ein junger, glühender Liebhaber in sie verliebt sei, wird er schon verstehen, die jungfräuliche Scheu der Erzherzogin zu besiegen und sich bei ihr beliebt zu machen."

„Das sollt mir von Herzen leid thun," sagte der Kaiser achselzuckend, „das fehlte mir noch, daß meine Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, den Advokatensohn liebte. Es ist und bleibt abscheulich, aber man muß sich halt darein fügen! Sie hatten Recht, es geht halt nit anders mehr und so wollen wir uns denn nach einer Stunde hinunter begeben nach der Kapelle zur Trauung." — — —

Eine Stunde später verfügte sich der Kaiser mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Ludovica und den ersten Hofchargen hinunter in die Kapelle. In derselben Kapelle, in welcher Maria Theresia täglich ihre langen Betübungen gehalten, in derselben Kapelle, in welcher Marie Antoinette als Kind und

als Jungfrau gekniet an dem Altar, an dem der Erzbischof ihre unschuldige Beichte erhalten und in welcher auch sie durch einen Stellvertreter dem Könige von Frankreich war angetraut worden, um dann nachher als Verbrecherin in den Augen des Revolutions-Tribunals auf der Guillotine zu sterben, in derselben Kapelle sollte nun die Nichte der unglückseligen Marie Antoinette dem Sohne derselben Revolution, welche die Königin getödtet, angetraut werden.

Der Erzbischof stand vor dem Altar, umgeben von Priestern und Chorknaben, welche die goldenen Weihrauchkessel hin- und herschwangen, daß der duftende Rauch in hellen, weißen Wolken emporstieg und die hohen Wachskerzen auf den goldenen Leuchtern matt und trübe erscheinen ließ, bis sie dann wieder aufblitzten und ihren hellen Widerschein fanden in den Brillanten und Juwelen der Kaiserin Ludovica und ihrer Damen, welche dort neben dem Altar auf den Betschemeln knieten.

Jetzt führte der Kaiser aus der Sakristei die junge Braut herbei. Ein weißes, goldgesticktes Atlaskleid umfloß ihre kleine, üppige Gestalt, ein Purpursammetmantel mit Hermelin verbrämt, fiel, mit Brillantenspangen an den Achseln befestigt, über ihren Rücken in einer langen Schleppe, die

von acht Pagen getragen ward, nieder. Auf ihrer reinen, klaren Stirn thronte der blüthendurchzogene, grüne Myrthenkranz und darüber funkelte eine kleine Krone von Brillanten und Smaragden. Um den Hals trug sie an einer dicken, goldenen Kette, deren Schaken von Brillanten zusammengehalten waren, das Portrait des Kaisers Napoleon, — das Miniaturportrait, welches Berthier ihr im Namen des Kaisers überbracht hatte und welches eingefaßt war von zwanzig Solitairs. Kaiser Franz, wie sehr er auch das Portrait haßte, war doch entzückt gewesen von der Fassung und hatte gesagt, daß er in seinem ganzen Kronschatze nicht schönere und edlere Solitairs besitze.

Zögernd und mit niedergeschlagenen Augen ging die junge Braut an der Hand ihres Vaters zu dem Betpulte hin, an welchem der Erzherzog Karl, ihr Oheim, sie erwartete. Jetzt, da sie bei dem Pult angelangt war, hob sie einen Moment den Blick mit einem flehenden Ausdruck zu ihrem Vater auf, er aber sah sie ernst und gebieterisch an und ein tiefer Seufzer quoll aus der Brust der jungen Braut hervor. Sie wußte nun, daß ihr Schicksal entschieden sei, daß ihr Vater nicht, wie sie gehofft, in der letzten Stunde noch sie erlösen werde von dem furchtbaren Geschick, die

Gemahlin des Ungeheuers zu werden, welches zu hassen, man sie bis dahin gelehrt hatte.

Halb ohnmächtig sank sie nieder auf das Sammetkissen und lehnte ihr Haupt auf das Pult. Sie hörte nichts von den ersten feierlichen Worten des Erzbischofs; mechanisch nur erhob sie sich, als der Erzherzog Karl ihr die Hand bot und sie emporzog, mechanisch ließ sie es geschehen, daß man ihre Hände zusammenfügte und mechanisch, kaum wissend, was sie that, sprach Marie Louise das Ja, welches sie auf ewig verband mit dem Manne, welcher der Schrecken ihrer Kindheit, der verhaßte Feind ihres Hauses gewesen.

Nun, da sie aus der Kapelle zurückkehrt, nun ist sie sein, nun soll sie lernen, den zu lieben, welchen sie bis dahin gehaßt, nun soll sie sich glücklich schätzen, die Gemahlin des Mannes zu sein, von dem ihr Vater, ihr Bruder und all ihre Verwandten nur Schlimmes und Entsetzliches gesagt, und den zu hassen bis jetzt das Gesetz ihres Hauses gewesen. Nur noch zwei Tage, dann soll sie in die Fremde, soll einem Manne zugeführt werden, den sie nie gesehen und soll ihn lieben, diesen Mann, soll fern von all den Ihren an seiner Seite leben! —

Die Erzherzogin verbrachte diese zwei Tage in Einsamkeit und Stille und als Berthier am Morgen

des dreizehnten März, dem Ceremoniell gemäß, zu ihr in das Gemach eintrat, um „die Kaiserin", wie er sie jetzt schon titulirte, abzuholen und sie hinunterzuführen zu dem Reisewagen, an welchem die kaiserliche Familie sie erwartete, da fand er sie in Thränen aufgelöst, mit verhülltem Haupte auf dem Divan liegend. Sie hatte sein Eintreten, obwohl sie ihn erwartete, gar nicht gehört und erst als die Oberhofmeisterin, die mit den Damen, welche Marie Louise bis zur Grenze begleiten sollten, im Hintergrunde des Gemachs stand, zu ihr herantrat und ihr sagte, daß der Abgesandte ihres Gemahls anwesend sei, richtete sie sich empor und trocknete schnell die Thränen aus ihren Augen fort.

„Verzeihen Sie," sagte sie mit erstickter Stimme, „verzeihen Sie mir, Herr Herzog! Ich schäme mich, daß Sie mich so gesehen haben; aber gestehen Sie auch," fuhr sie fort, „daß ich wohl Grund habe, zu weinen und traurig zu sein und entschuldigen Sie mich. Sehen Sie nur, ich habe eben Abschied genommen von Allem, was ich lieb habe, von meiner Familie, von meinen lieben Schwestern und Brüdern und will nun noch Abschied nehmen von Allem, was mich hier umgiebt. Alles, was ich hier habe in diesem Gemach, sind liebe Erinnerungen und Andenken. Dort die Zeichnungen über dem

Divan sind von meinen lieben Schwestern, diesen Teppich stickte meine gute Mutter für mich, dort die Gemälde drüben, die malte mein lieber Onkel, der Erzherzog Karl und sehen Sie da den Papagei," fuhr sie mit zitternder Stimme fort, „er hat mich so lieb und wenn ich des Morgens zu ihm eintrete, ruft er mir sein „Guten Morgen, Louise" zu und mein kleines Hündchen, mein lieber, kleiner Joli, den soll ich auch nicht mitnehmen," fuhr sie immer weinerlicher fort, „der Kaiser, sagt man, liebt die Hunde nicht, und hat einst mit einem einzigen Fußtritt das Lieblingshündchen der Kaiserin Josephine getödtet. Ich möchte um Alles nicht, daß er auch meinen lieben Joli tödtete und so will ich ihn nur hier lassen, so schwer es mir auch wird."

Die Kaiserin Marie Louise, oder vielmehr das Kind Marie Louise brach wiederum in lautes Weinen aus.

Berthier hatte ihr mit mitleidigem Blicke zugehört und die unschuldsvolle Trauer des jungen Mädchens rührte sein gutes Herz.

„Vergeben Eure Majestät," sagte er, „ich kam nicht, um Sie abzuholen, sondern nur, um Eurer Majestät zu sagen, daß wir erst in zwei Stunden reisen können. Es haben sich noch einige unvorher=

gesehene Hindernisse eingestellt, ich bitte daher um Erlaubniß, mich jetzt entfernen zu dürfen."

„Zwei Stunden der Begnadigung," seufzte Marie Louise, als sie allein war, und sie ging im Zimmer auf und ab und nahm wieder Abschied von Allem, was ihr lieb war.

Berthier hatte sich indeß zum Kaiser Franz begeben nnd bat ihn um eine Audienz.

„Majestät," sagte er, „ich komme in dieser letzten Stunde noch, Sie um eine Gnade zu bitten."

„Nun sagen's, was kann ich Ihnen gewähren?" fragte der Kaiser sich abwendend, damit Berthier nicht sehen sollte, daß seine Augen von Vaterthränen geröthet waren, „Sagen's, was wünschen Sie?"

„Majestät, ich war soeben bei der jungen Frau Kaiserin Marie Louise, und fand sie in Thränen aufgelöst, weil sie nicht blos ihre Familie, sondern auch alle die Andenken ihrer Familie zurücklassen muß."

„Sie müssen's halt entschuldigen," sagte der Kaiser ein wenig verlegen, „sie ist noch gar so jung und ihr Herz hängt noch an den Erinnerungen ihrer Jugend und ihrer Kindheit."

„Das ist ein Beweis, daß dieses Herz edel und großsinnig ist," sagte Berthier, „und ich möchte um Alles diesen schönen Anblick nicht missen, die

Erzherzogin Marie Louise in Thränen gefunden zu haben. Auch der Kaiser Napoleon wird das mit tiefer Rührung von mir hören und sich dessen freuen. Ich bitte Eure Majestät im Namen des Kaisers um die Vergunst, daß Sie mir gnädigst gestatten wollen, der Kaiserin Marie Louise, wenn sie die Tuilerien betritt, dort eine kleine, freudige Ueberraschung zu machen. Ich möchte, daß sie dort ihr Zimmer, was sie so sehr liebt, die Möbel, die Bilder, die Zeichnungen, den Teppich, ja auch den Papagei und selbst den kleinen Hund wiederfindet und sich so in den Tuilerien gleich zu Hause fühlt."

„Wahrlich, eine hübsche Idee und Sie haben meine volle Zustimmung," sagte der Kaiser freundlich. „Thun Sie so, Herr Herzog, und ich selbst will Ordre geben, daß man Alles, was in dem Gemache meiner Tochter sich befindet, einpacken und ihr nachschicken soll."

„Erlauben Eure Majestät, daß ich selber einige von meinen Leuten beordere, das Geschäft zu übernehmen," erwiderte Berthier, „und gewähren mir Eure Majestät die Gnade, der Erzherzogin Marie Louise, meiner jungen Kaiserin, Nichts von diesem Project zu sagen. Es ist eben eine Ueberraschung, die ich ihr bereiten möchte; aber damit diese Ueberraschung auch zur rechten Zeit da sei,

muß ich selber Alles anordnen und bewerkstelligen, sonst würden wir am Ende früher in den Tuilerien anlangen, als die Sachen, und meine Ueberraschung wäre vereitelt. Ich bitte, daß Eure Majestät die Gnade haben wollen, die Erzherzogin Marie Louise aufzusuchen und sie aus ihren Gemächern zu entfernen, damit ich sogleich Leute beordere, die Sachen einzupacken und forzuschicken." — —

Und also geschah's. Der Kaiser Franz führte seine weinende Tochter noch einmal zu ihren Geschwistern und zu seiner Gemahlin, der Kaiserin Ludovica, und während dieser Zeit ward unter der eigenen Aufsicht des Herzogs Berthier von einer Masse schnell herbeigeholter Arbeiter Alles, was in den Gemächern der Kaiserin Marie Louise sich befand, aus denselben fortgenommen, um nach Frankreich gebracht zu werden. —

Vierzehn Tage später hielt Marie Louise an der Seite des Kaisers ihren feierlichen Einzug in Paris und auf dem Balkon des Louvre neben ihm stehend empfing sie das vielstimmige Jubelgeschrei des Volkes von Paris, desselben Volkes, das einst das Wehgeschrei gegen ihre Tante Marie Antoinette zu demselben Balkon emporsteigen ließ.

Nun, da sie die Huldigungen des Volkes empfangen, zog der Kaiser sie zurück in das Gemach.

„Kommen Sie, Louise," sagte er, „kommen Sie." Und so hastig zog er sie dahin durch eine Reihe einsamer, öder Gemächer und halbdunkler Korridors, daß die junge Kaiserin ihm kaum zu folgen vermochte. Plötzlich blieb er vor einer verschlossenen Thüre stehen; dann öffnete er diese schnell und drängte Marie Louise in ein hell erleuchtetes Gemach hinein.

Geblendet blieb sie einen Moment an der Thüre stehen, dann tönte ein lauter Freudenschrei von ihren Lippen.

„Das ist mein liebes, blaues Zimmer aus Wien," rief sie, „ja, da sind auch die Bilder, die Zeichnungen, der Teppich, da ist Alles! Da ist auch mein Papagei und da ist der kleine Joli," rief sie, in Freudenthränen ausbrechend, als jetzt die Thüre des Nebenzimmers sich öffnete und ihr Hündchen jauchzend und mit lustigen Sprüngen hereinkam.

„Und ich verspreche meiner lieben Marie Louise, daß ich ihr kleines Hündchen nicht mit einem Fußtritt tödten will," sagte Napoleon, mit dem seligen Blick eines verliebten jungen Gatten die hübsche, junge Frau anschauend, die sich auf die Erde niedergebeugt hatte und die Liebkosungen ihres kleinen Joli empfing.

Jetzt öffnete sich da drüben die Thür und das lachende, fröhliche Gesicht Berthier's schaute herein.

„Siehe, Marie Louise," sagte der Kaiser, „das ist der gute Freund, welcher Dir diese Ueberraschung bereitet hat."

„Ah!" rief Marie Louise hastig aufstehend und dem Herzog entgegengehend, „ach, ich danke Ihnen von ganzem Herzen und ich möchte wissen, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit für die große Freude beweisen könnte!"

„Nun es giebt wohl ein Mittel," sagte der Kaiser lachend, „er ist mein bester Freund und ich bewillige ihm die höchste Gnade. Umarme ihn, dann ist er gesegnet und beglückt für sein ganzes Leben!"

Und Marie Louise that lächelnd, wie es ihr Gemahl geboten: sie umarmte den Herzog Berthier zum Dank für die große Freude, die er ihr bereitet! —

II.

Der zehnte März 1810 in Sinigaglia.

Es ist ein schöner, leuchtender Morgen, die Luft ist so warm, so wonnig und doch so kühl und erquicklich, wie sie nur in Italien in den glücklichen Frühlingstagen sein kann, wenn die Sonne noch nicht mit ihrer sengenden Gluth die Menschen am Tage in ihre verdunkelten marmorgetäfelten Zimmer bannt, um während der Hitze im dolce far niente dahin zu träumen und erst mit den Nachtfaltern und den Sternen lebendig zu werden.

Es ist ein so wonniger Frühlingstag, wie er selbst in Italien nirgends so schön sein kann, als gerade hier in dem Haine von Eichen und Pinien, von Orangen- und Olivenbäumen, in dem Haine von Sinigaglia. Die kleine Hafenstadt vereint in

sich alle Herrlichkeiten der Erde und ihre Bewohner sagen es stolz, daß sie in Sinigaglia, Neapel und Palermo um ihre Schönheiten nicht zu beneiden haben, daß Sinigaglia eben so schön gelegen, eben so berühmt und mächtig sei, wie die beiden anderen Städte. Nennt man Neapel und Palermo die beiden Perlen in der Krone von Italien, so soll man Sinigaglia als die dritte Perle nennen, denn sie verdient es, sagen die stolzen Sinigaglier.

Neapel hat zu seinen Füßen den Golf des Mittelländischen Meeres, Sinigaglia den Golf des adriatischen Meeres. Es hat denselben tiefblauen Himmel, dieselbe glühende Sonne. Es hat auch gleich Neapel sein Castell Ovo auf hohem Felsvorsprung über der Stadt thronend. Es hat seinen riesengroßen Leuchtthurm, der von einer künstlichen Landzunge weit hinausragt in das Meer.

Freilich ist die Stadt Sinigaglia nur klein, und die ganze Grafschaft zählt nur 23,000 Einwohner, aber dafür ist Sinigaglia doch eine berühmte Handelsstadt, und zur Zeit der alljährlichen Messe strömen aus allen Theilen der Welt Käufer und Verkäufer herbei zur berühmten Messe. Dann ist der Hafen dicht bedeckt mit Schiffen aus allen Zonen und Ländern, dann kommen die Leute aus Afrika und Indien, kommen Türken und Sara-

cenen, kommen Russen und Perser, Engländer, Spanier und Franken, und es ist dann ein wunderbares, seltsames Gemisch des großartigsten Lebens an den Tagen der Messe zu Sinigaglia.

Die Grafschaft gehört zum Kirchenstaat, und der Papst Pius VII. hat in derselben einen Gouverneur, eine Art Vicekönig eingesetzt, der in seinem Namen die guten Krämer von Sinigaglia regiert, und ihnen das unaussprechliche Vergnügen macht, daß sie von einem „Hof", von glänzenden Festen sprechen und nach dem ungeheuren Vorzug streben können, diesen Festen ihres kleinen Hofes beiwohnen zu können.

Der jetzige Gouverneur ist der Graf Mastai Feretti und in der ganzen Grafschaft gelten er und seine Gemahlin Katharina für das edelste, tugendhafteste und zärtlichste Ehepaar, und man preist sie aller Orten wegen ihres häuslichen Glückes. Sie haben vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Und die Sinigaglier nennen die Familie ihres Gouverneurs „unsere Kinder", und sie sind stolz darauf, daß die jungen Grafen so kluge, gelehrte und ausgezeichnete Cavaliere sind nnd daß die Comtesse Isabelle eine so schöne junge Signora ist.

Darum ist auch heut ganz Sinigaglia voll Freude und Bewegung, denn man feiert in der

Familie des Grafen Mastai heute ein Fest: das Fest der Wiederkehr des jungen Grafen Giovanni Maria, der seit einem halben Jahre zu Rimini auf dem Collegium seine Studien macht, und heute zurückerwartet wird.

Die guten Sinigaglier haben vorhin den Graf mit seiner ganzen Familie durch die Stadt dahin fahren sehen und es hat sie entzückt, wie glückstrahlend und freudig alle Gesichter gewesen und sie erzählen einander, wie die Gräfin Katharina der alten Bettlerin, die auf den Stufen der Kirche San Agostino saß, und ihr die Hand entgegenstreckte, ein Goldstück gab und mit freundlichem Lächeln zu ihr sagte: „Betet für meinen lieben Giovanni Maria, wie auch ich für ihn beten will.“

Sie ist eine gar fromme Dame, die Gräfin Katharina; und bevor sie hinausgezogen zum Begegnen mit ihrem Sohn, hat auf ihren Wunsch die ganze Familie sich in die Kathedrale San Agostino begeben, um dorten zu beten und Gott zu danken für das Glück der Familie. Dann haben sie Alle die schönen Karossen und Wagen wieder bestiegen, und unter dem Jubelrufe der ganzen Einwohnerschaft sind sie dann hinausgezogen, dem lieben Sohn entgegen nach dem Hain, welcher unweit der Stadt im tiefen Thal da liegt zwischen

den steil aufsteigenden Bergen, den letzten Ausläufern der Apenninen.

Es ist heute da so sonnig und wonnig und still; die Landstraße, welche nach Rimini führt, geht mitten durch den Hain, zur Seite derselben rauscht der kleine Fluß Misar mit eiligen murmelnden Wellen dahin, um weiter unten dann sich in das Meer zu stürzen. Wie ein silbernes Band schlängelt er sich durch das grüne Thal, und seine Ufer sind wie mit einer Guirlande von duftenden, frischen Frühlingsblüthen geschmückt.

Die Familie hat, jetzt an Ort und Stelle angelangt, ihre Kutschen, Pferde und Maulthiere verlassen, und in dem Hain, der sonst so still und einsam daliegt, herrscht jetzt ein frohes, bewegtes Leben. Die Diener sind damit beschäftigt, von den Maulthieren die Körbe mit Eßwaaren abzuladen, und weiterhin am Rande des Flusses, wo man die Aussicht hat auf das Thal und hinüber zu den steil aufsteigenden Felsen, da sollen auf dem frischen Rasen alle Vorbereitungen zu dem ländlichen Mahl, welches die Familie hier begehen will, getroffen werden. Der Koch und die Küchenjungen sind eifrig damit beschäftigt, dürres Holz zusammenzutragen, um an dem Feuer die Speisen zu wärmen, die sie in den kupferblinkenden Kasserollen mitgebracht.

Der Graf und die Gräfin Mastai aber haben einen Platz näher an der Landstraße für sich und ihre Kinder ausgewählt. Er muß hier vorüber kommen, der liebe Sohn und hier hinter diesen großen Baumstämmen wollen sie sich lagern, bis er ganz dicht herangekommen, um dann mit lautem, fröhlichem Willkommen ihn zu begrüßen.

Er weiß nichts davon und es ist ihm eine Ueberraschung. Die kleine Marchesa Ludovica Frangipani hat sich das ausgedacht und den Plan zu dieser Ueberraschung entworfen.

Die kleine Marchesa ist der Gräfin Schwester-Tochter, eine arme Waise und eine reiche Erbin zugleich. Ihre Eltern sind Beide im vorigen Jahre gestorben und haben das zwölfjährige Mädchen allein zurückgelassen. Doch ihr Vater hat in seiner Todes-stunde mit zärtlicher Sorgfalt seines Kindes gedacht und dem Tode noch so viel Kraft abgerungen, um seiner Schwägerin, der Gräfin Mastai, mit schon erkaltender Hand selber zu schreiben, und ihr seinen letzten Willen zu künbigen. Den Willen, daß seine Tochter in dem Hause ihrer Tante auferzogen werden und dorten bleiben soll bis zu ihrer Vermählung; den Willen, daß der Graf Mastai der alleinige Vormund und Verwalter ihres Vermögens sein soll bis zu ihrer Vermählung. Auch

so flüsterten die Vertrauten des Hauses, auch soll der sterbende Graf Frangipani denjenigen bezeichnet haben, mit welchem er wünsche, daß seine Tochter sich vermählen soll. Doch das ist ein Geheimniß des gräflichen Paares; sie haben zu Niemandem darüber gesprochen und Niemand außer ihnen und den Rechtsanwälten, welche das Nöthige zu ordnen hatten, kannten den Inhalt jenes letzten Willens des Grafen Frangipani.

Seit dem Tode ihrer Eltern ist also die Marchesa Ludovica im Hause des Grafen Mastai und sie ist die Beherrscherin desselben trotz ihrer zwölf Jahre, trotz ihrer Unerfahrenheit und ihrer Kindlichkeit. Niemand kann ihr widerstehen, Niemand ihrem reizenden Uebermuth oder ihrem Schmollen und Schmeicheln etwas abschlagen. Wenn sie lacht, so lacht mit ihr das ganze Haus, wenn sie weint, so sind Alle um sie her betrübt und traurig. Sie ist, wie der Graf Mastai sagt, ein Paradiesvogel, über dessen wunderbare Schönheit man sich freut und den man nicht mit rauher Hand berühren soll; sie ist, wie Gräfin Katharina sagt, eine kleine Fee, die tändelnd und lächelnd immer ihren Willen durchsetzt; sie ist, wie die beiden jungen Grafen Mastai beschwören, ein Engel, an dessen Hand man in das Paradies eingeht, aber

wenn sie es will, auch mit ihr in die Hölle hinabsteigt. Der jüngste Graf, Giovanni Maria, der allein hat von ihr gesagt: „sie ist ein eigensinniges, verzogenes kleines Mädchen, welches bald das ganze Haus tyrannisiren wird und der bald Alle gehorchen müssen, wenn man sie nicht lehrt, daß sie da ist, um zu gehorchen und daß es sich für ein Kind nicht ziemt, die Erwachsenen zu tyrannisiren."

Doch das ist schon ein halbes Jahr her und das war damals, bevor er nach Rimini ging in das Colleg, und die kleine übermüthige Ludovica hat den etwas steifen und ernsten jungen Mann damals viel geplagt mit ihren Neckereien und hat ihn oft geärgert mit ihrem schelmischen Wesen, während er doch so ernst und gravitätisch sich stolz fühlte in der Würde eines Studenten.

Jetzt wird er sie vielleicht auch nicht mehr „den kleinen Kobold" schelten, wie er es damals gethan; jetzt wird er vielleicht auch sagen, daß sie ein Paradiesvogel oder eine Fee, oder ein Engel sei. Wer weiß! Ludovica denkt aber noch daran, daß er sie damals den Kobold genannt, denkt daran, wie sie dort auf dem weichen Moose unter dem Schattendach der Eichen liegt und horcht auf das Murmeln des Flusses, der mit seinen silberschäumenden Wellen an ihnen vorüberjagt.

Es kann in der ganzen Welt kein schöneres Plätzchen geben, wie dieses hier. Die Luft ist durchduftet von dem frischen Gras und den Frühlingsblumen, die Käfer schwirren von ihnen auf und schwingen sich wieder zu anderen Blumen hin, um aus den Kelchen sich den duftigen Honig zu suchen. Im Moose, auf dem sie ruht, kriechen kleine bunte Käferchen fröhlich von Halm zu Halm in geschäftiger Eilfertigkeit.

Aus der Ferne hört man das Lachen und Plaudern und Schwatzen der Küchenjungen und der Dienerschaft, sieht man zuweilen zwischen den dichten Baumstämmen das Aufleuchten des lodernden Feuers, das seine grauen Rauchwolken zwischen dem Geäst empor wirbelt. Die Sonne, deren Gluth man nicht zu fürchten hat, sondern die wie ein milder goldiger Mantel sich über die Ruhenden ausbreitet und ihnen ein unendliches Wohlbehagen gewährt, die Sonne übergießt die anmuthige Gruppe mit ihren Schlaglichtern, indem sie durch das zarte Gezweige des jungen Grüns hinunterschaut. Der Graf und die Gräfin Mastai sitzen mit ihrer Tochter Isabella auf einer Moosbank, welche die Natur hier selber gebildet, indem sie über das Felsgestein eine dicke Decke gezogen.

Die kleine Marchesa Ludovica liegt unweit

von ihnen auf dem Moos ausgestreckt und schaut mit den glänzenden, schwarzen Augen träumend empor in das sonnige Blätterdach.

„Woran denkst Du, schöne Cousine," fragte jetzt der älteste Sohn des Grafen, indem er aus dem Gebüsch zu ihr herantrat und eine Hand voll blühender, duftender Veilchen, die er eben gepflückt, leise über ihre Füße niederstreute. „Woran denkst Du, Ludovica?"

„Nicht an Dich, mein lieber, neugieriger Cousin!" sagte sie.

„Das ist undankbar," erwiderte er lächelnd, „ich dachte doch an Dich und pflückte Dir diese Veilchen, weil Du vorher sagtest, daß Du sie gern hast."

„Das war Deine Schuldigkeit," sagte sie, „als junger Cavalier mußtest Du die Wünsche einer Dame sofort erfüllen, und ich danke Dir deshalb nicht. Es hätte es jeder Andere an Deiner Stelle auch so gemacht. Wenn Du aber wissen willst," fuhr sie mit einem schelmischen Lächeln fort, „was ich dachte und an wen ich dachte, so will ich es Dir sagen. Ich dachte an Deinen lieben Bruder, den wir hier erwarten, und ich fragte mich, ob er es wohl werth sei, daß wir uns so sehr auf ihn freuen, und ob ich zumal, die er so hart und

rauh behandelt hat, nicht besser thäte, mein kleines Pferd zu besteigen und heimzukehren in unser Haus, bevor der stolze Herr, der mich Kobold zu nennen beliebte, hier angekommen ist. Ja, wenn ich es recht bedenke," fuhr sie fort, indem sie die Veilchen von ihrer Stirn und ihren Füßen fortschüttelte, „wenn ich es recht bedenke, so will ich es auch thun. Erlaube mir, daß ich heimkehren kann!" rief sie aufspringend und mit glühenden Wangen zu der Gräfin herantretend.

„Heimkehren und weshalb? Was für ein neuer eigensinniger Blitz zuckt eben über das Angesicht meines lieben Feenkindes?" fragte die Gräfin.

„Ein Blitz der Erkenntniß vielleicht," lachte sie, „ich finde, daß es sich für eine junge Dame eigentlich gar nicht ziemt, auf der Landstraße einen jungen Herrn zu erwarten."

„Eine junge Dame," wiederholte die Gräfin lächelnd. „Zuerst, meine liebe Ludovica, bist Du noch gar keine junge Dame, denn Du bist erst zwölf Jahre."

Ludovica schüttelte stolz die schwarzen Locken, die in mächtiger Fülle über ihren Nacken niederhingen.

„Meine liebe Tante," erwiderte sie lachend, „Du selber hast mir erzählt, daß meine Mutter

erst vierzehn Jahre war, als sie sich vermählte. Und wie alt warst Du, Gräfin Katharina von Mastai?"

„Ich, nun ich war dreizehn Jahre alt!" erwiderte die Gräfin fast verlegen.

Ludovica lachte hell auf.

„Sieh, ich habe Dich gefangen, in Deinen eigenen goldenen Netzen Dich gefangen! Du warst erst dreizehn Jahre alt und willst noch behaupten, daß ich mit meinen zwölf Jahren und drei Monaten noch ein Kind sei. Nein, nein, Gräfin Mastai, ich bin eine junge Signora und es ziemt mir daher wirklich nicht, auf der Landstraße einen jungen Cavalier zu erwarten. Noch dazu einen Cavalier," fuhr sie mit schmollender Miene fort, „der mich einen Kobold genannt hat. Ich weiß gar nicht, wie ich dazu gekommen bin, mit Euch hier hinauszufahren, und ich meine immer, es wäre das Beste, ich kehrte nach Sinigaglia zurück und erwartete dort in aller Feierlichkeit und Würde meinen Herrn Cousin."

„Du bist ein thörichtes, liebes Kind," rief die Gräfin lachend, indem sie das schöne junge Mädchen zu sich heranzog und es herzlich in ihre Arme schloß. „Ja wirklich, ein thörichtes, liebes Kind, wenn Du auch vermeinst, bald heirathsfähig zu sein."

„Ich denke nicht daran,“ rief Ludovica lachend, indem sie sich aufrichtete aus den Armen der Gräfin, „ich denke nicht daran, bald heirathsfähig zu sein! Im Gegentheil, ich will niemals einen Herrn anerkennen, mich niemals in die Kette der Ehe schmieden. Ich will ein freies Kind der Natur bleiben; wie die Schmetterlinge will ich umherflattern von Blume zu Blume, will mein Leben, will die Freiheit genießen. O sieh nur dort, Tante Katharina,“ fuhr sie auf einmal lebhaft fort, „sieh dort den wunderschönen Schmetterling, da sitzt er auf dem Kelch der kleinen Primel. Wie er die Flügel hebt und senkt, ein lebender Brillant! Tante, ich muß den Schmetterling haben.“

Und leise auf ihren Zehen schlüpfte sie jetzt vorwärts mit hoch gehobenen Armen, die Finger gespitzt und bereit, den leuchtenden, prächtigen Schmetterling zu fangen.

Die Gräfin Katharina schaute ihr mit bewunderndem Blick und zärtlichem Lächeln nach.

„Sieht sie nicht aus, wie die Nymphe des Waldes?“ fragte sie lächelnd, an ihren Gemahl sich wendend. „Sieh nur, wie sie da steht, vornüber geneigt mit dem erhobenen Arm, mit den kleinen zarten Fingern ausgreifend nach dem Schmetterling. Ach, ich wollte, ich wäre ein Maler

oder ein Bildhauer, um sie so festzuhalten in dieser lieblichen Attitüde. Ich wollte —"

„Horcht!" rief auf einmal der junge Graf, der sich von der Gruppe etwas entfernt hatte, „er kommt, er kommt!"

Und Alle sprangen empor und selbst Ludovica vergaß den verlockenden Schmetterling; sie ließ es geschehen, daß er von dannen flatterte und sprang zu den Anderen, um sich mit ihnen dort an der Landstraße hinter den großen Stämmen der Eiche niederzuducken und das Herankommen des jungen Grafen zu erwarten.

III.

Die Blume.

Der junge Reitersmann, welcher des Weges daher kam, hatte keine Ahnung davon, daß so viele glänzende Augen auf ihn gerichtet waren, daß so viele Herzen ihm zärtlich entgegenschlugen. Er war ganz mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und horchte auf die Stimme der Erinnerung, die immer lauter in seinem Herzen ertönte, je mehr er sich der Heimath, dem lieben Sinigaglia näherte.

Er hatte seinem Rosse die Zügel auf den Hals geworfen und das wohlgeschulte Thier schritt jetzt langsam die Straße dahin. Hinter ihm auf einem Maulthier mit klingelnden Schellen, kam der alte Diener des Grafen, Domenico Guido, das „alte Inventar“, wie er sich selber nannte, der „Ge-

treueste aller Getreuen", wie ihn sein Herr nannte, den Domenico bedient hatte seit dem frühesten Tage seiner Kindheit.

Jetzt, unfern von der lauschenden Gruppe hinter dem Eichenstamme hielt der junge Graf sein Pferd an und deutete auf die Thürme der Kathedrale, die dort unten am Horizont sichtbar wurden.

„Da ist die Heimath," rief er mit froher, jubelnder Stimme, „oh Domenico, sieh nur, mir ist, als winke mir der alte Thurm seine Grüße entgegen und ich meine schon die Stimmen meiner lieben Eltern zu vernehmen, die mir ihren Willkommensgruß entgegenjubeln!"

„Er sieht schön aus," murmelte die kleine Marchesa Ludovica hinter dem Eichenstamm, „ja sehr schön! Sieh nur Tante Katharina, wie er dasitzt auf dem stolzen Rosse mit erhobenem Arm und blitzenden Augen, sieht er nicht aus wie ein junger Held, der eben zum Angriff kommandirt?"

Sie hörte gar nicht auf die Antwort der glücklichen Mutter, sondern schaute wieder hin zu dem jungen Helden, der ganz in seine Gedanken vertieft, immer noch hinüberschaute nach der geliebten Stadt. Und Recht hatte sie, schön sah er aus, der Graf Giovanni Maria Mastai, und wie ein Held nahm er sich aus auf dem schönen Rosse, so schlank,

schmiegsam und kräftig zugleich die Gestalt, so edel und schön das Antlitz, die großen, braunen Augen mit solchem Feuer und zugleich mit solcher Milde im Ausdruck, der zartgeschnittene Mund umspielt von einem feinen Lächeln, auf der hohen, breiten Stirn den Stempel der Energie und des Geistes, und über das ganze Antlitz ausgebreitet ein Ausdruck von Unschuld, Güte und Intelligenz.

Die Gräfin Katharina schaute mit nicht minder glänzenden Augen, als ihre kleine Nichte Ludovica hin auf den schönen Reitersmann und sie sagte still im Herzen, was Ludovica gesagt: „Er ist schön und schaut aus, wie ein Held!" und ihr Mutterherz schlug laut vor Stolz und Freude bei dem Anblick des geliebten, heimkehrenden Sohnes.

Nun schien er plötzlich wie aus lieblichem Sinnen zu erwachen, er drückte dem Pferde die Kniee in die Weichen, daß es rasch ein paar Schritte vorwärts sprengte. Da schallt es hinter dem Gebüsch hervor: „Willkommen, willkommen!"

Mitten im Jagen hielt der Reiter das Pferd an und ließ es pariren.

„Er ist schön, sehr schön," flüsterte Ludovica und während alle Anderen sich aus dem Moose erhoben hatten, blieb sie allein auf ihren Knieen liegen und schaute mit ihren glühenden, schwarzen

Augen empor zu dem jungen Manne, der jetzt hastig dem Diener die Zügel hinwarf und vom Rosse herabsprang, um seiner Mutter und seinem Vater in die Arme zu sinken. Dann kamen die Geschwister, umhalsten und küßten ihn und hießen ihn mit tausend zärtlichen Worten willkommen.

„Und wo ist meine kleine Ludovica?" fragte der junge Graf Giovanni nach all' den zärtlichen Begrüßungen. Er schaute umher und sah das junge Mädchen, welches tief erröthend eben sich von ihren Knieen erhob und einige Schritte zu ihm herantrat. Graf Giovanni neigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihr.

„Nun", sagte seine Mutter lächelnd, „willst Du Deine Cousine Ludovica nicht begrüßen, wie es einem Verwandten ziemt?"

Ihr Sohn blickte sie verwundert an.

„Wie, das ist doch nicht meine kleine Ludovica?" fragte er und sich dann wieder der jungen Dame zuwendend, neigte er sich zum anderen Male tief vor ihr. „Nein, Signora, Ihr schaut aus wie ein Engel des Himmels, und meine kleine Cousine Ludovica das ist ein kleiner Kobold, die Euch nicht im Mindesten gleicht."

„Bei der heiligen Jungfrau," rief sie lachend

und zürnend zugleich, „er untersteht sich, mich immer noch den kleinen Kobold zu nennen.“

„Wie, so wäret Ihr es wirklich?“ fragte Giovanni lebhaft, und sprang zu ihr heran, erfaßte ihre beiden Hände und schaute ihr tief in das Angesicht. „Ja, wahrlich, da finde ich in diesem Engelsantlitz meinen kleinen Kobold wieder, da hat er sich noch versteckt in den rosigen Lippen und ich sehe ihn auch wieder in den glänzenden schwarzen Augen. Oh Signora, Engel und Kobold zugleich, ich begrüße Euch als meine liebe Cousine und ich danke dem Schicksal, das mich Euch so wieder finden ließ!“

Er beugte ehrfurchtsvoll vor ihr ein Knie und drückte ihre Hand an seine Lippen.

Gräfin Katharina schaute mit einem lächelnden Blick auf die liebliche Gruppe hin und nickte dann ihrem Gemahl zu, der sehr wohl die Gedanken seiner Gemahlin zu errathen schien und ihren freundlichen Gruß erwidernd, ihr gleichfalls verständnißvoll zunickte.

„Und nun, mein Bruder,“ rief Graf Bonifacio, „nun wollen wir uns, da die Herzen ihre Nahrung erhalten, auch mit irdischer Nahrung versehen. Es ist Alles bereit, wie Philippo gemeldet hat und wenn es dem Herrn Vater und der Frau Mutter gefällig ist, so speisen wir.“

„Ja, so speisen wir,“ riefen die jungen Grafen und sprangen fröhlich vorwärts, nach der Lichtung hin, wo die Diener das Mahl im Grase servirt hatten.

Der Graf und die Gräfin Mastai nahmen Jeder den Arm des geliebten Sohnes und zogen ihn mit sich fort, Ludovica folgte sinnend und gedankenvoller, wie sie es sonst zu sein pflegte, am Arme der Comtesse Isabella.

Dann lagerte man sich im Moose nieder und lachend, schäkernd und plaudernd ward das Mahl eingenommen. Die Eltern und Geschwister hatten den Bruder Vieles zu fragen und begehrten viel Auskunft von ihm, und er wieder erkundigte sich mit lebhafter Theilnahme nach den Freunden und Bekannten und nach allen kleinen Begegnissen des täglichen Lebens in der Familie, und man fühlte es wohl, daß er heimgekehrt sei mit derselben Liebe, derselben Innigkeit des Gedenkens, wie er gegangen war.

„Er ist immer noch mein Kind, mein lieber, unschuldiger Knabe,“ sagte Gräfin Katharina zu sich selber, indem sie mit leuchtenden Augen hinschaute auf den Sohn. Auch noch zwei andere leuchtende Augen waren auf ihn geheftet und schienen sich gar nicht satt sehen zu können an der

schönen, jugendlichen Gestalt, an dem kräftigen und doch so unschuldsvollen Angesicht. Aber als jetzt die Augen Giovanni's den Augen Ludovica's begegneten, da schrak sie leise in sich zusammen, wandte den Blick ab und vermied es nun, ihn anzuschauen.

Dann ging sie plötzlich von der sinnenden, nachdenklichen Weise über in das jugendfrohe, von Lust und Heiterkeit übersprudelnde Wesen, das ihr sonst eigen war. Sie lachte und scherzte mit den jungen Grafen, sie neckte die Comtesse Isabella, schäkerte mit dem alten Grafen, schmeichelte der lieben Tante Katharina und hüpfte wie ein gaukelnder, glänzender Schmetterling umher im Grase von Einem zum Andern. Nur zu dem Vetter Giovanni kam sie niemals herangehüpft, ihn schien sie zu vermeiden, oder ihn gar nicht zu sehen.

Er aber sah sie und folgte ihr mit bewundernden Blicken und wagte doch nicht, das Wort an sie zu richten; indeß seine Blicke sagten ihr viel schöne und schmeichlerische Worte und sie bemerkte es, obwohl sie ihn niemals anzusehen schien, ja, sie erröthete zuweilen vor innerer Lust und ein wundervolles Lächeln umspielte dann ihre purpurrothen Lippen.

„Jetzt", rief Gräfin Katharina, nachdem die Diener die Schüsseln und die Teller wieder fort-

getragen, um sie in Körben und Kästen unterzubringen, „jetzt Ludovica, laß uns einen Nachtisch haben, das schönste, prächtigste Dessert: singe uns ein Lied.“

„Ja, Ludovica, ein Lied, ein Lied,“ riefen die anderen Alle laut und jubelnd. Nur Graf Giovanni schwieg und schaute fragend und lächelnd auf seine junge Cousine hin.

„Nein, heute nicht,“ rief sie, eifrig das schöne Köpfchen schüttelnd, „wozu soll ich singen? Horcht nur, die Vögel in den Bäumen singen, und sie verstehen's besser als ich und der Fluß accompagnirt sie mit seinem lieblichen Rauschen und Murmeln. Laßt die Vöglein singen und den Fluß accompagniren und verschont mich heute mit Musik.“

„Nein, nein, Du mußt singen,“ rief Comtesse Isabella lebhaft, „sollen wir denn umsonst die Guitarre mitgebracht haben? Hast Du es nicht versprochen, daß Du uns hier das schöne Lied singen wollest, welches der Vater liebt, das Lied von Waldesgrün und Jägerlust? Du mußt es singen Ludovica.“

„Ja, Du mußt es singen,“ rief Graf Bonifacio, indem er eilends von dannen sprang zu den Wagen hin, welche im Gebüsche standen und dann wiederkehrte mit der Guitarre im Arm. Er ließ

sich vor der Comtesse auf ein Knie nieder, reichte ihr das Instrument dar und warf das himmelblaue Band, an welchem es befestigt war, über ihre zarten Schultern hin. „So, meine schöne, liebliche Nymphe, jetzt singe uns vom Wald und von Jägerlust, von Himmel und Erde, denn Alles strahlt uns wieder aus Deinem Angesicht!"

Ludovica sträubte sich nicht länger, sie griff mit ihren weißen, zarten Händchen in die Saiten und präludirte. Nun war Alles still und horchte und Nichts vernahm man, als zuweilen das Zwitschern irgend eines Vögleins im dunkeln Laubdach, welches sich über der Gruppe wölbte, und das höhere Aufbrausen des Flusses, wenn er vielleicht über einen Stein rauschte, dazu das leise, zarte Getön der Guitarre. Und nun mit lauter, jubelnder Stimme begann Ludovica ihr Lied von Waldesgrün und Jägerlust.

Wie lieblich die Stimme schallte, wie lieblich sie wiederklang und ihr Echo fand drüben an den steilen Felswänden, die jenseits des Thales hoch aufstiegen zum tiefblauen Himmel!

Plötzlich verstummte das schmetternde Jubellied, leiser tönten die Saiten und allgemach, ohne daß sie es vielleicht selber wußte, ging Ludovica über in eine klagende, stille Weise und das Angesicht,

welches vorhin so himmlisch gestrahlt in Lust und Heiterkeit, ward jetzt ernst, und die Augen, die sonst wie Sterne geglänzt, schienen jetzt wie von einer leichten Wolke umdüstert.

Auch über das Antlitz der Gräfin Katharina flog ein wehmüthiger Ausdruck. Sie kannte die Melodie, welche Ludovica spielte, es war dieselbe, welche ihre Schwester, die Mutter Ludovica's so oft und so schön gesungen, das Lied von der schönen Königstochter, welche den armen Schäfer liebte und aus Liebe starb, weil er ihr nicht angehören sollte.

Wie kam's, daß Ludovica in dieser Stunde jenes Liedes gedachte? Warum tönte es auf einmal wieder in ihrem Herzen? Sie wußte es selber nicht und begann jetzt mit klagender, weicher Stimme zu singen von Liebe und Schmerz, von Treue und Entsagung. Da wurden die Wangen des jungen Mädchens bleich und Thränen standen in ihren Augen bei den letzten Strophen, die vom Glück des Sterbens und vom Wiedersehen da oben sprachen, und als sie geendet, ward Alles still um sie her. Keiner sagte ein Wort des Dankes oder der Bewunderung, und doch sprach das Schweigen beredter, als es alle Worte gethan hätten.

Plötzlich sprang sie empor, warf das Instrument

fast unwillig fort und sagte in lachendem Tone: „Sind wir nicht Alle Thoren und Narren? Wir sind hierher gekommen, um uns zu freuen, und ich dummes Kind singe da ein Lied, das uns Thränen kostet und uns traurig macht. Nein, ich ärgere mich über mich selber und bitte Euch Alle um Verzeihung, und ich bitte Euch, Graf Giovanni," fuhr sie dann schüchtern fort, indem sie ihm das Instrument überreichte, „ich bitte Euch, daß Ihr uns jetzt ein lustiges Lied singt! Wißt Ihr noch, Ihr sangt mir zuweilen ein Lied vom Kobold vor, der in der Nacht auf den Blumen tanzt und als Irrlicht durch die Apenninen jagt, ich bitt' Euch, singt uns heute das Lied."

Er war aufgestanden und hatte aus ihren Händen die Guitarre angenommen; aber er schüttelte leise das Haupt.

„Vergebung, Marchesa," sagte er, sich tief verneigend, „ich kann das Lied nicht singen, die Erinnerung daran ist, seit ich Euch gesehen, plötzlich in meinem Herzen erloschen. Der Kobold ist verschwunden und hat sich in einen Engel umgewandelt, und das Irrlicht, von dem ich Euch gesungen, ist auf immer erloschen."

„Marchesa Ludovica! Wie närrisch Ihr seid," rief Gräfin Katharina, „benennet Euch so feierlich,

als wäret Ihr ganz fremd für einander und nicht die nächsten Verwandten. Nennst Du denn die Brüder meines Giovanni nicht bei ihren Vornamen und dürfen sie Dich nicht Ludovica und Du nennen? Soll Giovanni ausgeschlossen sein aus solcher Vertraulichkeit?"

„Ja, Tante," rief Ludovica mit ihrer lachenden, neckischen Stimme, „ja, er soll ausgeschlossen sein. Auch die Vertraulichkeit muß man sich erst verdienen und seine erste That soll sein, daß er uns Etwas singt."

„So werde ich singen," rief Giovanni mit aufleuchtenden Augen, „doch nicht von Kobolden, Signora Ludovica, von einem Engel will ich singen. Setzt Euch hin auf die Rasenbank und laßt mich zu Euren Füßen knieen und singen."

Sie ließ sich lachend von ihm niederdrücken auf den schwellenden Sitz, und duldete, daß er vor ihr in dem Moose sich niederlegte.

Die Guitarre im Arm begann er nun zu singen aus Tasso's Gerusalemmo liberata das Lied vom Engel Gabriel. Er sang mit einer kräftigen, volltönenden Stimme, die nach allen Regeln der Kunst von seinem Maestro in Rimini gebildet war. Als er geendet, da lohnte ihm lautes Bravo von allen Lippen und Ludovica nickte ihm dankend zu.

„Ihr habt Eure erste Probe bestanden, Signor Giovanni,“ sagte sie, „wir wollen nun sehen, was weiter kommt.“

„Weiter kommt jetzt, daß wir unsere Siesta halten,“ rief Graf Geronimo Mastai. „Auch das Vergnügen will seine Siesta haben und seine Abwechselung, und nach dem Essen, Plaudern und Singen scheint mir ein Bischen Nachmittagsruhe auch eine schöne Abwechselung. Es ruht sich nirgends so schön, als im Waldesgrün, und mir scheint, daß die ganze Natur uns selber einladet zum schönen dolce far niente. Hört nur, die Vögel sind selbst verstummt in den Bäumen und ruhen, und wie mich dünkt, schleichen selbst die Wellen des Miso langsamer dahin und halten ihre Siesta, so lasset es uns auch thun. Kein Tag ist schön, der nicht sein dolce far niente hat.“

„Ja, lasset uns schlafen,“ rief Comtesse Isabella

„Ich schlafe nur, wenn Tante Katharina uns eine von ihren schönen Legenden erzählt,“ rief Ludovica lebhaft, indem sie zu ihrer Tante heranhüpfte, und ihre Hand an ihre Lippen drückte. „Ich habe gesungen, weil Du es wünschtest, Tante Katharina, nun flehe ich zu Dir, singe Du auch, das heißt, erzähle uns Etwas, Deine Stimme schon ist wie Gesang, und Du weißt ja, ich bin

Dein verwöhntes Kind und kann nicht einschlafen, wenn Du nicht neben mir bist und ich Deine liebe Stimme höre, die mir wie das Murmeln jenes Flusses, so lieblich tönt."

„Du bist eben mein verwöhntes Kind," sagte Gräfin Katharina, sie zärtlich anschauend und ihr die schwarzen Locken von der Stirne zurückstreichend. „Komme her und lege Dich hier zu mir in's Moos und stütze Dein Köpfchen auf meine Kniee, und wenn Ihr denn wollt, so will ich Euch eine Legende erzählen. Zum Einschlafen, Ihr bösen Kinder, soll Eure Mutter Katharina erzählen; doch ich thu's. Nun legt Euch Alle bequem nieder und dann hört mir zu."

Graf Geronimo hatte sich schon seinen Platz im Moose neben seiner Gemahlin bequem gemacht, und lang ausgestreckt; in süß dämmerndem Behagen lag er da und schaute hinauf zu dem blauen Himmel und den rauschenden Bäumen.

Die beiden Söhne und die Comtesse Isabella folgten dem Beispiel des Vaters und streckten sich aus auf dem weichen Teppich, welchen die Natur ihnen ausgebreitet. Nur der junge Graf Giovanni saß aufrecht zwischen den Brüdern und der Mutter auf dem braunen Gestrüpp, und seine großen braunen Augen blickten hinauf zu der Mutter, die

zwischen den ruhenden Gestalten ihrer Kinder aufrecht da saß, das Haupt angelegt an den Stamm der Eiche, die hinter ihr stolz und hoch sich aufrichtete. Dann blickte Giovanni auf seine schöne Cousine, den in einen Engel verwandelten Kobold, welcher neben der Mutter im Grase ruhte, die schlanke Gazellengestalt in sich zusammengeschmiegt, das Haupt ruhend auf dem Schooß seiner Mutter, von deren dunkelgrünem Gewande ihr liebliches Antlitz aufleuchtete, wie eine aufknospende Rose im dunklen Grün. Die schwellenden Purpurlippen waren halb geöffnet und ließen die perlenweißen Zähne hindurchblitzen. Die Augen, die schwarzen glänzenden Sterne, hatte sie emporgehoben zu dem Antlitz der Gräfin und ein Ausdruck unendlichen Behagens und süßen Friedens war eben über ihr liebliches Antlitz ergossen.

Zuweilen, wenn der säuselnde Wind droben das dichte Blätterwerk theilte, welches die ganze schöne Gruppe zu den Füßen der Eiche beschattete, dann fiel der Sonnenglanz gerade auf Ludovica's Angesicht und machte es heller und schöner aufstrahlen. Sie schloß dann lächelnd die Augen und lehnte still und unbeweglich da, als schliefe sie, und hob dann, wenn der Schatten sich über ihr Antlitz ergoß, langsam die Augen wieder empor und schaute

auf zu der Gräfin, deren leise, liebliche Stimme, wundersam accompagnirt von dem leisen Murmeln und Rauschen des Flusses, wie ein Wiegenlied erklang.

Die Gräfin Katharina erzählte. „Die Legende von dem heiligen Haus zu Loretto will ich Euch erzählen, meine Kinder," sagte sie. „Wenn man recht glücklich und recht beseligt ist, wie wir es heute durch die Wiederkehr sind, dann soll man vor allen Dingen in frommem Dank der heiligen Jungfrau und ihres lieben Sohnes gedenken, denen wir Menschen alles Glück schulden, und denen wir zuerst unsere Gebete und unseren Dank darzubringen haben für alles Gute."

„Die heilige Jungfrau, Ihr wißt es, wohnte zu Nazareth in einem armen, stillen Häuschen; dorten hatte der heilige Geist sie gesegnet und sie zur Mutter des Heilands auserkoren; dorten in demselben stillen Häuschen lebte der Heiland Jesus Christus nach seiner Rückkehr aus Aegypten so lange, bis daß die Zeit erfüllet war und er gestärkt und machtvoll hinaustrat aus der kleinen Hütte, um alle Welt zu sich zu rufen und alle Welt glücklich zu machen. Und als Jesus sich hingegeben hatte als Opfer für das Wohl der Menschheit, da ward, wie Ihr es denken könnt, das Haus, in welchem

die heilige Mutter gelebt, und der Gottessohn sich vorbereitete zu seinem himmlischen Beruf, für alle Gläubigen und Frommen ein heiliger Wallfahrtsort; von weit her aus aller Herren Länder kamen vor langen Jahrhunderten die gläubigen Christen, denen solche Gnade verliehen war, daß sie eine so weite Reise machen konnten, um in dem heiligen Hause zu Nazareth ihre Andacht zu halten.

„Auch die fromme Kaiserin Helena, von welcher Ihr wißt, daß sie die Santa Scala, welche der Heiland hinangeschritten war zu Pontius Pilatus, nach Rom brachte und welche dorten noch heute ein heiliger Wallfahrtsort ist für alle Christen, auch die Kaiserin Helena kam nach Nazareth, um mit heißen Dankesthränen in der heiligen Hütte zu beten zur gebenedeiten Jungfrau und zu ihrem Sohne, und wenn die Kreuzfahrer nach Palästina kamen, so war es ihre erste und heilige Pflicht, das Haus der Mutter Maria aufzusuchen und dorten ihre Andacht zu verrichten. Und so war's und so blieb's bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

„Aber um diese Zeit, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, begab sich hier in Italien, unweit von uns, ein gar seltsames und wunderbares Ereigniß. Es war zur Zeit des Papstes Nicolaus IV.,

der ein gar frommer und gottseliger Mann war. Zwischen Tersal und Fiume, unweit vom adriatischen Meere, sahen die Bewohner der Gegend auf der öden Fläche des Uferrandes des Morgens plötzlich ein Häuschen stehen. Jedermann war erstaunt; Niemand hatte die Bauleute gesehen, die es aufgerichtet. Alles war öde und still gewesen noch am Tage zuvor. Und nun stand das Häuschen fest und fertig auf dem Grund, als hätte es von langen Zeiten her dagestanden. Aber die Menschen, wie sie näher herankamen, und scheu und schüchtern sich umschauten, sahen sie, daß das Häuschen da stand ohne allen Untergrund; gleichsam als hätte man es nur von der Hand genommen und so dort auf den Sand gesetzt. Niemand wollte es wagen, die geschlossene Thüre zu öffnen, und man ließ den Pfarrer, den heiligen Christophus, kommen aus Tersat, damit er der Erste sei, welcher einträte in das wunderbare Haus. Er öffnete die Thür und hinter ihm traten der Magistrat und die ersten Behörden von Tersal ein. Das ganze Häuschen war nur ein einziger kleiner, niedriger Raum, die Mauern aus röthlichem Gestein, einfach und schmucklos. Aber in der Mitte dieses heiligen Raums erhob sich auf einem Altar eine Gestalt der Mutter Gottes aus Holz geschnitzt, mit einem

blauen perlengestickten Mantel übergossen und mit einer Krone von Perlen und Brillanten auf dem Haupt; in ihren Armen hielt sie das Jesuskind, welches segnend die rechte Hand erhebt und in der linken eine Weltkugel trägt.

„Es war eine schmucklose Statue, die Gesichter von Mutter und Kind geschwärzt, wie von langem Kerzenrauch. Nichts sonst befand sich in dem Raum, außer in einer Mauervertiefung etwas armseliges Kirchengeräth, und zu diesen armseligen Wänden contrastirte wunderbar die schöne Decke des Gemaches,

„Sie war von himmelblauem Mosaik mit goldenen Sternen ausgelegt und in der Mitte erhob sich eine kleine Kuppel.

„Der Pfarrer und die Magistratspersonen schauten es verwundert an.

„Woher kommt dieses Haus?" fragten sie einander, „dieses Haus von so absonderlicher, fremdartiger Bauart?"

„Ich kann's nicht sagen und entscheiden," sagte der fromme Priester. „Jedenfalls ist es ein Wunder, und ich will sogleich gehen und unserm heiligen Bischof von San Georgio davon Anzeige machen. Er ist ein gar frommer und heiliger Mann. Vielleicht, wenn er die Wundermähr vernimmt, giebt die ihm seine Genesung wieder. Denn er ist

krank und die Aerzte sagen, er sei dem Tode verfallen. Vielleicht macht dieses Wunder ihn genesen,"

„Sie schlossen die Thür und eilends begab sich der Pfarrer hin zu dem kranken Bischofe und erzählte ihm die Geschichte von dem wunderbaren Hause mit dem Muttergottesbilde.

„Er horchte mit gefalteten Händen auf die Geschichte und plötzlich zog es wie ein Strahl des Entzückens über sein Angesicht und er, der Wochen lang schon gelähmt und todesmatt auf seinem Lager gelegen, er erhob sich plötzlich, befahl den Dienern, ihm seine Gewänder zu bringen, kleidete sich an und schritt, von Niemandem gestützt und geführt, hinunter auf den Marktplatz, wo das neugierige Volk sich schon versammelt hatte, um den hoch verehrten Bischof, den geliebten Herrn, welchen Alle dem Tode nahe geglaubt, und den es jetzt plötzlich unter sich erscheinen sah, zu begrüßen. Man stürzte jetzt auf die Kniee, man hob die Hände, man küßte den Saum seines Gewandes, und er mit lauter, mächtiger Stimme sprach zu dem Volke:

„Schaut das Wunder Gottes! Als der Pfarrer mir erzählte von dem Hause, das dorten am Ufer des Meeres plötzlich erschienen, da fühlte ich mich wie gestärkt und neu belebt und ich beschwor die

unbefleckte Jungfrau, mir so viel Kraft zu geben, daß ich ihr Heiligthum besuchen könnte. Auf einmal war es mir, als öffnete sich plötzlich über mir die Decke des Gemaches und ich schaute die heilige Jungfrau und sie winkte mir lächelnd Gewährung meines Flehens, und ich wußte, daß uns das Haus wirklich erschienen sei, in welchem die heilige Jungfrau zu Nazareth wohnte, und wo das Wort Fleisch geworden ist. Langsam verschwand die Himmelserscheinung, ich aber erhob mich als ein Gesunder und als ein Gesunder trete ich unter Euch und fordere Euch auf: Kommt mit mir und schauet das Wunder zu Tersal."

„Und hinaus an das Ufer des Meeres ging der Bischof, der jetzt stark und kräftig war, wie in den Tagen seiner Jugend. Alles Volk folgte ihm nach und pries Gott und die unbefleckte heilige Jungfrau.

„Und als der heilige Bischof nun eintrat in das Haus der Mutter Gottes, rief er auf seinen Knieen laute Dankgebete empor zu ihrem Preis.

„Die Nachricht von dem Wunder, welches sich begeben, flog wie mit Windesflügeln durch ganz Italien hin. Sie gelangte auch zu dem Urahn meiner lieben, kleinen Ludovica, die hier halb eingeschlafen, kaum hört, was ich spreche."

„Oh doch, Tante Katharina," flüsterte Ludovica lächelnd, „ich höre und weiß, von wem Du jetzt reden willst, von meinem Urahn, dem Grafen Frangipani, der damals Statthalter von Dalmatien war. Ach, sprich weiter, ich liebe diese Legende. Die gute Mutter hat sie mir oft erzählt, wenn ich vom vielen Laufen und Springen matt und müde zu ihr kam und sie bat, mich in den Schlaf zu singen. Singe nun weiter, liebe Tante. Sprich von meinem Urahn, dem Grafen Frangipani."

„Er war ein guter und stolzer Herr," fuhr die Gräfin Katharina fort, „doch fehlte es ihm an dem Glauben, und er wollte das Wunder, von welchem man ihm erzählte, bezweifeln und befahl die genauesten Untersuchungen dessen, was sich begeben und sandte vier Commissäre, die mußten den Plan des Hauses aufzeichnen, seine Mauern messen, seine Steine prüfen und zählen. Und als sie das gethan, befahl er ihnen, nach Nazareth zu reisen, um dorten nach drei Dingen zu forschen und zu fragen.

„Zuerst: ob das Haus der heiligen Mutter Gottes dorten wirklich verschwunden sei. Dann zweitens: ob die Fundamente dorten noch vorhanden seien.

„Und drittens: ob die Fundamente genau

stimmten zu der Form des Häuschens und ob das Gefüge der Steine dasselbe sei, wie in dem Hause, das plötzlich zu Tersal erschienen.

„Die vier Commissäre reisten also nach Nazareth und langten dort an nach langer, beschwerlicher Fahrt.

„Sie fragten nun zuerst nach dem Hause der heiligen Jungfrau Maria. Da sagte man ihnen mit traurigen Mienen überall: „Der heilige Wallfahrtsort ist plötzlich verschwunden, und Niemand weiß, wohin. Es war kein Sturm, der es von dannen geweht, sonst hätte man zum mindesten die Steine gefunden. Es war, als ob es zum Himmel aufgefahren sei und seine Himmelfahrt gefeiert, gleichwie die Mutter Gottes und gleich Jesus Christus. Man weiß nicht, wohin es gekommen." Und so verzweifelnd fragten die Commissäre: „Kann man die Grundsteine des Fundamentes noch sehen?"

„Das bejahten die Leute und führten sie hin nach der Stelle, wo das Haus gestanden und wo noch das Fundament tief in der Erde sich zeigte.

„Und weiter fragten sie: Wann hat sich das wunderbare Ereigniß begeben? Und die Antwort lautete: am zehnten Tage des Mai-Monates des heurigen Jahres 1292. Und das war derselbe

Tag, an welchem man am Ufer des adriatischen Meeres nahe bei Tersal das wunderbare Haus zuerst gesehen hatte.

„Die Commissäre prüften nun das Fundament, maßen seine Länge und Breite, untersuchten das Gefüge des Gesteines, die Beschaffenheit der Steine selber und Alles stimmte ganz genau mit dem Hause von Tersal überein.

„Sie schrieben das Alles, was sie gefunden, nieder und ließen es bezeugen an Ort und Stelle von den oberen Behörden von Nazareth. Dann kehrten sie mit diesen sprechenden Zeugnissen dessen, was der Herr Bischof gekündet, zurück nach Europa und begaben sich zu dem Statthalter von Dalmatien, dem Grafen Frangipani.

„Nun war's unzweifelhaft und ganz gewiß! Ein Jauchzen und Jubeln ging durch die ganze Bevölkerung von Dalmatien, Albanien und Bosnien, daß Gott der Herr ihr Land so gesegnet und auserwählt. Und das Haus zu Tersal wurde nun ein frommer Wallfahrtsort für alle Gläubigen der Christenheit. Doch siehe, eines Tages war das Haus verschwunden und bald erschallte die Nachricht von einer anderen Ortschaft her, daß dorten ein wunderbares Haus sich gezeigt und wieder verschwand es auch dorten und man fand es an einer

anderen Stelle wieder, bis es endlich nach Loretto kam, und dorten stand es nicht, wie es zu Tersal gestanden, nur leicht über dem Sandboden, sondern es hatte sich tief eingebohrt in die Erde, als wolle es den Menschen verkünden, daß es hier zu verbleiben gedächte. Es strömten von allen Seiten die Menschen herbei und beteten zu der heiligen Jungfrau in dem wunderbaren Hause.

„Aber der Papst, der fromme Papst, welcher dazumal regierte, Bonifacius VIII., der wollte, gleich wie der Graf Frangipani es gethan, vor allen Dingen den Ursprung des heiligen Hauses, welches jetzt zu Loretto sich befand, feststellen und die Wahrheit erforschen.

„Er sandte vierzehn Männer, welche stark in der Erkenntniß, fromm im Glauben und klug im Wissen, nach Tersal, um dorten zuerst von dem Haus, welches da gestanden, sich eine genaue Beschreibung geben zu lassen. Dann mußten diese vierzehn Männer hinübersegeln über das Meer, und nach Nazareth sich begeben, um auch dorten den Grund zu messen und das Gestein zu prüfen, und noch genauer, als es vor fünf Jahren die Commissäre des Grafen Frangipani gethan, Alles zu untersuchen und zu beobachten und das Resultat des Suchens und Forschens, also die geläuterte Wahrheit sei,

festzustellen. Und als die vierzehn Männer heimkehrten, konnten sie dem Papste sagen: „Das Wunder hat sich begeben, das Wunder ist Wahrheit, das Haus ist jetzt zu Loretto angelangt und dorten scheint es verbleiben zu wollen, denn es hat mit seinem Fuß sich fest in den Boden eingebohrt und dorten, Ihr wißt es, unweit von uns dort oben, nahe bei Ancona auf dem Gipfel des Berges, von welchem man einen so bezaubernden Rundblick auf das adriatische Meer und seinen schönen Hügelkreis genießt!"

„Dort nun in Loretto steht seit Jahrhunderten das heilige Haus der Mutter Gottes, die casa santa und ist der heiligste Wallfahrtsort aller Gläubigen geblieben seitdem. Gesegnet seien wir Alle, daß wir dem heiligen Wunderhaus so nahe leben, denn in ihm wohnt der Friede, das Heil und das Glück. Wer unglücklich ist und wallt hin zum heiligen Gnadenhaus zu Loretto, der ist gesegnet, und das Unheil fällt von ihm ab, wie ein düsterer Schleier.

„Wer unrein und sündig ist in seinem Herzen und rafft sich auf und wallfahrtet nach Loretto, dessen Herz wird rein und die Sünde fällt von ihm ab, und geläutert und gesegnet kehrt er zurück aus der casa santa in Loretto.

„Wen Krankheit und Uebel befällt und er ist gläubig und betet zu Loretto zur heiligen Jungfrau, dem giebt Gott Genesung an Geist und Körper und die Krankheit fällt von ihm ab, wie dürres Laub im warmen Frühling von den wieder aufgrünenden Bäumen."

Sie schwieg und schaute hinüber zu ihrem Sohne Giovanni und ihre Augen begegneten sich in einem langen, verständnißvollen Blicke. Niemand von allen Anderen sah diesen Blick. Sie hatten Alle die Augen geschlossen, sie waren Alle unter dem Plätschern des Flusses und dem leisen Murmeln der Stimme ihrer Mutter sanft eingeschlafen und das dolce far niente hatte mit leisen Schmetterlingsflügeln ihnen die Augen geschlossen.

Nur Mutter und Sohn wachten und schauten sich an und dann schwiegen auch sie und still war Alles rings umher und nur das leise Murmeln des Flusses unterbrach das liebliche Schweigen.

Wie oft in späteren Tagen der Schmerzen und der Entsagung, der Größe und des Glanzes, wie oft noch, da Graf Giovanni Maria längst jenen Namen nicht mehr trug und aufstrahlte in der Welt als Papst Pius IX., wie oft hat er noch jener Stunde der erquicklichen Siesta unter dem Schatten der Eiche im Haine von Sinigaglia ge-

dacht! Wie oft hat er davon gesprochen mit seinem alten, treuen Diener Domenico Guido und hat davon erzählt seinen vertrauten Freunden! Als ein Wunder hat er es jedesmal noch gepriesen, daß gerade an dem Tage seiner Wiederkehr die Mutter ihm die Legende vom heiligen Mutter-Gotteshaus zu Loretto erzählte, als wolle das Schicksal und die gütige Vorsehung ihn damals schon mahnen an das Heil seiner Zukunft und ihm den Ausgang zeigen aus den düsteren Schmerzenstagen, die wenige Tage später sein Leben umnachten sollten! — —

Doch jetzt ist noch Alles sonnig, hell und heiter dorten im Hain von Sinigaglia und als die Mutter ein wenig geschwiegen, da erheben sich all die ruhenden Häupter, da öffnen sich all die Augen und sie, die sanft geträumt unter den murmelnden Worten der Gräfin, sie erwachen von der Stille und schauen lächelnd einander an, und Einer fragt den Andern, ob er wirklich geschlafen und Jeder natürlich verneint es und betheuert, daß er recht aufmerksam zugehört habe.

Doch als Gräfin Katharina lächelnd nun fragt, was sie erzählt, da weiß es Niemand zu berichten, — Niemand außer der Marchese Ludovica.

„Von der Mutter Gottes zu Loretto hast Du

gesprochen und von meinem Urahn, dem Grafen Frangipani."

„Und weiter dann?" fragte Gräfin Katharina.

Da lacht Ludovica und springt empor von ihrem Ruhesitz. Denn weiter weiß sie nichts zu berichten, und das dolce far niente hatte auch sie eingeschläfert. Aber nun sind sie Alle wieder lebendig und fröhliches Jauchzen und Lachen und Singen und Klingen durchtönte jetzt wieder den Hain.

Dann aber mahnte Graf Jerome zum Aufbruch und zur Rückkehr. Die Wagen fahren herbei und die Diener führen die Pferde heran für die jungen Grafen. Die Damen sollen in der Kutsche heimkehren. Doch die Marchese Ludovica ist jetzt wieder das eigensinnige, übermüthige, kleine Mädchen, die Beherrscherin jeden anderen Willens.

„Mag nicht in der dunklen, vergoldeten Droschke stecken," sagte sie, „mag nicht wie eine ehrsame, alte Dame mich auf den weichen Polstern strecken. Erlaubt mir, gnädige Frau Tante, daß ich zu Pferde heimkehren darf. Ihr wißt ja, ich liebe die Sonne und die Luft und den blauen Himmel und es ist gar zu schön, auf dem Pferde sich zu tummeln und frei zu sein in der lieben, frischen Gottesluft. Und wozu habt Ihr mir denn erlaubt, daß meine liebe Amaranthe, mein schöner, weißer

Zelter mit herausgeführt werde, wenn ich nicht heimwärts reiten darf? Ich weiß wohl, heute Morgen hätte das Aufsehen gemacht in der Stadt, aber nun beginnt's zu dunkeln, und Niemand weiß, wann wir heimkehren und Wenige nur werden es sehen, wenn ich auf meinem Zelter durch die Stadt reite."

Wer kann ihren Schmeicheleien und Bitten widerstehen? Der Zelter war nur herausgebracht, daß Ludovica im Waldesgrün ihn reiten kann, doch da sie es wünscht, so mag es nun sein und sie soll ihren Willen haben.

Die beiden älteren Söhne des Grafen stürzen fort, um den Zelter zu holen, aber rascher, wie sie, springt Giovanni dahin und triumphirend führt er an dem seidenen Zügel jetzt das weiße Thier der Herrin zu.

Doch seine beiden Brüder drängen ihn bei Seite und Jeder von ihnen will die Hand darreichen, daß Ludovica ihren kleinen Fuß hineinsetzen und sich emporschwingen kann in den Sattel und Einer immer drängt den Anderen bei Seite unter Lachen und unter frohen Scherzen und unter anscheinendem Schmollen und Zornes-Bezeugungen. Da ruft endlich der älteste der Brüder:

„Entscheide Du selber, schöne Cousine! Wer soll

das Recht haben, Dich auf den Zelter zu heben? Wer soll Dein Cavalier sein?"

„Ich selbst will's sein," sagte sie mit stolzem, trotzigem Ausdrucke. „Ich selbst will mich heraufheben auf den Zelter und es bedarf dazu nicht Eurer Hand."

Und mit ihren beiden kleinen weißen Händen faßt sie die wehende Mähne des Zelters, und wie vom Zephir getragen schwingt sie sich empor in den Sattel. Und da sie nun oben sitzt und lächelnd und staunend die Cavaliere sie anschauen, blickt sie mit stolzem Lächeln zu ihnen nieder.

„Du hast uns noch nicht Antwort gegeben, Cousine Ludovica," sagte Graf Battista, die beiden jüngeren Brüder bei Seite drängend und dann, den Arm auf den Hals des Zelters gelegt, zärtlich aufschauend zu der jungen Marchese. „Sage uns doch, Ludovica, wer von uns soll Dein Cavalier sein? Wem willst Du diesen Vorzug geben?"

„Ja, sage es," wiederholen auch die beiden anderen Brüder, „wer von uns soll Dein Cavalier und Dein Ritter sein?"

Sie schaut sie mit ihren großen Augen Einen nach dem Anderen an, dann läßt sie die flammenden Blicke weit hinschweifen über die ganze Gegend, bis daß sie haften dort droben an den steilen

Felsen, die am anderen Ufer des Flusses schroff emporsteigen. Dann hebt sie die kleine weiße Hand und winkt hinüber nach dem Felsen.

„Der soll es sein,“ sagte sie mit lauter Stimme, „der soll mein Cavalier sein, welcher mir die purpurrothe Blume bringt, die dort am Felsen blüht.“

Sie schauen alle Drei hinüber. Ja wohl, sie sehen sie inmitten des steilen Felsens, dort, wohin noch nie eines Menschen Fuß gekommen sein mag, dort heben sie sich von dem Gestein empor mit ihren dichten Blüthendolden „die Purpurrosen der Apenninen.“ Nur dieser eine einzige Blüthenbusch ist rings umher in dem Gestein zu sehen und unnahbar, dem kühnsten Jäger kaum wohl erreichbar, scheint er.

„Seht Ihr die Blumen?“ fragte Ludovica zum anderen Male.

„Ja, wir sehen sie,“ seufzte Graf Battista traurig.

„Nun, ich wiederhole es, der soll mein Cavalier sein, welcher mir morgen diese Blume bringt.“

Und lachend faßt sie die Zügel ihres Zelters fester und sprengt dem Wagen nach, in welchem das gräfliche Paar mit der Comtesse Isabella dahinrollt. Die drei Grafen schwingen sich eilends auf ihre Rosse und sprengen ihr nach.

Keiner sagt zu dem Anderen ein Wort, Keiner schaut zurück auf die Purpurrose der Apenninen, aber Jeder ist traurig.

Ludovica hat Unmögliches gefordert, und also will sie Keinen von ihnen zu ihrem Cavalier annehmen.

IV.

Die Katastrophe.

Alles schlief noch im Palaste des Grafen Mastai. Die Sonne war eben erst aufgegangen und hatte das blaue adriatische Meer mit seinen strahlenden Purpurgluthen übergossen, als Graf Giovanni Maria Mastai leise die Thür seines Schlafzimmers öffnete und vorsichtig auf den Zehen den Korridor hinunterschlich. Vor der Thüre zu dem Schlafzimmer seiner beiden Brüder blieb er stehen und lauschte. Er meint, sie müssen, von demselben Wunsche beseelt wie er, sich früh erhoben haben, um denselben Weg zu gehen und er möchte doch der Erste sein, er möchte vor ihnen zu dem gemeinsamen Ziele gelangen.

Doch nein, drinnen ist Alles still, Nichts bewegt sich und kein Laut unterbricht das Schweigen.

Wirklich, es scheint, als ob seine beiden Brüder noch schlafen, als ob kein glühender Wunsch, kein feuriges Verlangen ihnen die Ruhe des Morgenschlummers stört!

„Nun, so schlaft weiter," flüsterte er lächelnd, „möget Ihr schlafen, bis ich heimkehre als Sieger."

Mit heiterem Antlitze springt er nun die marmornen Stufen der Treppe hinunter und eilt durch die weite Halle nach der Hinterseite des Palastes. Auch hier ist Alles still. Kein Diener bewegt sich in den Gängen; Niemand wird es wissen, wenn er von dannen geht, Niemand wird ahnen, wohin er sich gewendet.

Doch nein, wie er jetzt hinaustritt auf den Hof, da steht sein alter Diener Domenico in der offenen Thüre des Pferdestalles und ganz erstaunt stürzt er vorwärts, seinem jungen Herrn entgegen. Der winkt ihm mit der Hand, still zu sein und flüstert ihm zu: „Domenico, da Du nun einmal wach bist und ich Deinen Späheraugen nicht entgehen konnte, so führe mir mein Pferd vor."

„Euer Gnaden wollen ganz allein ausreiten?" fragte Domenico ganz verwundert.

„Ja, ganz allein," erwiderte Graf Giovanni. „Sag' es Niemand, daß ich mich von dannen gemacht habe. Ich denke, in zwei Stunden bin ich

wieder da und sie werden dann Alle vielleicht noch schlafen und es wird Niemand bemerken, daß ich fort war. Also schweig', Domenico."

„Doch ich bitt' Euch, Herr," flehte der alte Diener, indem er aus dem Stalle das gesattelte Pferd herbeibringt, „ich bitt' Euch, lasset mich Euch begleiten."

„Nein, Domenico, was ich zu thun habe, darf ich nur ganz allein vollbringen."

Er schwingt sich auf das Roß und leise und vorsichtig, damit das Pferd nicht mit den Hufen laut aufschlage auf die Marmorfliesen des Hofes, reitet er vorwärts.

Domenico folgt ihm bis an die äußere Gitterthür des Hofes, die er geöffnet, um den jungen Herrn hinausreiten zu lassen.

„Gnädiger Herr, seid gütig, erlaubt, daß ich Euch begleite."

„Nein, Domenico! Doch ich will Dir sagen, wohin ich reite und sollte ich in drei oder vier Stunden nicht wiederkommen, dann kann es möglich sein, daß mir ein Unfall zugestoßen ist und dann sollst Du mir folgen. Ich reite nach dem Hain zu der Stelle, wo wir gestern lagerten, und wenn Du mich suchen müßtest, so findest Du mich an dem Ufer der Misa, neben dem steilen Felsen."

Er nickte dem Diener freundlich zu und sprengte von dannen.

Der alte Domenico schaute ihm nach und schüttelte traurig sein Haupt.

„Ich weiß wohl, wohin er reitet! Hab' ja gehört, wie das Zauberkind gestern hindeutete auf die Blumen droben am Felsen und hab' gehört, was sie dabei sprach. Dahin reitet er und doch ist's unmöglich, daß er die Blumen pflücken kann. Ach, wäre er nur erst wieder hier."

Traurig schlich der alte Domenico zurück in seinen Stall und schaute nach der großen Uhr empor, die in dem Giebelfelde des Palastes angebracht ist.

„Es ist neunzehn Uhr und wenn er um die dreiundzwanzigste Stunde nicht hier ist, dann reite ich ihm nach."

Graf Giovanni indessen sprengt munter durch die Straßen dahin.

Es ist noch Alles still. Jeder ruht noch und schläft und selbst auf den Treppenstufen der Kathedrale, an welcher er vorüber reitet, fehlen noch die Bettler und die alten Weiber, die dort sonst den ganzen Tag hindurch lagern.

Nun hat er das Thor erreicht und in vollen Sätzen galoppirt er den Weg hinunter, den Weg

nach dem Hain von Sinigaglia. Für ihn ist er gestern ein heiliger Hain geworden, denn ein wunderbares, neues Leben, das fühlt er, ist dort in dem Hain gestern in ihm aufgeglüht und eine himmlische Blume hat gestern in seinem Herzen ihre Blüthenkronen entfaltet, die Blume einer jungen, einer ersten Liebe!

Wie er dahinreitet, schaut er immer noch vor sich das holde, süße Angesicht des jungen Mädchens, das für ihn der Engel der Verkündigung, der Engel eines neuen Tages, einer neuen Sonne ist und ihre Augen, wie sie hineinstrahlen in sein Herz, dünken ihm wie Sterne des Himmels: so klar und heilig und so himmlisch auch.

„Ich will mein Leben freudig wagen um einen Blick und um ein Lächeln von Ludovica," sagte er jauchzend in sich hinein. „Sie soll mich annehmen zu ihrem Cavalier und ich will werben um ihre Liebe mit meinem besten Willen, mit meinem besten Können! O, welch eine glückselige Zukunft öffnet sich plötzlich meinen Augen! Ich will mich ihrer würdig machen, ich will suchen als tapferer Held mir Ruhm und Größe zu erwerben und Ansehen vor den Leuten und Alles, was ich bin und habe, will ich dann niederlegen zu ihren Füßen als einen Tribut meiner Liebe! Ich will selig und

beglückt sein, wenn sie mich annimmt für das Leben zu ihrem Ritter und Diener zugleich!"

Jetzt, wie er aufschaut zu dem Himmel und umherblickt auf die schöne liebliche Gegend, scheint ihm Alles verändert und wie in neuem Glanze ihm entgegenstrahlend, denn er betrachtet Alles mit anderen Blicken und mit anderem Fühlen. Die Welt ist ihm verwandelt, sie ist für ihn ein Paradies geworden seit gestern, seit die erste, heilige Liebe einzog in sein reines Herz. —

Nun ist er angelangt bei der Stelle, wo sie gestern gelagert im Moose unter schattigen Eichen. Er springt vom Pferde und bindet es mit dem Zügel fest an einen Baumstamm. Dann sucht er den Platz, wo Ludovica gestern geruht. Er knieet nieder und küßt das Moos, welches noch gebeugt und niedergedrückt ist von der ruhenden Gestalt.

„Vorwärts, vorwärts an's Werk," ruft er dann laut und das Echo ringsumher tönt es wieder, „vorwärts an's Werk!"

Am Ufer des Flusses geht er dahin bis an den kleinen Steg, welcher hinüberführt an das jenseitige Ufer. Mit hastigen Sätzen springt er hinüber und schaut zu den steilen Felsen empor. Dort, ganz in der Mitte des Felsens steht die Purpurrose

der Apenninen mit ihren vollen Blüthenbüscheln und sein Antlitz wird auf einmal traurig.

„Es ist unmöglich, ganz unmöglich! Kein Pfad führt hin zu der Stelle und ganz steil erheben sich die Felsen.“

„Nein, es darf nicht unmöglich sein, die Liebe überwindet Alles, sie muß auch das mir überwinden helfen!“ rief Graf Giovanni dann mit lauter, freudiger Stimme und ging weiter spähend und suchend am steilen Felsenufer dahin.

Ja, da ist ein Weg. Irgend ein Jägersmann hat hier und dort ein wenig von dem bröckelnden Felsgestein sich abgehauen. Er ist vielleicht einer Gazelle nachgegangen oder dem Steinbock, der bisweilen in diesen Gebirgshöhen zur Lust der kühnen Jäger sich zeigt. Steil ist der Pfad, doch was kümmert's ihn, wenn er ihn nur hinführt zu dem ersehnten Ziele!

Zuweilen bleibt Giovanni stehen, wendet sich um die Felsblöcke herum und schaut hin nach der Purpurrose. Das Schicksal ist ihm hold und gnädig und immer näher führt ihn der Pfad zu der Blume hinan.

Die Sonne, welche jetzt höher aufgestiegen, legt gerade ihre Strahlen über die Felswand hin und brennt auf der Gestalt des kühnen Wanders-

mannes, der da emporklettert, der keuchend und ächzend vor Anstrengung sich aufschwingt von Felsstufe zu Felsstufe.

Nun hört der Pfad auf, oder vielmehr, er wendet sich links höher in das Gebirge. Dort ist nicht der Weg zu seiner Blume, nicht der Weg zu seinem Zukunftsglücke! Doch er muß ihn wandeln und er muß ihn finden und möge Gott und die Liebe ihm den Pfad ebnen!

Wieder bleibt er stehen, denn jetzt scheint jedes Weiterkommen unmöglich. Steil hebt der Fels sich vor ihm empor und steil senkt er sich unter ihm nieder gerade zu dem Fluß, der wie ein silbernes Band sich durch das Thal hinschlängelt. Wie Giovanni niederschaut in den Fluß, überfällt ihn plötzlich das Gefühl des Schwindels und angstvoll faßt er mit den Händen nach der Felswand und klammert sich fest an. Aber er muß immer wieder hinunterschauen in den steilen Abgrund und es wirbelt und tönt und klingt vor seinen Ohren; der Angstschweiß perlt ihm auf der Stirn und seine Glieder beben.

„Ich will gefaßt sein, ich will nicht sterben,“ murmelte er vor sich hin. „Nein, ich will nicht sterben an dem Eingang eines neuen Lebens. Nicht mehr in die Tiefe will ich schauen, empor zu der

Blume will ich blicken, zu der Blume meines künftigen Glückes!"

Und muthig und tapfer klimmt er wieder aufwärts.

Jetzt ist sie nicht mehr fern von ihm; dort zur Rechten, kaum fünfzig Fuß über ihm leuchtet sie ihm entgegen und der Morgenwind weht in ihren Büscheln und einige vergilbte Blätter fallen nieder und treffen gerade sein dunkelblondes Haar.

„Das ist ein Gruß meines Schicksals, ein Liebeszeichen!" ruft Giovanni, und nimmt die Blätter und drückt sie an seine Lippen. „Nun vorwärts."

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schwingt er sich empor, klammert mit den Händen sich an die vorspringenden Zacken des Gesteins und es gelingt ihm, das kleine Plateau über ihm zu erreichen. Da steht er nun und jauchzt empor zum Himmel, und rings im Thale tönt es wieder sein frohes Jubeln und Schalmeien.

„Die Liebe ist mit mir, sie beschützt mich und meine Purpurblume winkt mir entgegen!"

Aber, wie nun weiter kommen, da wiederum der Felsen so steil aufsteigt und nirgends nur ein fußbreiter Vorsprung sich zeigt an dem Gestein. Doch ja, da hinten, wo das kleine Felsplateau

aufhört, da ist eine Vertiefung in dem Felsen, wo man den Fuß hineinsetzen kann und dort hebt sich ein Zacken empor, um die Hand anzuklammern und sich höher zu schwingen!

Was die Liebe will, erreicht die Liebe! Nun hat er das Ziel erreicht, nun faßt er mit der Hand nach dem Büschel der Purpurrose und mit einem einzigen Griff reißt er die Blüthendolden ab und jubelt laut zum Himmel empor.

„O, Ludovica jetzt darf ich um Deine Liebe werben, jetzt darf ich Dich bitten, als Deinen Cavalier mich anzunehmen und mich zu Deinem Ritter zu machen!"

Jauchzend wendet er sich, um an der steilen Felswand hinunterzuklettern. Aber ach, schwerer noch, als das Aufwärtsklimmen, ist das Heruntersteigen und wieder kommt der Schwindel über ihn, wie er gezwungen ist, hinabzuschauen in die Tiefe, die unter ihm gähnt. Er hat nicht die Kraft, sich hinunterzulassen und mit dem Fuß zu suchen nach dem Halt, er ist wie gebannt an die Stelle und glühender fallen auf ihn die Strahlen der Sonne und der Angstschweiß perlt wieder von seiner Stirne und seine Glieder zittern. Schwach, wie ein Kind fühlt er sich auf einmal. Es saust und braust vor seinen Ohren und sein Blick verdüstert sich, dann

schießt es an seinen Augen vorüber, wie leuchtende Blitze und Flammen.

„Ich bin verloren, verloren," murmelt er und schließt die Augen. „O, steh mir bei, heilige Mutter Gottes, erlöse mich aus dieser Gefahr und Du, heilige Liebe, reiche mir die Hand und schütze mich auf meinem gefährlichen Pfade! Ich muß und will hinunter!"

Und mit einem letzten kräftigen Entschluß öffnet er wieder die Augen und zwingt sich, hinabzuschauen in den Abgrund, um einen Anhalt für seinen Fuß zu erspähen.

„Es muß sein und ich will's!" ruft er mit entschlossenem Tone und knieet nieder und faßt mit den Händen den Felsvorsprung, auf welchem er steht und läßt sich hinunter. Er sucht mit den Füßen rechts und links nach dem Vorsprung, den er vorher gesehen, er findet ihn nicht und vergeblich auch ist der Versuch, sich noch einmal empor zu schwingen. Jetzt beginnt die Kraft seiner Hände zu versagen und er fühlt, daß er sich nur noch wenige Secunden halten kann an dem Felsen und dann hinuntersinken wird in die Tiefe.

„Ludovica!" ruft er laut und flehend, als wäre sie eine Heilige, zu der er in den letzten Nöthen sich wendet. „Ludovica!"

Dann ertönt ein fürchterlicher Schrei; nun ein polterndes Geräusch! Er rollt hinunter an der Felswand. Noch einmal ein angstvoller Aufschrei durchhallt die Luft und dann wird Alles still. Kein Ton unterbricht das Schweigen, nur leise murmelnd plätschert die Misa ihre Silberwellen durch das Thal dahin. — — —

Gräfin Katharina hatte sich früher wie sonst erhoben. Ihr Mutterherz sehnte sich nach dem Zusammensein mit dem lieben Sohne, dem heimgekehrten, theuren Liebling. Sie schleicht an seine Thür und klopft und fragt mit lauter Stimme, ob der Sohn schon erwacht sei und herunterkommen wolle in den Gartensalon zum Frühstück, wo der Vater schon seiner harrt, und als drinnen keine Antwort ertönt, öffnet sie vorsichtig die Thür und schaut hinein. Er ist nicht mehr dort, sicher ist er schon hinuntergegangen zu dem Vater in den Salon.

Sie eilt vorwärts, voll zärtlicher Sehnsucht nach dem Morgengruß des Lieblings. Doch er ist auch nicht im Salon und die Eltern eilen nun hinunter in den Park und suchen in den Schattengängen nach dem geliebten Sohn und rufen ihn mit lauter Stimme.

Nirgends ist er zu finden. Es kommen auch die Brüder und die Schwester und Alles fragt und

forscht nach Giovanni. Keiner hat ihn gesehen und Keiner weiß von ihm.

Doch es wäre thöricht, sich zu ängstigen und sich zu beunruhigen, er wird in seiner sinnigen und zarten Weise die Freunde seiner Jugend aufgesucht haben und er hat nicht gedacht, daß man sich heute im Hause der Eltern so früh erhebt, früher, wie es sonst die Gewohnheit ist.

Sie lassen sich nieder an der Frühstückstafel, um die Chocolade einzunehmen. Doch sie sind Alle still, selbst Ludovica scheint nachdenklich und unruhig und kein heiterer Scherz, kein frohes Lachen tönt von ihren Purpurlippen.

Eine ganze Stunde ist vergangen und Giovanni kehrt noch immer nicht zurück. Wohin mag er gegangen sein? Wäre er zu Freunden, jetzt wäre er schon heimgekehrt! Wohin mag er gegangen sein?

Da schrickt der ältere Bruder plötzlich zusammen bei der Frage der Mutter.

„Mein Gott, er wird doch nicht," —

Er stockt und schaut hin auf Ludovica. Sie senkt den Blick nieder, denn sie hat vielleicht dasselbe gedacht, wie der junge Graf, weiß vielleicht auch, wohin er gegangen sein könnte und eine Purpurgluth ergießt sich über ihre Wangen.

„Was meinst Du, mein Sohn Battista?“ fragte Katharina angstvoll. „Wohin meinst Du, daß er gegangen ist?“

„Nichts, Frau Mutter, ich meinte nur, er hat vielleicht einen Morgenritt gemacht. Ich will hingehen und nachsehen, ob Domenico da ist, oder ob er mit ihm geritten.“

Der junge Graf eilt hinaus zu dem Stalle und da steht der alte Domenico und schaut empor nach der Uhr mit angstvollem, unruhigem Gesicht; denn es sind schon drei Stunden vergangen, seit der junge Graf hinausgeritten. Noch eine Stunde und dann hat er das Recht, ihm nachzureiten.

„Sag' doch, Domenico, hast Du Deinen Herrn gesehen?“

„Ja, ich habe ihn gesehen, gnädiger Graf.“

„Wann und wo denn?“

„Vor drei Stunden, Herr Graf, als ich ihm sein Pferd vorführte.“

„Also er ist ausgeritten?“

„Ja, Herr Graf.“

„Und weißt Du, welchen Weg er eingeschlagen hat?“

Der alte Mann zauderte. Sein junger Herr hatte ihm verboten, irgend wem zu sagen, wohin

er geritten sei und er muß ihm gehorchen, wenn's auch gilt, die Unwahrheit zu sagen.

„Nein, Herr Graf, ich weiß es nicht. Der Morgen war so schön und er meinte wohl, die Eltern und Geschwister würden später aufstehen, sonst wäre er schon zurückgekehrt."

Graf Battista eilte zurück nach dem Gartensaal, um den Eltern die Botschaft zu melden und wieder erglühten die Wangen Ludovica's und es leuchtete wie ein Strahl der Freude und des Entzückens über ihr Antlitz hin.

„Wohin mag mein Sohn geritten sein?" fragte Katharina nachdenklich. „Wenn wir's wüßten, so wäre es schön, ihm nachzufolgen und ihn zu überraschen, wie wir's gestern thaten. Saget, meine Söhne, habt Ihr keine Ahnung, wohin er geritten sein könnte?"

Sie verneinten es Beide. Keiner will ihr erzählen, was sich gestern im Hain begeben hat. Sie hat's nicht mehr gehört, sie war schon mit dem Vater und mit der Schwester von dannen gefahren; das zärtliche Mutterherz würde sonst errathen haben, wohin sich ihr Sohn Giovanni begeben hat.

Die Zeit vergeht, die vierte Stunde ist beendet, da schwingt sich Domenico Guido rasch auf

sein Maulthier und sprengt hinaus. Er hat's nicht sagen dürfen, wohin sein Herr sich gewendet, doch folgen darf er ihm, das hat ihm der junge Graf erlaubt. Wenn vier Stunden vergangen sind, dann darf er ausgehen, ihn zu suchen.

„Ach, ich fürchte, ich werde ihn finden," seufzte Domenico leise vor sich hin, indeß er, dem Thiere die Kniee in die Seiten pressend, rasch dahinjagt durch die Stadt und die Landstraße hinunter nach dem Hain. „Ja ich fürchte, ich werde ihn finden da drüben am Ufer neben dem Felsen. O Jesus Maria, aber wie werd' ich ihn finden! Blutend, todt vielleicht."

Er schreit's laut in den Morgen hinein und heftiger treibt er sein Thier vorwärts. Endlich ist die Stelle erreicht, wo gestern die glückliche Familie gelagert. Da sieht er das Thier seines Herrn noch, an den Baum gebunden, wie es im zertretenen Moose scharrt und sich mit den Hufen in die Erde hineinwühlt, die es in ungeduldigem Stampfen hinter sich weit aufschleudert.

„O Jesus Maria, meine Ahnung, meine schreckliche Ahnung!" jammert der alte Domenico und zitternd steigt er nieder vom Pferde und bindet es unweit von dem Roß des Herrn fest. Dann springt er vorwärts mit der Behendigkeit eines

jungen Mannes, hinüber über den Steg, dort nach der anderen Seite des Flusses. Da bleibt er stecken und ruft mit lauter Stimme den Namen seines Herrn: „Graf Giovanni, Graf Giovanni!“

Athemlos lauscht er. Doch keine Antwort ertönt und wie er angstvoll und bebend hinaufschaut zu der Felswand, wo gestern die Purpurrosen gestanden, da sieht er, daß seine Ahnungen ihn nicht betrogen haben. Die Blumen sind verschwunden! Der Graf ist hinaufgestiegen, sie zu holen und gewiß hat das Unheil ihn erfaßt und er ist hinuntergestürzt.

Vielleicht hat der Fluß die blutende Leiche längst hinuntergerollt in das Meer und er wird ihn niemals wiedersehen, seinen lieben Herrn, seinen theuren Grafen!

Er schreit mit verzweiflungsvoller Stimme wieder und immer wieder seinen Namen hinauf zu dem Felsen —

Da ist's ihm, als höre er einen leisen Schrei, dann klingt's wie Schmerzensstöhnen und wie Klagerufen. Domenico bleibt stehen und horcht.

Ja, er hat sich nicht getäuscht, er vernimmt wieder das Stöhnen und das bange Aechzen. Von dort her kommt's, von der linken Seite des Ufers.

Er springt über das Gestein dahin und näher und näher kommt er dem Gestöhn.

Jetzt mit einem lauten Schrei wirft er sich nieder zu der Gestalt, die dort am Boden liegt, nahe am Ufer des Flusses zwischen dem Gestein eingeklemmt. Er ist es, es ist sein lieber, sein theurer Herr!

Er stürzt zu ihm nieder auf die Kniee und faßt sein blutendes Haupt und ruft laut: „Herr, Ihr lebt? Herr, nur ein einzig Wort!“

„Ja, Domenico, ich lebe, aber ich leide,“ so stöhnte er mit bebenden blassen Lippen. „Ich leide fürchterlich.“

„Ihr seid schwer verwundet?“ fragte Domenico angstvoll.

„Nicht schwer,“ murmelte er leise, „doch Domenico, es ist mir etwas Fürchterliches begegnet. Das Unheil ist wiedergekommen.“

Er flüstert es leise und ein seltsames Zucken geht durch seine Gestalt.

Der alte Domenico schreit laut vor Entsetzen und packt mit starkem Arm die Schultern seines Herrn, damit das Unheil ihn nicht wieder fasse.

Indeß hat sich die Angst und die Unruhe der gräflichen Familie immer mehr gesteigert. Man hat zu allen Freunden geschickt und gefragt, ob

Graf Giovanni dort gewesen; doch Niemand hat ihn gesehen, Niemand kann Auskunft geben.

Gräfin Katharina will den alten Diener Domenico selber sprechen und selber von ihm erforschen, wohin der junge Graf gegangen sei. Sie sendet, ihn zu holen; doch man bringt ihr die Nachricht, daß auch Domenico nirgends zu finden sei.

„Er wird ihm nachgeritten sein! Er weiß also, wo mein Sohn ist und sicher hat er ihm gesagt, daß wir ihn erwarten, daß wir uns um ihn ängstigen und er wird nun bald heimkehren.“

Doch zwei Stunden sind noch vergangen, da erst, als die Angst der Mutter auf das Höchste gestiegen ist, da erst sieht man Giovanni, gefolgt von seinem Diener, langsam daherreiten.

Er ist blaß und die Mutter sieht zuerst, daß er ein Tuch um die Stirne geschlungen und an dem Tuche sind Blutflecken! Sie eilt die Treppe hinunter auf den Hof, dem geliebten Sohne entgegen.

„Was ist Dir widerfahren, was ist geschehen, mein Sohn?“ fragt Gräfin Katharina mit zitternder Stimme.

„Nichts,“ sagt er, sich vom Pferde schwingend. „Du siehst es, Mutter, ich lebe und bin nur ausgegangen, um diese Blume hier zu pflücken,“ und

er zeigt mit einem triumphirenden Lächeln den Büschel der Purpurrose, die er in der Hand hält. Doch wie er vorwärts schreitet, schwankt er und Domenico eilt herbei und stützt den geliebten Herrn, der sich schwer an seine Schulter lehnt.

„Sag mir, Domenico, was ist geschehen?“ fragte die Gräfin angstvoll, indeß der alte Graf und die Brüder herbeigeeilt sind und angstvoll Giovanni umringen. „Was ist geschehen, Domenico?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er traurig. „Ich glaube, der junge Herr ist krank und es ist nöthig, ihn auf sein Lager zu bringen.“

„Nein, ich bin nicht krank,“ sagte er, sich lebhaft emporrichtend und es schießt plötzlich eine tiefe Röthe über seine Wangen hin; denn er sieht Ludovica, welche eben dort drüben aus ihren Gemächern herkommt und er will nicht krank sein, da er sie erschaut!

Mit festem Schritt geht er vorwärts, ihr entgegen, läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder und reicht ihr die Blumen dar.

„Ludovica, ich habe sie gepflückt und nun mußt Du mich annehmen zu Deinem Cavalier,“ ruft er mit lauter, jubelnder Stimme.

Dann, auf einmal sinkt er tiefer zusammen und sein Haupt fällt nieder auf die Marmorfliesen.

„Er ist ohnmächtig geworden!“ schreit Gräfin Katharina und sie beugt sich zu ihm nieder und hebt ihn empor mit starkem, kräftigem Arm. Domenico hilft ihr und sie tragen ihn, der noch immer bewußtlos ist, in sein Gemach, auf sein Lager. Dann stürzt Gräfin Katharina nach der Thüre hin, durch welche eben der Vater und die Brüder eintreten wollen und hält sie zurück, indem sie mit der Hand abwehrend winkt, die Thür schließt und den Riegel vorschiebt.

Nun eilt sie wieder zu dem Lager und schaut zu dem Sohne nieder, dessen Glieder in leisem Zucken sich regen und dann heftet sie den Blick auf Domenico, der sie traurig anschaut.

„Sag' mir, Domenico,“ flüsterte sie mit leiser Stimme, „was ist geschehen, was fehlt meinem Sohne?“

„Ach, Gräfin,“ murmelte er, „Graf Giovanni ist den Felsen heruntergestürzt, doch scheint er sich die Glieder nicht gebrochen zu haben, nur —“

„Nur?“ fragte Gräfin Katharina athemlos, „nur? Was meinst Du, Domenico, was bedeutet Deine traurige Miene, was ist geschehen?“

„Ach, Gräfin, von dem Schrecken, von der Angst ist das Unheil zurückgekommen, das furchtbare Unheil!“

Da schreit Gräfin Katharina laut auf, wirft sich über den Sohn und Thränen entstürzen ihren Augen, indeß sie mit aller Kraftanstrengung ihm die zuckenden Glieder zu beruhigen strebt.

V.

Der zehnte März 1810 in Berlin.

Das war ein Tag des Glückes und der Freude, dieser 10. März des Jahres 1810. Zum ersten Mal seit drei Jahren sollte die Königin Louise ihren heutigen Geburtstag wieder in Berlin feiern oder vielmehr feierten die Berliner das Geburtsfest ihrer Königin.

Sie hätte es gern gehabt, wenn sie diesen Tag in Stille und Zurückgezogenheit im Kreise ihrer Familie hätte zubringen können, gedenkend mit wehmüthiger Freude vergangener schlimmer Tage und hoffnungsvoll in die Zukunft schauend; aber der König hat seiner Gemahlin die Bitte abschlagen müssen.

„Heute müssen wir den guten Berlinern ein

Opfer bringen für ihre Liebe und Treue," sagte er. „Sie haben viel um uns gelitten und besonders um Dich, welche Jedermann liebt. Du bist es ihnen wohl schuldig, daß Du es ihnen gestattest, Dich zu sehen und Dich zu begrüßen!"

„Es ist wahr, ich that Unrecht, ich war egoistisch," erwiderte die Königin mit ihrem sanften, holden Lächeln. „Du hast Recht, wir sind es den Berlinern schuldig, daß wir ihnen freundlichen Dank darbringen."

Alle Berliner hätten heute gewünscht, die Rampe des Schlosses hinaufgehen und in dem Thronsaale der Königin ihre Huldigung darbringen zu können. Jede Korporation, jedes Institut will sich heute durch eine Deputation vertreten lassen. Der Magistrat, die Universität, die Akademie, die Bürgerschaft, die einzelnen Gewerke, Alle wollen sie Deputationen senden zur Beglückwünschung der Königin und sie gewährt es Allen huldreich. Da sie einmal nicht im stillen Familienkreise bleiben darf, so war es ihr willkommen, daß ganz Berlin sich um sie schaarte, daß sie Jedem die Hand reichen und ihm sagen konnte: „Ich danke Dir für Deine Liebe und Treue." — Zur bestimmten Audienzstunde fahren zu dem Hause des Königs, das zu klein ist, um es „ein Schloß" zu nennen und doch für seine

Wünsche und Bedürfnisse groß genug, die Equipagen der Prinzen und Prinzessinnen, der vornehmen Staatsdiener und des hohen Adels heran. Dann kommen die Abgesandten der Stadt und die Deputationen, und um sie her wogt und drängt das Volk in ganzen Schaaren und jauchzt und lacht und freut sich, wie es gethan vor vier Jahren, damals, als die Königin an der Spitze ihres Dragoner-Regiments die Linden hinauf kam. Sie denkt daran, wie sie eben allein sitzt in ihrem Gemach und von unten herauf das Jauchzen und Schreien des Volkes vernimmt. Ihre Toilette ist beendet, sie ist eben aus den Händen ihrer Kammerfrauen hervorgegangen und in ihr Gemach zurückgetreten, um dort die Ankunft des Königs zu erwarten, der kommen wird, um sie abzuholen zu der großen Ceremonie. Sie ist allein und während das Jauchzen und Schreien des Volkes hinaufdringt zu ihr und das Heranrollen der Equipagen das Fenster klirren macht, sitzt die Königin zusammengebeugt und gesenkten Hauptes auf dem Divan und keine Festtagsmiene ist in ihrem schönen Angesicht und das Lächeln, welches sonst immer den König beglückt, das Lächeln ist jetzt, da sie allein ist, nicht auf den Lippen der Königin.

Sie ist prächtig geschmückt: Ein weißes Atlas-

gewand, an seinem Rande mit breiter Goldstickerei gebrämt, umhüllt ganz dicht sich anschmiegend und faltenlos ihre schöne und volle Gestalt; ein goldener Gürtel umgiebt dicht unter dem Arm die Taille; ihre wundervollen Arme, welche so oft das Entzücken der Künstler erregt und die würdig gewesen, einem Phidias als Modell zu dienen, sind leicht von weißem Flor umhüllt, und um die entblößten Schultern am goldgesäumten ausgeschnittenen Leibchen steht ein kleiner ausgezackter goldgestickter Kragen rings um den Ausschnitt empor. Das Haar in leichten kurzen Locken, von einem goldenen Reifen zusammengefaßt, umspielt die Stirn und den Nacken.

Die Königin trägt heute keinen Schmuck. Die Krondiamanten und der Familienschatz sind ja in die Fremde gegangen, damals, als die königliche Familie in Königsberg Noth und Entbehrung zu leiden hatte, und die Königin ist stolz darauf, daß sie ohne Schmuck sich ihrem Volke zeigt. Die Liebe der Berliner, das soll heute ihr schönster und ihr bester Schmuck sein, und sie weiß wohl, daß sie dem Könige, ihrem Gemahle doch gefällt und daß es für ihn keines Schmuckes, keiner Brillanten und goldenen Spangen bedarf, um ihm seine Louise noch in prächtigerer Schönheit strahlen zu lassen.

Aber in dieser Stunde, da die Königin allein ist, scheint sie nicht glücklich zu sein; die beiden Hände hat sie fest auf ihr Herz gepreßt und zuweilen tönt ein leises Aechzen und Stöhnen von ihren Lippen.

„Ach," murmelt sie jetzt leise und fester legt sie ihre Hand auf das Herz, „ach, dieser Schmerz, dieser furchtbare Schmerz! Ich kenne ihn, ich hatte ihn damals in Tilsit zum ersten Mal, als ich Napoleon gesprochen."

Sie schweigt und schauert in sich zusammen und ihre Wangen erbleichen und nur schmerzliches Stöhnen klingt wieder jetzt von ihren Lippen. Draußen jauchzt und jubelt das Volk und unten im großen Thronsaal versammeln sich die Deputationen und der Hof zur feierlichen Beglückwünschung. Und hier drinnen sitzt die Königin jetzt in sich zusammengesenkt auf dem Divan und preßt die Hände auf die Brust und ringt nach Athem.

Endlich geht der Krampf vorüber und Louise richtet sich wieder empor und zieht einen langen Athemzug aus ihrer Brust hervor.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Das Herz steht nicht mehr still," murmelt sie, „es schlägt wieder. Ach, mein armes Herz, Du kannst Dich doch nicht wieder aufrichten seit jenem Tage, da

der furchtbare Mann mit seinem höhnischen Lachen und seinem kalten, starren Blick vor mir stand und da er Dich unter seine Füße trat! Seit jenem Tage bist Du krank, mein armes Herz, und ganz leise, ganz langsam verblutest Du Dich seit jenem Tage. Es weiß es Niemand, und ich will's auch Niemand sagen, aber ich weiß es: mein Herz hat in jener furchtbaren Stunde eine zu tiefe Wunde erhalten und es verblutet daran!"

„Doch nein, nein," fuhr sie fort, indem sie hastig sich erhob, „ich will daran nicht denken! Denn alsdann wird der Schmerz noch entsetzlicher, und der Haß bäumt mein armes krankes Herz dann auf. Ich hasse ihn, diesen furchtbaren Mann, der mir den Tod in das Herz gesenkt hat! Wenn ich an ihn denke, bin ich keine gute Christin und kein mitleidiges Weib mehr, sondern ich möchte die Arme emporheben zum Himmel, und wenn ich die Kraft hätte, würde ich den Zorn Gottes heraufbeschwören über ihn. Oh, mein Gott, mein Gott," fuhr sie fort, indem sie die Arme emporschlug, „werde ich denn diese Zeit erleben, kommt sie, diese Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene Mene Tekel an seine Mauern schreibt? Wird er nicht endlich die Strafe erleiden

für die vielen Verbrechen, die er begangen hat.*) Aber nein, nein," sagte sie dann aufathmend und mit den Händen sich über das Antlitz hinfahrend. „Weichet von mir, ihr bösen Gedanken! Nur in dieser Stunde beunruhigt mich nicht und trübt mir nicht das Auge. Ich will nicht an ihn denken, nicht Groll soll in dieser Stunde in meinem Herzen sein, sondern nur dankbares Empfinden gegen Gott und nur dankbare Rückerinnerung."

Sie schritt hastig durch das Gemach hin nach dem Klavier, welches drüben an der Wand stand, öffnete es und ließ sich vor demselben auf einen Sessel nieder. Leise fuhren ihre Hände über die Tasten hin. Dann ganz leise begann sie zu singen, das Lied, welches sie damals auf der Flucht in der Bauernhütte mit ihrem Diamantring in die Fensterscheibe geschnitten, das Lied, welches sie so oft in späteren Tagen in Königsberg und Memel gesungen, wenn es gar so traurig um sie her war, das schöne Goethe'sche Lied Mignon's:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

---

*) Der Königin eigene Worte.

Die Thür hinter ihr öffnete sich leise. Während sie mit immer volleren Tönen und ganz hingerissen von ihrem eigenen Gefühle die Worte sang, war der König eingetreten, ohne daß sie es merkte; und er blieb stehen und lauschte auf den Gesang seiner Königin und ein seltsames Zucken war in seinen Zügen. Als sie jetzt den ersten Vers beendet, trat er zu ihr heran und legte sanft die Hand auf ihre Schulter.

„Liebe Louise, in dieser Stunde, da der ganze Hof Dich erwartet, und Du zum ersten Mal im Glanze Deines Königthums wieder erscheinen willst, da singst Du von Thränen bethautem Brod und von kummervollen Nächten?"

Die Königin hatte sich hastig erhoben, sie drückte die Hand des Gemahls zärtlich an ihr Herz und ihr Auge strahlte wieder.

„Gerade in dieser Stunde singe ich mir das Lied der Erinnerung und es läßt mich das schöne Glück des heutigen Tages noch heller aufleuchten sehen, weil ich vergangener Schmerzen gedenke."

Der König nickte.

„Hast immer einen gar eigenen poetischen Sinn," sagte er, „fassest Alles von der verklärten Seite auf! Das ist schön und ich möchte, daß ich es auch so könnte. Doch komm', Louise, der Hof erwartet

Dich, und alle Leute sind ganz ungeduldig, Dich, ihre schöne Königin, zu sehen. Bist heute wirklich ihre schöne Königin, heute wie alle Tage und ich freue mich Deiner und denke eben auch, Louise," fuhr er mit leiser Stimme und gleichsam beschämt über seine eigene Rührung fort, „ich denke eben auch an die vergangene Zeit, wo Du treulich mit mir gelitten hast in den Unglücksjahren und nimmer hast Dich niederbeugen lassen. Ich danke Dir, Louise, ich werde die Erinnerung an Dein schönes, tapferes Gesicht in den Tagen des Unglücks bewahren, so lange ich lebe, und ich wünsche von Herzen, daß Du jetzt noch viele Tage des Glückes erleben mögest."

„Ich bin glücklich, wenn Du es bist," erwiderte die Königin und schmiegte sich an ihn.

Der König drückte einen Kuß auf ihre Stirn und bot ihr den Arm.

An der Hand des Gemahls trat die Königin nun ein in den kleinen Vorsaal, in welchem die Hofdamen, Kammerherren und Cavaliere sie erwarteten und ihnen nachfolgten zu dem Thronsaale hin.

Als die Königin jetzt am Arm des Gemahls eintrat in den reich geschmückten Raum, da neigten sich nicht wie sonst die Häupter der Anwesenden tief zur Erde, nein, aller Augen waren hingerichtet

auf das eintretende Königspaar und, alle Etiquette und Ceremonie vergessend, tönte ein lautes, fröhliches und glückliches „Lebe hoch" für die Königin von allen Lippen.

Es freute sie und tiefe Purpurröthe übergoß ihr die Wangen, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen. Nur zuweilen zuckt sie leise zusammen, während sie nun am Arme des Gemahls an der Reihe der Glückwünschenden dahin schreitet und Niemand weiß von dem Schmerz, welcher heute ihr Herz plagt. Sie lächelt, während sie doch fühlt, daß der Todtenwurm drinnen in ihrem Herzen bohrt und hämmert! Der Todtenwurm, den Napoleon dahinein gesenkt!

Sie lächelt und hat für Jeden ein freundliches, liebevolles Wort, doch jetzt auf einmal strahlt ihr Auge noch heller auf, und das Lächeln um ihre purpurnen Lippen wird sonniger und schöner. Sie steht vor Iffland und reicht ihm, dem Ceremoniell zum Trotz, die beiden Hände dar.

„Iffland, ich danke Ihnen," sagte sie, „Sie haben heute vor einem Jahre auch meinen Geburtstag gefeiert und haben es damals freilich büßen müssen. Ich hörte davon und ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief sich meine Seele freute Ihrer Liebe und Treue, wie der Liebe und Treue aller

Berliner, welche an jenem Abend ein Lebehoch ausbrachten auf Louise."

„Es war für uns ein Tag des Glückes, Majestät," sagte Iffland tief bewegt, „wir hatten doch eine Gelegenheit, laut unsere Liebe zu bekennen, und unser Herz war trotzig von Treue und Liebe. Und ich glaube, sämmtliche Zuschauer wären glücklich und stolz gewesen, wenn sie gleich mir hätten büßen müssen, was die Liebe that. Oh, Königin, ich war nicht zu beklagen, als ich, wie Euer Majestät sagen, büßen mußte. Meine Buße war mein Stolz, und ich freute mich, daß ich leiden sollte für meine angebetete Königin. Jeder an meiner Stelle hätte es mit Freuden auch so gethan."

„Oh, es ist doch schön, so geliebt zu werden," sagte die Königin, mit einem verklärten Blick die Augen aufschlagend zum Himmel. „Als ich damals in den Zeitungen die Schilderung jenes Abends las, war ich bewegt und auf's Tiefste ergriffen. Doch, Iffland, der König hat mir erlaubt, Ihnen eine kleine Belohnung, ein kleines Andenken für das, was Sie heute vor einem Jahre geduldet, zu überreichen. Heute vor einem Jahre trugen Sie einen Blumenstrauß an ihrem Herzen, nehmen Sie dies hier und befestigen Sie es an derselben Stelle an Ihrem Rock."

Sie reichte ihm lächelnd ein kleines Etui dar. „Nehmen Sie und öffnen Sie es.“

Er öffnet den Deckel und dann tönte ein freudiger Ruf von seinen Lippen.

„Wie, ein Ordenszeichen? Königin, mir ein Ordenszeichen?“

„Ja,“ sagte die Königin ihm freundlich zunickend, „der König hat mir die Freude gemacht, daß ich Ihnen die Insignien des rothen Adlerordens überreichen dürfte. Sie sollen ihn tragen zu des Königs und zu meinem Gedächtniß.“

Sie reichte Iffland ihre Hand dar und er, bleich vor Aufregung, neigte sich tief bis auf die Kniee nieder und drückte die Hand der Königin an seine Lippen.

„Oh, Majestät, in diesem Augenblick schlagen Sie mich zum Ritter, und mit mir empfängt aus Ihren gnädigen Händen die ganze Schauspielerkunst den Ritterschlag! Ich bin der erste Schauspieler, welcher einen Orden empfängt, und mit demselben ist nun der Bann aufgehoben, der bis zu diesem Tage die Schauspieler ausschloß von den ehrlichen Menschen!“

Die Königin nickte freundlich.

„Sie sind auch der erste Schauspieler,“ sagte sie, „und mit diesem Orden ehren wir nicht bloß die Treue und Ergebenheit dessen, der heut vor

einem Jahre so tapfer für uns kämpfte, sondern auch den großen Künstler."

Sie nickte ihm zu und schritt dann weiter und hatte für Jeden ein freundliches, liebreiches Wort und erkannte sie Alle wieder, die guten, treuen Anhänger früherer Tage, und nicht einen Moment, wie sehr das Herz auch schmerzen mochte, wich das glückliche Lächeln von ihren Lippen und milderte sich der Glanz ihrer strahlenden Augen.

Nur einmal, einen einzigen Moment erlaubte sie sich, den Gedanken, die in ihrem Herzen still verborgen klagten, Ausdruck zu geben. Das war, als sie mit dem Bischof Eylert in eine Fensternische getreten war und er ihr noch einmal in innigen Worten, wie es dem lang vertrauten Priester ziemte, seine Glückwünsche dargebracht hatte.

Da schwankte sie einen Moment und ein seltsames Beben ging durch ihre Gestalt.

„Ach, lieber Bischof," sagte sie, „mir ist es so, als wäre es das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag feiere. Ich bin dankbar für alle Beweise der Liebe und Theilnahme, aber ich weiß nicht, wie es mit mir ist. Ich kann mich heute nicht so freuen, wie sonst."*)

*) Der Königin eigene Worte.

„Und doch haben Eure Majestät heute so viel Grund dazu," erwiderte der Bischof ernst. „Das ganze Volk jauchzt Ihnen entgegen und Jeder hofft und fühlt, daß jetzt die Zeit des Unglücks vorüber ist und daß der Stern von Preußen jetzt wieder hell aufstrahlen wird."

Die Königin schüttelte leise das Haupt.

„Und ich meine, daß wir noch viel Unglück erleben können," sagte sie. „Ich glaube nicht, daß wir schon fertig sind mit allem Leid. Es kommt noch etwas Anderes, dann aber auch etwas Schöneres. Aber ach, darüber können wir sterben, ehe es kommt. Bis dahin aber triumphirt Er und setzt allen Völkern und allen Fürsten den Fuß auf den Nacken."

„Ja, noch triumphirt Napoleon," sagte der Bischof eifrig. „Er ist eine Zuchtruthe in der Hand Gottes und wenn diese genug gebraucht ist, wird sie in's Feuer geworfen und verbrannt."

„Doch bis dahin wird noch viel des Unglücks über Preußen kommen, das fürchte ich," sagte die Königin leise. „Aber brechen wir jetzt ab! Dort kommt der König und der soll mich heute nur glücklich und froh sehen!"

Sie zwang wieder ein Lächeln auf ihre Lippen und trat mit heiterem Angesichte dem König entgegen.

Aber als die Cour beendet, als die Deputationen das Königshaus wieder verlassen, als Alle sich zurückgezogen hatten und es der Königin vergönnt war, wieder einen Moment allein zu sein in ihrem Gemach, da stürzten, ohne daß sie es selber wußte, die Thränen aus ihren Augen und leise murmelte sie vor sich hin: „Ich fürchte, ich fürchte, es war mein letzter Geburtstag."

VI.

Ein letzter Tag des Glücks.

Die Welt ist wieder aufgeblüht in Frühlingsherrlichkeit und duftender sonniger Lust, und auch im Herzen der Königin war es wieder Frühling geworden. Gleich wie die Schneeglöckchen aus der erthauenden Eisdecke sich hervordrängen und mit ihren weißen Blüthen den Frühling einläuten, so knospet auch im Herzen der Königin, welches so lange unter dem Eishauch des Unglücks wie erstarrt gewesen, die neue Blüthe der Hoffnung und Zuversicht wieder auf. Der Frühling ist wieder da, die Erde ist wieder ergrünt und Alles duftet in neuer Lust und Wonne!

„Oh, laß uns einen schönen, stillen Tag des Glückes feiern, mein geliebter Freund," sagte die

Königin zu ihrem Gemahl, da sie eben von einer gemeinsamen Spazierfahrt durch den, im frischen Grün prangenden Thiergarten heim kehrten. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe in diesem Jahre mehr als sonst eine innige Freude an dem Aufblühen der Natur, und jede Blume und jedes frische Blatt entzückt mich und ist mir wie ein Gruß vom lieben Gott! Und nun möchte ich mit Dir recht in der Stille und im süßen Frieden die Grüße vom lieben Gott und von der Natur empfangen! Laß uns hinaus nach Parez fahren, wir haben unser liebes, stilles Nestchen des Glückes noch nicht wieder gesehen. Laß uns da einen Tag der Maienlust um uns und in uns erleben."

Des Königs Angesicht strahlte auf in einem hellen freudigen Lächeln.

„Hast Recht, Louise," sagte er, „haben alle diese Tage her viel Aergerniß und Leid und Schmerz durch den bösen Feind wieder gehabt und haben außerdem gar viel von der Etiquette und dem Ceremoniel erleiden müssen. Versteh' Dich wohl, willst mir eine Entschädigung bereiten, einen Tag des Glücks für mich, Louise."

„Nein, recht ein Tag des Glücks für mich, mein Friedrich," rief die Königin innig, indem sie ihre beiden Arme um den Hals des Königs legte und

ihn zärtlich küßte. „Du willigst also ein, wir gehen nach Parez?“

„Wir gehen hin, und wenn Du willst, morgen schon.“

„Ja, morgen schon,“ rief die Königin heiter, „denn man muß die schöne und die sonnige Zeit benutzen, und wer weiß, wie lange diese köstliche Maienluft noch dauert. Aber,“ fuhr sie zärtlich und schmeichelnd fort, „ich bitte Dich, sage mir den Kindern Nichts von unserem Plan, sie würden dann bitten, mit uns zu gehen; Du weißt, ich kann es nicht gut über's Herz bringen, ihnen Etwas abzuschlagen, und doch möchte ich so gern ganz allein mit Dir sein, mit Dir ganz allein unsere lieben Plätze in Parez aufsuchen, die ich seit den Tagen des Unglücks nicht wieder gesehen. Das heißt, ich meine nicht, wir wollen ganz allein hingehen, die Frau Oberhofmarschall von Voß würde dann wieder außer sich sein und mit mir schmollen. Sie mögen mit uns gehen, die Hofdamen, die Kammerherren und die Cavaliere. Aber in Parez sind wir allein und in die stillen Schattengänge und zu unserer lieben Grotte hin soll uns die Etiquette und das Ceremoniel nicht verfolgen. Da sind wir nicht der König und die Königin, da

bist Du mein geliebter Friedrich und ich, was bin ich?" fragte sie mit einem schelmischen Lächeln.

„Du bist, was Du immer sein wirst und überall mir bist," sagte der König, indem er mit einem ernsten und innigen Blick seine Hand auf das Haupt der Königin legte, „Du bist mein guter Engel und Glück, Liebe und Frieden kommt mir von Dir. Morgen also nach Parez!"

Und den ganzen Tag über blieb das Angesicht des Königs heiter, obwohl er es sich gefallen lassen mußte, am Abende einer jener nothwendigen Ceremonien-Soiréen beizuwohnen, welche der König „die größte Last seines Standes" zu nennen pflegte. Aber die Königin schien so heiter, so glücklich, und zuweilen wandte sie ihr strahlend Angesicht hin zu dem König und grüßte ihn mit einem leisen Nicken, als wolle sie ihn mahnen an das Glück des morgenden Tages. —

Die Sonne schien so prächtig und hell am andern Morgen, der Himmel war so tiefblau, und eine erquickliche Luft wehte ihnen entgegen auf der ganzen Fahrt nach Potsdam hin.

Was kümmerte es sie, daß hinter ihnen in drei Wagen das Gefolge des Königsthums saß? Sie Beide waren in ihrem kleinen gelben Kalesch-wagen allein, sie saßen da Hand in Hand und

schauten sich an mit freundlichem Blick und grüßten die Sonne und das Licht.

Endlich da vor Parez! Das liebe kleine Landgut! Da grüßte sie der kleine Thurm des Dorfes und da war das kleine graue Haus, „Schloß" genannt und doch so einfach und bescheiden, als wär es nur ein Gutsherr mit seiner Familie, der dort wohnte.

Mag das Gefolge im stolzen Schloß zu Potsdam bleiben und sich lustwandelnd ergehen in den schönen Alleen von Sanssouci. Der König und die Königin sind allein und gehen Hand in Hand durch die Schattengänge des Gartens zu Parez, nur von ferne gefolgt von einem Lakeien. Hinter ihnen liegt das Königthum, liegt all der Glanz und all die Pracht ihres äußeren Daseins. Ganz unerwartet und unbemerkt sind sie angekommen, Niemand hat's gewußt, keine Feierlichkeiten, keine Ansprachen, kein officielles Jubelgeschrei ist ihnen entgegengetönt. Heimlich und still sind sie gekommen und ganz allein wandeln sie durch die Gänge dahin.

„Oh, sieh nur, wie schön die Welt ist! Meinst Du nicht, daß die Bäume auch wissen, daß wir wieder da sind? Sieh nur, wie die Silberpappel mit ihren Zweigen sich wiegt und zu uns neigt, als wollte sie uns sagen: „Ihr seid mir will-

kommen, ich liebe Euch, Ihr habt mich gesehen, als ich noch klein war, und nun grüße ich Euch mit meinem frischen Gotteshauch und heiße Euch willkommen in meinem Schatten."

Und die Königin legte ihre schöne Hand auf den glänzend weißen Stamm der Pappel und streichelte die harte Rinde.

„Bist immer noch das junge, übermüthige Mädchen," sagte der König, der lächelnd ihr gefolgt war. „Wenn ich Dich so schaue, meine ich, all die Jahre sind wieder von Dir abgefallen und da wäre wieder die kleine Prinzessin von Mecklenburg, wie ich sie gesehen damals in der Rosenlaube zu Hohen-Zieritz."

„Es war ein schöner, ein herrlicher Tag," rief die Königin begeistert, „wie mein Herz schlug, als ich Dich den Gang heraufkommen sah! Ich wußte ja, Du kamst, mir Deine Hand zu bieten und zu werben um meine Liebe, und meine Liebe flog Dir entgegen mit meinem Herzen, und doch war ich wie fest gebannt an die Stelle, und ich zitterte, als ich langsam vorwärts schritt, und ich hätte sterben mögen vor Glück und Seligkeit, da Du mir die Hand hinreichtest und leise meinen Namen sagtest. Doch, mein Friedrich, ich war damals nicht so glücklich, als ich es jetzt, als ich es in

dieser Stunde bin. Ich bin das glückseligste Weib auf Erden. Oh, mein lieber, gnädiger und gütiger Gott," rief sie laut, indem sie beide Arme hoch emporhob, „ich danke Dir für dieses Glück, ich danke Dir für diese selige Stunde, denn von mir abgefallen ist alles Leid, aller Kummer der Vergangenheit. Das Leben lacht uns wieder, denn die Liebe ist bei uns und geht mit uns! Und nun," fuhr sie fort, indem sie hastig wieder den Arm des Königs nahm und ihn vorwärts zog, „nun laß uns zu unserer lieben Grotte gehen, nach dem lieben Nestchen, wo wir oft still verborgen gesessen haben und gelauscht auf die Träume der Zukunft. Denn sind nicht unsere lieben Kinder der Traum unserer Zukunft, sind sie nicht das unsterbliche Leben, welches jedem Menschen beigegeben ist als sein unverlierbar Theil, und leben wir nicht wieder auf in ihnen in neuer Liebe und in neuer Jugendlust?"

„Möchten unsere Töchter in Dir wieder aufleben, Louise," sagte der König ernst, „dann werden sie glückliche Männer neben sich haben und die Mütter glücklicher Kinder werden."

Sie waren jetzt wieder zu der kleinen schattigen Grotte gelangt und die Königin zog den Gemahl hinein; dann ließ sie sich mit ihm nieder auf die Marmorbank in derselben.

„Nun laß uns ganz still sitzen Hand in Hand und die Augen schließen," flüsterte die Königin. „Mich dünkt, wir sind hier im Tempel des Herrn, und ich muß zu ihm beten und muß ihm danken!"

Leise senkte die Königin ihr Haupt auf die Schulter des Gemahls und ruhte da eine stumme heilige Minute.

Rings um sie her war Stille und süßes Schweigen; zuweilen nur kam im schwirrenden Flug eine Schwalbe daher und schaukelte sich auf dem zarten grünen Zweige der Hängebirke; zuweilen ging ein leises Windesrauschen durch die Bäume und trieb von der grünen Wiese, die weit sich vor dem Platz, auf welchem das Königspaar ruhte, ausdehnte, die frischen Wohlgerüche der Wiesenblumen heran. Inmitten der Wiese sah man zuweilen, im Sonnenglanz aufleuchtend, den Havelstrom, der wie ein silbernes Band sich hinschlängelte, und einzelne kleine weiße Segel zogen wie Schwäne über demselben hin.

„Sieh nur, wie schön das ist," sagte die Königin nach einer langen Pause. „Die Natur ist doch dieselbe geblieben; aller Menschen Trauer und Leid geht still an ihr vorüber und geht auch still in ihr unter. Der Frühling lächelt uns heute so schön, wie er es gethan vor Jahren, da wir hier

saßen an derselben Stelle, vor den schlimmen Jahren des Unglücks. Weißt Du wohl, Friedrich, hier haben wir oft gelauscht auf die Spiele unserer lieben Kinder, welche da vor uns auf der Wiese sich tummelten."

„Weiß es wohl, entsinne mich noch, wie wir eines Tages uns hier versteckten und wollten die Kinder belauschen, und sie hatten's gemerkt und hatten sich auch versteckt, und war das ein Lachen und Kichern und fröhliches Willkommenheißen nachher. Vergeß Nichts von all' den Tagen des Glücks, die ich Dir verdanke, und muß also ein gutes Gedächtniß haben, denn es sind gar viele Tage des Glücks."

„Ich habe auch ein gutes Gedächtniß," sagte die Königin, „und entsinne mich immer mit dankbarer Liebe all des Glücks, das ich Dir schulde, mein Friedrich! Und weißt Du, hier haben wir auch zusammen manches schöne Buch gelesen, und besonders die Romane von Lafontaine, die habe ich mir immer mitgenommen in diese Grotte."

„Weiß wohl," sagte der König lächelnd, „fand Dich eines Tages ganz aufgelöst in Thränen, und als ich Dich fragte, weshalb Du so weintest und ganz erschrocken war, da wolltest Du es mir nicht sagen."

„Nein, ich wollte es Dir nicht sagen, daß ich nur deshalb weinte, weil in dem Roman der zärtliche Liebhaber seine Geliebte nicht bekam. Ach, mein Freund," fuhr sie mit ernster Miene fort, „damals hatte ich noch nicht viel ernste Thränen zu weinen, damals kannte ich das Unglück nur aus den Büchern und es rührte mich schon so sehr!"

„Und nachher, als es über uns selber kam," sagte der König, „da weintest Du nicht, Louise, da warst Du standhaft und stark, und ich danke Dir dafür."

„Du hast mir nicht zu danken," sagte die Königin innig, „es läßt sich alles äußere Unglück leichter tragen, wenn man nur in sich den Frieden und das Glück trägt. Und das, mein geliebter Freund, das hat uns nicht verlassen, denn wir haben treu zu einander gehalten! Wir hatten uns, wir hatten unsere Kinder. Wir waren in unserer Abgeschiedenheit und in unserem dürftigen Dasein doch glücklicher und zufriedener, wie es Napoleon ist inmitten seiner stolzen Herrlichkeit. Das weiß ich und das fühle ich, der Mann, welcher die einzige Frau, die ihn wahrhaft geliebt hat, die gleich seinem guten Engel an seiner Seite stand, der Mann, der diese Frau von sich stoßen und damit seine ganze Vergangenheit verleugnen und

vernichten konnte, der kann nicht glücklich sein! Und darf es auch niemals sein, denn immer wird vor seiner Seele und vor seinem Gewissen der Schatten dieser bleichen, edlen Frau stehen, welche in Liebe ihm entsagte und um seines Glückes willen ihr eigenes Glück dahingab! Doch wir wollen heute nicht an ihn denken, mein Geliebter," sagte sie hastig. „Nicht die dunklen Schatten heraufbeschwören, da doch eben die Sonne in all ihrer Herrlichkeit und Pracht uns das schönste Schauspiel der Natur genießen läßt. Sieh nur, mein Geliebter, die Sonne geht zur Neige. Was kein Dichter mit Worten, was kein Maler mit Farben wiedergeben kann, das will sie uns schauen lassen, das herrlichste Kunstwerk der Natur."

Ja, die Sonne ging zur Neige drüben jenseits der grünen Wiese am purpurblinkenden Havelstrom, drüben fern am weiten Horizont. Am Ende der Ebene senkte er sich nieder, der leuchtende, prächtige Sonnenball. Lange goldene Strahlen schoß er nieder auf den Fluß, röthete die Gipfel der Bäume und umleuchtete wie mit einem letzten Abschiedsstrahl die kleine Grotte, in welcher das Königspaar saß. Und dann, wie jetzt der purpurne Ball plötzlich und rasch hinuntersank und der Himmel mit leuchtenden Strahlen und goldenem Glanz sich übergoß,

dann ging es wie ein feierliches Tönen und Klingen durch die ganze Natur, und es rauschten die Bäume, und der Abendwind wehte flüsternd durch das Wiesengrün hin!

Das Angesicht der Königin war wie verklärt. Mit leuchtenden Augen, mit lächelndem Munde blickte sie hin auf das wundervolle Schauspiel. Der König aber schaute auf sie und bei ihr nur waren seine Gedanken. Er stand auf.

„Komm', Louise, es wird kühl, der Abendwind könnte Dir schaden! Es ist Zeit, heimzukehren."

„Ja," sagte die Königin gedankenvoll und sinnend, „ja, es ist Zeit, heimzukehren. Die Sonne des Tages geht dahin, wer weiß, wie bald die Sonne unseres Lebens schwindet!"*)

Doch sie schrak leise zusammen, als fürchte sie, sie habe die geheimsten Gedanken ihres Herzens in diesem unbewachten Augenblick verrathen. Sie erhob sich auch.

„Du hast Recht, mein Geliebter," sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Es ist Zeit, heimzukehren, doch mir wird es schwer, von dieser schönen Stelle zu gehen. Wenn ich Dich um Etwas bitten darf, so gieb Befehl, daß man die Wagen hier an der

*) Der Königin eigene Worte.

nahen Pforte vorfahren lasse, dann haben wir nicht nöthig, nach dem Schlosse zurückzukehren, und ich kann noch ein Wenig länger hier verweilen.“

Der König nickte ihr zu, trat aus der Laube heraus und winkte dem Diener, der inmitten der großen Allee auf einer Bank saß. Er kam eilends heran und der König ertheilte ihm seine Befehle.

Als er sich wieder umkehrte, blieb er stehen und schaute mit tiefer Freude hin auf das köstliche Bild, das sich ihm darbot. Dort am Eingang der Grotte, dort stand die Königin. Die Sonnengluth, welche über den ganzen Himmel sich ergossen, überstrahlte auch ihre schöne, hohe Gestalt und inmitten der schattigen Grotte hob sie sich vom Hintergrunde ab, wie eine glänzende Lichterscheinung und ihr Angesicht leuchtete in Seligkeit und in heiliger Andacht.

Es ging ein seltsames Schauern durch das Herz des Königs: „Sie sieht aus wie ein Engel, der im Begriff ist, von der Erde aufzusteigen,“ murmelte er leise in sich hinein und hastig schritt er vorwärts, als wolle er sie fest halten und sie an sich schließen, daß sie nicht von ihm gehen solle.

Die Königin streckte ihm lächelnd ihre beiden Hände entgegen, lehnte sich dann an ihn und hielt ihn fest an der Stelle, wo sie stand.

„Welch ein schöner Sonnenuntergang das war,“ sagte sie, „und welch' schöne Stunden ich Dir heute danke! Sie werden nie in meinem Herzen verblassen und ich nehme sie mit mir auf die Reise, mein geliebter Freund, auf die Reise nach der schönen Heimath, die ich Deiner Güte verdanke. Wenn Du mich wieder heimgeholt hast von Neu-Strelitz, von meinem lieben Vater, dann wollen wir hierher zurückkommen und hier wollen wir unser schönes Wiedersehen feiern.“ — —

Auf der nahen Landstraße hinter dem Gitter rollten die Wagen herbei und hielten jetzt an der Pforte nahe bei ihnen.

Die Königin seufzte.

„Nun ist es vorbei,“ sagte sie, „nun müssen wir wieder König und Königin sein. Gieb mir einen Abschiedskuß, mein lieber Mann, da draußen erwartet uns der Hof. Küsse hier zum letzten Male Deine Frau!“

Der König drückte sie innig an sein Herz und küßte ihre Lippen. Dann zog er sie vorwärts, denn der Abend war kühl, und Nebelwolken begannen langsam von der Tiefe aufzusteigen. Sie folgte ihm zögernd und blieb noch einmal stehen.

„Lebet wohl,“ rief sie laut und nickte dem

purpurnen Himmel, der Wiese und den Bäumen ein Lebewohl zu. „Ich kehre bald zu Euch zurück!"

Und nun mit raschem Schritt, am Arm des Königs ging sie dahin nach der nahen Pforte, neben welcher die Lakaien standen und vor welcher draußen die Wagen mit den Hofleuten warteten. —

Wenige Tage später trat die Königin die lang ersehnte Reise in die Heimath an, nach Neu-Strelitz. Nach dem lieben Vater, nach den Geschwistern und nach der alten achtzigjährigen Großmutter hatte sich ihr Herz schon lange gesehnt, und glückstrahlend und freudvoll war das Antlitz der Königin, als sie jetzt wieder am Arm des Vaters in das Schloß eintrat, als alle die Erinnerungen ihrer Jugend sie grüßten, als die alte Großmutter ihren Arm um sie schlang und sie wieder herzlich und einfach begrüßte, als ihr „liebes Kind." Und als nach wenigen Tagen der König ihr nachkam, da war die Königin so glücklich, so selig, daß es ihr schien, als seien die Tage des Unglücks nimmer gewesen und als könnten sie nimmer wiederkehren!

Und doch hämmerte und bohrte der Todtenwurm in ihrem Herzen, und doch, so strahlend der Himmel schien und so hell die Sonne glänzte, zog doch schon das schwarze Gewitter herauf an ihrem Horizont!

Sie merkt es nicht und weiß es nicht und

schreibt an einem glücklichen Tage, da sie einen Moment allein ist im Arbeitszimmer ihres Vaters, auf ein Blättchen Papier die Worte, die ihr aus dem Herzen quellen:

„Mein Vater, ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Gattin des besten aller Männer!“

Sie schreibt das, während drunten schon die Wagen vorgefahren sind, welche sie mit dem Vater und den Brüdern nach Hohen-Zieritz fahren sollen, nach dem Lustort am schönen Tollensee, das für sie ein Schmerzenslager birgt.

Ja ein Schmerzenslager! Denn jetzt fühlt sie in ihrem Herzen wieder den Todtenwurm, der in den Tagen des Schmerzes und des Kummers leise dort zu bohren begonnen. Er ist wieder da, und mit furchtbaren Schmerzen plagt er sie und mahnt sie inmitten ihres Glückes an das nahe Scheiden. „Ist's möglich, daß ich sterbe,“ so klagt sie leise vor sich hin, während sie daliegt auf dem Krankenlager und ringt mit der furchtbaren Pein, die ihre Brust zusammenzieht. „Muß ich denn sterben?“

Sie ist noch so jung, ihr Herz ist noch so voll Jugendkraft und Lebensstärke! Sie zweifelt noch, daß sie sterben muß! Aber die Aerzte wissen es längst schon und haben es ihrem Vater und ihrer

alten Großmutter gemeldet, und es sind schon Couriere ausgesandt nach Berlin, wohin der König zurückgekehrt war, um ihn jetzt zu rufen an das Krankenlager seiner Gemahlin. Sie zweifelt noch und Niemand hat den Muth, sie ahnen zu lassen, daß es zu Ende geht.

Ihr Vater und ihre Brüder haben die Kraft der Liebe, wenn sie zu ihr kommen, die Thränen zurückzudrängen in ihre Herzen und heiter zu scheinen, und die alte Großmutter ist stark genug, um zu lächeln und an dem Lager ihres Enkelkindes sitzend, ihr zuweilen zu erzählen von den Märchen, denen sie als Kind so gern gelauscht. —

Endlich kommt der König und da jauchzt Louise auf in Glück und Wonne, und breitet von ihrem Lager aus ihre Arme ihm entgegen, legt sich an seine Brust und meint, nun sei die Krankheit auch besiegt und alles Leid und aller Schmerz sei von ihr abgefallen, denn Er ist da, der Geliebte ihres Herzens und mit ihm die beiden Prinzen.

„Mein Friedrich, mein Wilhelm," ruft die Königin zärtlich aus und winkt die beiden Söhne an ihr Lager, legt ihre Arme um die lockigen Häupter der Kinder und drückt sie fest an ihr Herz.

„Was weinen die Söhne? Warum tritt der König so bleich mit zuckender Miene bei Seite."

„Warum weinst Du, mein Wilhelm?"

Er kann es nicht sagen der junge Prinz, welch' furchtbarer Schmerz ihm da im Herzen bohrt. Er legt nur die Lippen auf die Hand seiner Mutter und küßt sie innig, und seine Thränen stürzen auf ihre Hand nieder.

„Und auch Du, mein Friedrich, der sonst immer so heiter und froh, Du bist ernst und traurig?" fragte die Königin den Kronprinzen. „Findet Ihr mich denn so krank, so leidend?"

„Nein, meine geliebte Mutter," ruft der Kronprinz gewaltsam sich zusammenraffend, „Du bist nicht leidend, ich freue mich nur, daß ich Dich wiedersehe!"

„Doch jetzt, Majestät, müssen Sie ruhen," sagte der Arzt, zu dem Lager herantretend. „Ich darf nicht erlauben, daß der König und die Prinzen länger hier weilen. Sie bedürfen der Ruhe."

Der König mit den Prinzen entfernte sich hastig, und Louise schaute ihnen nach mit einem seltsam fragenden Blick.

„Doctor," sagt sie dann hastig, „bin ich so krank, muß ich denn sterben? Der König drückte mich mit so seltener Gluth an sein Herz und sah mich so traurig an. Muß ich denn sterben?"

Der Arzt verneint es, doch drüben in dem an=

dern Zimmer bejaht es einer der Leibärzte dem Könige, der ihn auch gefragt: „Muß sie sterben?“

„Ja, Majestät, es ist eine traurige Pflicht, die uns das Schicksal auferlegt, Ihnen die Wahrheit zu sagen, ja, die Königin muß sterben.“

Da schwankt die hohe stolze Gestalt des Königs, da zucken seine Mienen und er taumelt zurück an die Wand, ringt die Hände und die Thränen stürzen aus seinen Augen. Die beiden Söhne flüchten sich zu ihm und umschlingen die Gestalt des Vaters, als wollten sie bei ihm Zuflucht finden vor dem Unglück, daß sie Alle bedroht.

Die alte Großmutter, die Landgräfin von Hessen tritt zu dem König heran und legt ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Hoffen Sie noch, mein Herr Sohn,“ sagte sie, „noch lebt meine Louise und so lange sie lebt, ist noch Hoffnung da! Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Der König ließ die Hand von seinem Angesicht niedergleiten und ein Ausdruck von trotzigem Schmerz war in seinen Mienen.

„Ach“, sagte er, „ach wenn sie nicht Mein wäre, würde sie leben! Da sie aber meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“*)

---

*) Des Königs eigene Worte.

Eine Stunde später riefen die Aerzte den König und die beiden Söhne wieder an das Lager der Königin zurück.

Jetzt ist Nichts mehr zu fürchten, keine Aufregung mehr und keine Schmerzen, jetzt darf der König sie auch seine Thränen sehen lassen, jetzt dürfen die Prinzen weinen an ihrem Lager, — denn die Königin ist todt! —

Am 27. Juli bewegte sich in Berlin ein langer feierlicher Zug durch das Brandenburger Thor die Linden hinauf. Wieder füllte die breite Straße eine Masse des Volkes, wieder bildeten Soldaten Spaliere zu beiden Seiten, wieder läuteten alle Glocken und donnerten die Kanonen. Doch kein Jauchzen ertönte und kein fröhliches Jubeln und Schreien wie damals, als die Königin an der Spitze ihres Dragoner-Regiments denselben Weg hinauffuhr nach dem Schlosse.

Da kommt ihr Wagen durch das Thor gefahren, mit sechs Pferden bespannt, wie damals. Doch diese Pferde sind heute mit schwarzem Flor bedeckt und schwarze Schleifen wehen von den Hüten der Kutscher und der Lakaien.

Der Wagen der Königin ist leer, hinter ihr in den Karossen kommen ihre Hofbeamten und Cavaliere, Alle in tiefe Trauer gekleidet, und in

tiefer Trauer rings alles Volk. Der Aermste hat gesucht, sich irgend ein schwarzes Schleifchen oder ein schwarzes Tuch zu erschaffen, der Aermste wollte trauern, nicht bloß innerlich in seinem Herzen, auch äußerlich um die geliebte Königin.

Alles weint und klagt, indeß der Zug langsam die Linden hinaufzieht, und die Soldaten unter dem Gewehr selbst, allem Reglement zuwider, weinen bitterlich.

So im tiefen Schweigen geht der Zug langsam und feierlich hinauf, hinauf nach dem Schlosse.

Da steht vor dem großen Portal eine hohe Männergestalt in voller Uniform. Das Angesicht so bleich, die Augen so trüb, ihm zur Seite zwei Jünglinge mit verweinten Augen, mit bleichen Gesichtern, wie er. Das ist der König und das sind die beiden Prinzen Friedrich und Wilhelm.

Als der leere Wagen vor dem Schloßthore anhält, da dringt ein tiefes Schluchzen und Aechzen aus der Brust des Königs hervor, und dann, als nun der andere Wagen mit den schwarzen Rossen kommt, der Wagen, der nicht leer ist, in dessen schwarzer Hülle die Leiche der Königin sich befindet, da stürzen Thränen aus den Augen des Königs hervor, und er schämt sich ihrer nicht, und mit ihm weinen seine Söhne und mit ihm weint sein ganzes Volk! —

Vier Wochen später stand in der Grotte zu Parez ein einsamer bleicher Mann, an derselben Stelle stand er, wo vor vier Wochen die glückliche Königin Louise zu ihm sprach: „Gieb Deiner Frau den letzten Kuß, mein lieber Mann." Er dachte daran, wie jetzt die Sonne niederging und dachte an ihre Worte: „Die Menschen beugt der Kummer und sie sterben und vergehen. Aber die Natur bleibt sich immer gleich in ewiger Heiterkeit, in ewigem Frieden!"

Als er daran dachte, sank er nieder auf den Sitz, auf welchem er damals mit ihr geruht, barg sein Haupt in seinen Händen und weinte laut.

Dann aber raffte er sich wieder zusammen und wandte seinen Blick wieder hin auf die Papiere, die auf dem kleinen Tischchen vor ihm lagen. Es waren Pläne und Zeichnungen zu dem Denkmal, welches der König seiner Gemahlin errichten wollte.

Hier auf dieser Stelle, wo er zum letzten Mal im stillen Liebesglück mit ihr geweilt, hier unterzeichnete der König jetzt die Ordre zum Bau eines Mausoleums in Charlottenburg, und die andere Ordre, daß eine Tafel sollte angebracht werden über der Pforte hier in Parez, durch welche sie zuletzt dahin geschritten, und daß kein Mensch mehr

diese Pforte überschreiten, daß sie für immer geschlossen bleiben solle.

Für immer geschlossen diese Pforte, hinter welcher auch für ihn das Glück und die Liebe auf immer hinabgesunken war!

VII.

Zum Kampf.

Das große Wort war gesprochen! Der König von Preußen hatte sein Volk aufgerufen zum Krieg wider den Feind, welcher so lange der Bedrücker jeglicher Freiheit und jeglichen Rechtes gewesen und dem nun endlich die Vorsehung das „Mene Mene Tekel“ im brennenden Moskau und auf den blutigen Schneefeldern an der Beresina entgegen gehalten.

Die Königin Louise aber lag im Grabe! Ihr war es nicht vergönnt, diese Zeit, welche sie so sehr ersehnt und um welche sie so oft zu Gott gefleht mit heißen Thränen des Schmerzes, zu erleben.

Aber sie war doch da, die so gesegnete Zeit und nach so langer Nacht der Schmerzen und der Demüthigung leuchtete über dem Grabe der Königin mindestens die Sonne der neuen Zeit auf!

Vielleicht schaute ihr seliger Geist hernieder auf die Schaaren dieser Tausende begeisterter Männer und Jünglinge, ja sogar Frauen und Mädchen, die auf den Ruf des Königs überall sich erhoben und sich rüsteten zum lang ersehnten Kampf.

Wer hätte auch zurückbleiben mögen von diesem heiligen Kriege, wer hätte daheim bleiben mögen, während die Tapfern auszogen, das Vaterland zu vertheidigen, die Freiheit zu erkämpfen und Rache zu nehmen an dem verhaßten Feind?

Eine Schande hätte es jeden Mann gedünkt, wenn man ihm hätte sagen wollen: „Du mußt daheim bleiben, Dein Weib und Deine Kinder zu beschützen." Möge Gott sie beschützen und möge das Schicksal segnend und milde auf sie niedersehen! Der Mann muß ausziehen zum Kampfe; denn der König hat Alle gerufen!

Der König hat die Landwehr gebildet und wer ein Schwert halten und tragen kann, muß ausziehen mit dem König!

Die Mütter, welche sonst weinend ihre Söhne haben scheiden sehen, wär's auch nur zu einer längern, gefahrlosen Reise, die bringen jetzt mit strahlenden Augen den Söhnen selber das Schwert und sagen ihnen: „Gehet hinaus und kämpfet für das Vaterland, ich will nicht weinen," und

die Bräute, welche den Tag ihrer Vereinigung mit dem Geliebten ersehnt, die reichen ihm jetzt die Hand zum Abschied und sagen: „Ich warte auf Dich bis zur Wiederkehr, und kommst Du nicht, so finde ich Dich dort oben wieder!“

Keiner will jetzt alt und gebrechlich sein. Jeder Greis dünkt sich ein kräftiger Mann und jeder Knabe dünkt sich Jüngling und will ausziehen mit den Vätern und Brüdern, hinaus zum heiligen Kampfe.

Nicht blos aus den Universitäten gehen die Jünglinge fort, um das Schwert zu ergreifen, auch in den Gymnasien leeren sich die Klassen; denn jeder Knabe von dreizehn Jahren meint, es habe ihn die gegenwärtige Zeit so gestärkt und gealtert, daß er ein Jüngling sei!

Nun ist die Landwehr fertig und bereit. In Breslau haben sich die Schaaren geeint, in Breslau, wo der König weilt mit seinem ganzen Generalstabe. Er hat heute die erste Revue über die Landwehr gehalten, welche morgen ausziehen soll, um unter dem alten tapferen General Blücher dem Feind entgegen zu marschiren.

Vor dem Portal des Schlosses hat der König den glänzenden Generalstab entlassen und mit einem freundlichen Kopfnicken die beiden Söhne verab=

schiedet. Jetzt geht er hinauf nach seinen Gemächern, aber Prinz Wilhelm ist ihm gefolgt, und mit leiser Stimme bittet er ihn jetzt, da der König eben die Treppe hinaufschreitet, um eine Audienz.

„Hast mir was Wichtiges zu sagen?“ fragte der König, ihn verwundert betrachtend.

Prinz Wilhelm nickte: „Ja, Majestät, etwas für mich sehr Wichtiges!“

„Nun, habe freilich viel zu thun,“ sagte der König, „aber wenn's wichtig ist, will ich Dich hören. Komm!“ —

„Also jetzt laß hören,“ sagte der König, als sie Beide in sein Kabinet eingetreten waren, „aber mach's kurz, Wilhelm, die Minister warten. Sag', was willst Du?“

Der Prinz antwortete nicht, er stand da mit niedergeschlagenen Augen und eine tiefe Röthe, gefolgt von einer ebenso tiefen Bläſſe, jagte über seine eingefallenen Wangen hin und und ein leises Beben ging durch seine hochaufgeschossene, schmächtige Gestalt. Der König gewahrte es und schaute ihn beunruhigt an.

„Dir ist doch wohl?“ fragte er theilnehmend.

„Ja, Majestät, ganz wohl,“ rief der Prinz, in sich erschauernd und wie mit einem kräftigen Ruck sich zusammenraffend, „ja mir ist ganz wohl

und ich fühle mich so gesund, wie niemals sonst in meinem Leben. Euer Majestät — —"

„Majestät," unterbrach ihn der König heftig, „wir sind hier allein, nenne mich Deinen Vater!"

„Nun denn, mein lieber Vater," rief der Prinz innig, indem er dicht an den König herantrat und seine Hand faßte, „nun denn, mein lieber Vater, ich komme zu Dir mit einer großen Bitte!"

„So sag' sie," erwiderte der König gütevoll.

„Lieber Vater, ich bin jetzt sechszehn Jahre alt," sagte der Prinz mit leiser und zitternder Stimme, die allmählig immer kräftiger, immer muthiger wurde. „Ich bin jetzt sechszehn Jahr alt, bin ganz gesund und ganz kräftig."

Der König ließ seine Augen mit einem langen, zärtlichen Blick über die hochaufgeschossene Gestalt und über die schmalen etwas gedrückten Schultern des Sohnes hingleiten und eine Wolke flog einen Moment über seine Stirne hin.

„Die Aerzte sagen anders," erwiderte der König, „sie meinen, Du bedarfst der Ruhe und der Stärkung."

„Nein, mein Vater, glauben Sie den Aerzten nicht," rief der Prinz eifrig, „sie wollen mich zurückhalten, sie wollen mich noch immer als einen kränklichen Knaben behandeln; aber ich wiederhole

es, mein lieber Vater, ich bin ganz gesund und darum bitte ich Sie ganz inständigst und aus tiefster Seele, betrachten Sie mich als einen Gesunden und lassen Sie mich thun, was alle Väter ihren Söhnen gestatten."

„Bin neugierig, zu erfahren, was alle Väter ihren Söhnen gestatten?"

„Sie lassen sie ausziehen in den heiligen Krieg, um zu kämpfen für ihr Vaterland und für ihren König und darum bitte ich, mein lieber Vater, lassen Sie mich auch so thun, ich muß mit in den Krieg ziehen!"

„Du mußt?" fragte der König mit unwilliger Stimme. „Ei, klingt seltsam das „Du mußt", Deinem Vater gegenüber."

„Ja, Majestät und dennoch wiederhole ich, ich muß mit in den Krieg ziehen! Ich muß es darum," fuhr er mit begeistertem Blick und bewegter Stimme fort, „damit meine liebe Mutter mit mir zufrieden ist! Und mein lieber Vater, ich bin ja kein Kind mehr, denn ich bin sechszehn Jahr, und wäre ich jünger, so hätte diese fürchterliche und traurige Zeit mich alt gemacht vor den Jahren. Ich war auch kein Kind mehr, als ich am Sterbebette meiner lieben Mutter stand, war damals schon dreizehn Jahr und wußte recht gut, was ich verlor, und

ich will es bekennen, in jener Stunde, als ich meine liebe Mutter verlor und als ich wohl fühlte, daß sie am gebrochenen Herzen starb, in jener Stunde schwur ich mir selber, daß ich ihren Tod rächen wollte an dem bösen Feinde, der ihr Herz gebrochen; denn — —"

Er schwieg und der Athem ging keuchend aus seiner Brust und die Thränen, welche er bisher zurückgedrängt, flossen über seine Wangen nieder.

Der König wandte sich ab und trat an das Fenster; er kehrte dem Sohne den Rücken zu, und wollte ihn vielleicht die tiefe Rührung, die sein eigenes Herz ergriffen, nicht sehen lassen.

Nach einer Pause begann er wieder, immer noch hoch aufathmend: „Majestät, dazumal schon in Königsberg habe ich oft meine liebe Mutter weinen sehen, und eines Tages habe ich gehört, wie sie zu der Frau von Berg sagte, denn sie merkte nicht, daß ich im Zimmer war: „„Glaub' mir, Caroline, dieser Napoleon hat mein Herz gebrochen und ich werde die Zeit nicht mehr erleben, da Gott ihn straft und das Mene Mene Tekel an seine Wand schreibt."" Ich habe damals die ganze Nacht geweint und gebetet zu Gott, daß er meine liebe Frau Mutter sollte noch die Zeit erleben lassen, da unser böser Feind seine Strafe

erhalten würde! Der liebe Gott hat aber kein Mitleid gehabt und hat meine liebe Mutter zu sich in den Himmel genommen, bevor noch die Vergeltung über unsern bösen Feind gekommen. Als ich an ihrem Sterbebette und als ich an ihrem Sarge kniete, habe ich wiederholt, was ich jeden Tag mir sagte: wenn die gesegnete Zeit des Krieges kommt, dann muß ich ausziehen, um Rache zu nehmen für den Tod meiner lieben Mutter!"

„Es kann nicht sein, es kann nicht," rief der König, sich heftig umwendend, mit strenger Miene und mit düsterer Stirne.

„Es kann nicht sein?" fragte der Prinz fast trotzig. „Haben Eure Majestät nicht Ihr ganzes Volk aufgerufen? Haben Sie nicht, da Sie die Landwehr bildeten, zum Volke gesagt, „ich und alle Prinzen meines Hauses stehen an der Spitze der Landwehr?" Und bin ich nicht auch ein Prinz Ihres Hauses und bin sechszehn Jahr? Ich meine, alle Leute müssen mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich zu Hause bleibe, während Alle Ihr Gut und Blut und ihr Leben wagen, und —"

„Still!" unterbrach ihn der König mit fast zorniger Stimme, „still! nicht raisonnirt! Dem Soldaten geziemt vor allen Dingen zu gehorchen

und mir scheint, der Herr Lieutenant muß noch gehorchen lernen!"

„Aber Eure Majestät haben mir gesagt, daß ich, da wir allein wären, Sie meinen Vater nennen dürfe. Und nicht als Soldat, sondern als Sohn bitte ich meinen lieben Vater, als Sohn flehe ich zu meinem Vater, haben Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich mitziehen in den Krieg!"

„Und als König, wie als Kriegsherr antworte ich meinem obstinaten Sohn: Du bist noch zu jung und zu schwächlich, Du bedarfst noch der Stärkung. Deine Frau Mutter würde Dir's auch sagen, sie hat immer allen Deinen Lehrern anempfohlen, Dich zu schonen und sie würde es auch nicht leiden. Daran gedenk! Und jetzo geh!"

Er wandte sich wieder um und trat an's Fenster, er mochte wohl in seinem zärtlichen Vaterherzen nicht den Muth haben, dem Sohn in das traurige Antlitz zu sehen, denn tief traurig war das Antlitz des jungen Prinzen jetzt.

Er sagte kein Wort mehr, wandte sich um und schritt hinaus, langsam wie von der Last der Schmerzen niedergebeugt. Draußen aber auf dem Gang, wo ihn Niemand sah, da sank er wie zerbrochen auf einen Sessel nieder und weinte laut. — — —

Und traurig und schweigsam blieb der Prinz die nächste Zeit.

Die Truppen zogen aus, der König mit ihnen, die Truppen kämpften; und als die Kunde von der verlorenen Schlacht bei Lützen, von der unentschiedenen Schlacht bei Bautzen und von dem Waffenstillstand, den die verbündeten Russen und Preußen mit Frankreich abgeschlossen, nach Breslau kam, da ward das Angesicht des Prinzen noch bleicher, und still und wortlos zog er sich tiefer noch in sich selber zurück.

Doch der Befehl des Königs rief während des Waffenstillstandes die beiden Söhne zu sich nach Neudorf bei Reichenbach; er wollte sie noch einmal sehen, bevor es weiter ging zum Krieg. Denn beschlossen war es, mit dem Ende des Waffenstillstandes sollte der Krieg auf's Neue beginnen. Kein Frieden mehr und kein Hinhalten! Man bedurfte der Ruhe, um sich neu zu stärken, neu zu ordnen, und dann sollte der Kampf weiter gehen bis zur Freiheit oder bis zum Tode!

Der König hatte vielleicht gefühlt, weshalb sein Sohn Wilhelm so traurig war, weshalb er jetzt noch blässer und kränklicher erschien wie sonst und hatte ihm darum, um ihn zu trösten, diese Mittheilung gemacht. Doch das Angesicht des

Prinzen blieb trübe und nur mit einem tiefen Neigen seines Hauptes empfing er die Mittheilung des Königs.

„Seh' wohl, Du freust Dich nicht," sagte der König barsch, „meinst, wenn Du selber nicht dabei bist, ist es Dir gleichgültig."

„Nein, Majestät, gewiß nicht," erwiderte, der Prinz sanft.

„Das erste Garde-Regiment, bei dem Du stehst, hat in der Schlacht bei Groß-Görschen dreizehn Offiziere, achthundertundzweiundvierzig Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten verloren," sagte der König hastig. „Danke Gott, daß Du nicht mit dabei warst. Wärest vielleicht nicht mehr am Leben."

„Ich wäre aber mit den Tapferen gefallen für die heilige Sache," erwiderte der Prinz ruhig.

„Großes Avancement gewesen beim Regiment," fuhr der König fort. „Wie stehst Du beim Regiment?"

„So, wie es nicht anders sein kann," antwortete der Prinz gelassen, „der Regimentskommandeur hat meinen Namen bei dem Avancement nicht auf die Liste geschrieben. Sechs jüngere Kameraden haben mich übersprungen, sie waren dabei und haben mitgefochten und sind in Folge dessen avancirt!"

„Bist also vergessen worden?“ fragte der König, „bist nicht mit avancirt?“

„Majestät,“ rief Prinz Wilhelm mit fast grollender Stimme und nicht mehr im Stande, seinen Unmuth zu verwahren, „wie kann ich avanciren, da ich hinter dem Ofen gesessen habe, während das Regiment im Feuer war?“

„Thut Nichts,“ sagte der König ruhig, „ich hatte Dir befohlen, zurückzubleiben, also darfst Du auch deßwegen Nichts verlieren. Dein Patent soll auf den fünfzehnten Mai ausgeschrieben werden, wo Deine Kameraden über Dich avancirten!“

Prinz Wilhelm neigte sich tief, aber keine Freude sprach aus seinen Mienen, er wußte, er fühlte es ja, er avancirte nur, weil er der Sohn des Königs war, nicht weil er es verdient mit dem Degen in der Hand durch seine eigene Tapferkeit. Er fragte dies Mal auch nicht, ob er mitziehen dürfe, da der König nach dem Waffenstillstand wieder auszog zum neuen Krieg.

Doch seine Augen leuchteten höher auf vor Wonne und Entzücken, als nun die Kunde kam vom Siege der Deutschen über die Franzosen, die Kunde vom Siege an der Katzbach, die Kunde dann auch von der großen Schlacht bei Leipzig, von der dreitägigen Schlacht, in welcher am sechs-

zehnten, siebenzehnten und achtzehnten October der Kaiser Napoleon besiegt und gezwungen wurde, mit seinen Regimentern zurückzuziehen über den Rhein nach seinem Frankreich hin.

Nun durften die sieggekrönten Truppen sich wieder einige Tage Ruhe gönnen, nun konnte der König wieder auf einige Tage sich nach Breslau begeben zu seiner Familie. Sein Auge haftete mit prüfenden Blicken lange Zeit auf seinem Sohne Wilhelm, als dieser mit den Andern kam, ihn zu begrüßen. Er nickte ihm freundlich zu und ließ ihn dann am andern Tage zu sich befehlen in sein Kabinet.

„Will Dir was Neues zeigen," sagte der König, dem Sohne die Hand darreichend, „weiß, liebst es, neue Uniformen zu sehen, hast Sinn für das Große, wie für das Kleine vom Soldatendienst, habe das beobachtet. Schau einmal, wie gefällt Dir das?"

Er reichte ihm zwei goldene, mit silbernen Franzen besetzte Epaulettes dar.

„Das ist schön," sagte der Prinz mit ruhiger, ernster Miene, indem er den funkelnden Schmuck betrachtete. „Was ist das?"

„Das sind Epaulettes," sagte der König, „eine neue Einrichtung, ein neuer Schmuck für die Offi=

ziere. Weißt ja, haben bis jetzt nur Achselklappen von Tuch getragen und die silbernen Tressen allein bezeichneten den Grad. Habe nun Epaulettes eingeführt; macht sich gut und kennzeichnet gleich den Offizier. Das da sind die Epaulettes für einen Capitain, gefallen sie Dir?"

„Sie sind sehr schön, und sehr beneidenswerth ist derjenige, der sie trägt."

„Du sollst Niemand beneiden," sagte der König hastig, „sollst sie selber tragen."

„Ich?" rief der Prinz mit aufleuchtenden Augen.

Der König nickte und ein sanftes Lächeln schwebte jetzt um seine Lippen, als er dem Prinzen die Hand auf die Schulter legend, ihn anschaute. „Habe Nichts vergessen von Dem, was Du mir damals gesagt über Deine Mutter, über Deine geliebte und ewig von mir betrauerte Mutter! Meintest, sie würde ihre Freude haben, wenn sie ihre Söhne als tapfere Krieger in der Schlacht sähe; sie wird jetzt diese Freude haben, das weiß ich, denn die Zeit ist jetzt gekommen. Du bist kräftig und stark geworden und sollst in den Krieg ziehen für Dein Vaterland, für Deinen König und für Deine liebe Mutter, die Königin Louise! Du sollst" — —

Er sagte kein Wort weiter, die Thränen er-

stickten ihm selber die Stimme. Er neigte sich und drückte einen Kuß auf die Stirne des Sohnes, gab ihm dann die Epaulettes in die Hand und winkte nach der Thüre hin.

Prinz Wilhelm küßte die liebe, theure Hand, die ihm dieses erste, glänzende Ehrenzeichen seines neuen Kriegerstandes darbot und dann mit freudestrahlendem Gesicht stürzte er aus dem Gemach, um Jedem, der ihm begegnete, die schönen Epaulettes zu zeigen und ihm zu sagen, daß er nun ausziehen dürfe mit dem Vater zum heiligen Kriege.

VIII.

Der letzte Neujahrsempfang.

Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau war Napoleon nach Frankreich heimgekehrt. Diesmal aber kam er nicht als triumphirender Sieger, welcher die erbeuteten Schätze der überwundenen Länder und die Lorbeeren, welche er auf den siegreichen Schlachtfeldern gefunden, mit sich führte. Diesmal kam er als Besiegter, kam in der Stille der Nacht unerwartet, und kein Jubelruf tönte ihm entgegen, als er von wenigen Getreuen begleitet, in St. Cloud anlangte. Ernst und düster umstand die Volksmenge am andern Tage die Tuilerien, als Napoleon nach Paris gekommen war, um einer Sitzung beizuwohnen.

Der Senat aber zum mindesten war noch immer derselbe geblieben, der schmeichlerische Diener

seines Herrn, und er that, was das Volk nicht gethan, er empfing den Kaiser mit lautem Jubel und mit begeisterten Schmeicheleien.

„Ich komme, um Ihren Beistand zu verlangen," sagte Napoleon einfach und kurz. „Ganz Europa ist jetzt gegen Frankreich, eben so sehr, wie es noch vor einem Jahre mit Frankreich war. Wir sind bedroht und ohne die Energie und Macht der Nation hätten wir Alles zu fürchten! Aber Sie werden mir helfen in Allem, was jetzt nöthig ist, und die Verhältnisse sollen nie und nimmer über mich und Frankreich siegen."

Die Herren Senatoren erhoben sich von ihren Sitzen und jubelten dem Kaiser zu und schwuren, daß Frankreich bereit sei, sich auf's neue für ihn zu erheben und daß der Sieg wie immer mit ihm sein werde.

Und zwei Tage später ging der Ruf durch das ganze Land, daß alle Männer, alle Jünglinge sich erheben sollten, um das Schwert zu ergreifen für die Sache des Vaterlandes und des Kaisers. Eine neue Conscription von dreihunderttausend Mann ward ausgeschrieben, und durch alle Städte und nach allen Ortschaften ritten die Boten, um im Namen des Vaterlandes die Männer und Jünglinge zu den Waffen zu rufen.

Aber diese Botschaften fanden überall nur schweigsame, düstere und traurige Zuhörer. Längst waren die Tage verschwunden, da man dem Kaiser Napoleon mit Jubel folgte in den Kampf, in den Sieg. Längst war die Begeisterung erloschen und der Ehrgeiz erstorben, sagen zu können, daß man mit dem Kaiser sich Lorbeeren erworben. Es ist vorbei mit dem Glauben an Napoleon's Glück und an Napoleon's Sieg. An der Beresina begraben liegt der Ruhm Frankreichs und was noch davon übrig geblieben, das ist in den Staub getreten und in dem Blut untergegangen in den Tagen von Leipzig und von Hanau.

In Deutschland zieht die Landwehr, ziehen die Soldaten jubelnd aus zum Kampf.

In Frankreich bedarf es sogar der Gensd'armen, um die Conscribirten zu den Waffen zusammen zu treiben. Die Kräfte sind erschöpft, die Begeisterung ist erstorben. Man hat keine Hoffnung mehr, kein Vertrauen. Man weiß oder fühlt zum mindesten, daß es zu Ende geht, und jeder Bauer möchte im Innersten seiner Hütte sich bergen vor dem nahenden Unheil, und Keiner frägt mehr, ob es noch Lorbeeren zu erkämpfen giebt. Jeder meint, daß es für ihn nur die Schmach für das Leben, oder einen Rosmarinzweig für das Grab giebt.

Napoleon fühlt das, obwohl seine Schmeichler und Höflinge ihm immer noch zu sagen belieben, daß Frankreich begeistert in den neuen Kampf gehen werde.

Napoleon las es aber auf den düstern Mienen der Pariser, die nicht mehr ihm entgegenjubelten, wenn er in den Straßen sich zeigte; er fühlte es an dem Schweigen des Publikums im Theater; er vernahm es endlich durch die Berichte, welche aus den Provinzen anlangten:

Das Volk von Frankreich ist des Kampfes müde, das Volk von Frankreich glaubt nicht mehr an den Sieg!

Aber das Volk von Frankreich muß sich aufraffen. Es muß das Schwert in die Hand nehmen! Man muß ihm Muth einsprechen, man muß es zur Begeisterung entflammen.

Der Kaiser berief den Senat und den Staatsrath, um mit ihnen zu berathen über das Wohl und die Zukunft des Landes.

Am 19. December 1813 wohnte er selbst der ersten Sitzung der großen Körperschaften bei. Sein Antlitz war ruhig und unbeweglich wie immer, Niemand konnte in seinen Mienen lesen, ob er selber Besorgniß oder Hoffnung hege. Mit klarer und ruhiger Stimme theilte er dem Senat und

dem Staatsrath mit, daß mit den verbündeten Mächten Unterhandlungen eingeleitet seien, daß ihre Präliminarartikel von ihm angenommen worden. Man habe also begründete Aussicht auf den Frieden, und diese Aussicht würde sich zur schönsten Wirklichkeit verklären, wenn das Volk von Frankreich in Waffen aufstände und den verbündeten Mächten Ehrfurcht einflöße.

Und Senat und Staatsrath erhoben sich wieder von den Sitzen und jubelten laut und priesen den geliebten Herrscher, den allwaltenden und allsorgenden Kaiser Napoleon.

Aber es war doch vergeblich und drunten das Volk von Paris jubelte nicht, als geschäftige Agenten ihm verkündeten, was der Kaiser im Senat gesprochen und daß er von seinem Volk begehrt, die Waffen zu nehmen und den Alliirten Ehrfurcht einzuflößen.

Es war ihnen gar nicht mehr darum zu thun, Ehrfurcht einzuflößen. Sie verlangten nur Ruhe und Frieden und sie fragten grollend, weshalb man ihnen nicht schon seit Jahren Ruhe und Frieden gegönnt, weshalb Frankreich seit so langer Zeit mit ganz Europa sich in Krieg befände.

Sie fragten dies so laut, daß die Herren Senatoren und der Staatsrath selber diese Frage

vernahmen und es für nöthig hielten, in der nächsten Sitzung die Antwort darauf zu geben.

Der Staatsrath Regnaud de Saint-Angelie gab diese Antwort, welche dann nachher hinaustönen sollte unter das Volk, welches draußen sich versammelte, begierig der Entschlüsse des Senats harrend.

„Jeder Krieg, der Europa seit zwanzig Jahren verwüstet hat," rief Regnaud mit lauter Stimme, „jeder dieser Kriege ist eine unmittelbare Folge des erst vorangegangenen gewesen und aus den nämlichen Gründen geführt, denn die kurzen Pausen zwischen denselben waren eigentlich nur Waffenstillstandsepochen. Alle diese Kriege aber gaben Zeugniß von Frankreichs Mäßigung, das weder 1792, noch 1798, noch 1799 oder 1803 oder 1805 oder in all den andern folgenden Kriegen, die Feinde in Europa angegriffen hat, sondern immer nur seine Ehre und sein Recht vertheidigt und nur nothgedrungen, die Waffen ergriffen hat, und dann sich in edler Mäßigung, vielleicht oft zu frühzeitig, ehe es ganz den Gegner zu Boden gestreckt, wieder niedergelegt hat. Auch jetzt ist der Kaiser mit der edlen Großmuth, welche dem Löwen geziemt, bereit, seinem Volk und ganz Europa den Frieden zu geben und darum hat er die vorgeschlagenen Präliminarien

des Friedens angenommen und beauftragt mich, die Belege ihnen dazu vorzulegen. Die verbündeten Mächte aber wollen nur mit den Waffen in der Hand die Negotiationen betreiben und also ist Frankreich genöthigt, auf die Bahn zu treten, wo es allein mit Sicherheit unterhandeln kann, es muß auch mit den Waffen in der Hand da stehen, imponirend allen seinen Feinden, wie es bisher gethan. Von dem Senat, von dem Staatsrath, von allen Corporationen und dann von jedem einzelnen Bürger wird erwartet, daß er das Seine thue, um den Kaiser zu unterstützen, um Frankreich den Frieden zu geben."

Die Worte tönten wohl hinaus durch die Straßen von Paris, tönten durch ganz Frankreich, doch Jeder hörte sie an mit traurigem Seufzen und nirgends erweckten sie Sympathien, nirgends einen Funken der Begeisterung.

Als der Kaiser sich am andern Tage wiederum in den Palast der Senatoren begab, empfing ihn das Volk, welches dicht gedrängt auf der Straße stand, mit demselben düstern Schweigen, welches am Tage zuvor so beredt zu ihm gesprochen. Und die Stirne des Kaisers bewölkte sich, und seine Wange ward noch bleicher. Die Lippen fest auf einander gepreßt, die Augen mit flammenden Zornes-

blicken umherschauend, trat er in den Saal ein und ließ sich auf seinen Thronsessel nieder.

Die gestern übergebenen Papiere, die Belege der Friedenspräliminarien, waren von einer Commission geprüft. Lamé und Raynouard waren auserwählt, ihren Bericht zu erstatten. Die Augen des Kaisers hefteten sich mit einem durchbohrenden Ausdruck auf Lamé, der jetzt mit ruhiger, ernster Stimme seinen Vortrag begann:

„Es ist wahr," sagte Lamé, „der Kaiser hat die zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts von den Allirten vorgeschlagene Grundlage angenommen, und es kann nun zu einem Frieden kommen. Aber ich mache den Gesetzgebenden Körper darauf aufmerksam, daß Seine Majestät nur eine feierliche Garantie abgegeben, und daß wir ihn bitten müssen, nicht bloß Frankreich, sondern auch den Alliirten eine feierliche Erklärung zu geben, daß es sein ernstlicher Wille sei, den Frieden zu erwirken und zu halten. Wenn aber die Alliirten nicht vom Kampf ablassen wollen, dann muß Frankreich beweisen, wie eine Nation Alles vermag, wenn sie will, und wenn sie nur will, was ihre Ehre und ihre gerechten Absichten erheischen."

Kein Jubelruf ertönte, als Lamé jetzt schwieg. Scheu und angstvoll schaute Jeder hinüber nach dem

Kaiser, dessen Augen Zornesblitze schossen, Blitze vor denen sonst oft der muthigste Marschall seines Heeres erbebt war, die aber heute schon ihre Kraft verloren hatten.

Unter dem tiefen Schweigen der Versammlung erhob sich dann Regnaud, um nun auch seinerseits die vorgelegten Papiere zu erörtern. Er sprach anfangs ruhig und gemessen, vielleicht hatte einer der Zornesblitze aus den Augen Napoleon's ihn doch ein wenig scheu und ängstlich gemacht. Aber allmälig vergaß er diese Scheu und in feuriger Rede sprach er von dem Unheil des Krieges, von der Nothwendigkeit des Friedens, sagte er, daß der Wille der Nation, welche der einzige Herrscher in Frankreich sei, den Frieden begehre, forderte er eine Abänderung der Verfassung, eine Constitution, welche dem Volke größere Rechte gewähre.

Da erhob sich der Präsident der Versammlung mit zornigem Angesicht.

„Mein Herr," sagte er, „ich muß Sie daran erinnern, daß Ihr Vortrag ein constitutionswidriger ist."

„Wie", rief Regnaud jetzt, aller Vorsicht, aller Milde vergessend, „wie, Sie wollen mir in dieser entscheidenden Stunde, wo das Schwert des Damokles über uns schwebt, von Constitutionswidrig-

keit sprechen? Ich aber will Ihnen von Frankreich sprechen. Unser Elend ist auf das Höchste gestiegen, auf allen Grenzen des Vaterlandes sind wir bedroht! Vernichtet ist der Handel, der Ackerbau siecht, und der Gewerbefleiß stirbt. Seit fünf Jahren hat der Landmann keinen Genuß mehr und keine Ruhe, kaum findet er noch Etwas, um zu leben und die Früchte seiner Arbeit dienen nur dazu, den Schatz zu füllen, welcher alljährlich verschwendet wird, um Armeen zu besolden, die unaufhörlich verhungern und zerstört werden. Die Conscription ist für Frankreich eine furchtbare Geißel geworden. Seit zwei Jahren wird nicht mehr Korn geerntet, aber dafür werden die Menschen dreimal im Jahre geerntet und niedergemähet. Ein grausamer und schrecklicher Krieg verschlingt periodisch unsere heranwachsende, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Wie, ich frage ganz Frankreich, denn Frankreich hört meine Worte, wie, sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Eigenthum ihrer Könige und Fürsten? Sind sie — —"

„Schweigen Sie," unterbrach ihn eine donnernde Stimme und Napoleon hatte sich von seinem Sitz erhoben und schaute mit dem alten flammenden Jupiters-Angesicht hin auf die Versammelten.

Jetzt war er nicht mehr der Kaiser, der Herrscher, welcher in thronender Majestät um sich seine Vasallen und seine Diener sah. Er war wieder der Feldherr, der Soldat, für den es keine Etiquette, kein Ceremoniel mehr giebt, welcher zornig Denen entgegentritt, die er Rebellen nennt, weil sie es wagen, zu opponiren.

„Ich berief Sie," schrie er mit donnernder Stimme, „damit Sie mir Beistand leisten sollten, aber es scheint, Sie sind gekommen, um Alles zu sagen und zu thun, was erforderlich war, um dem Feinde beizustehen. Wie? Ist es Zeit, jetzt so zu sprechen, da der Feind an den Grenzen steht? Sie wollen einen Unterschied zwischen dem Souverain und dem Volke machen? Ich allein bin der einzige wirkliche Repräsentant des Volkes. Wer von Ihnen Allen wäre einer solchen Würde gewachsen? Der Thron ist nur ein mit Sammet überzogenes Stück Holz. Ich allein vertrete das Volk. Ich bin der Staat. Wenn Frankreich eine andere Constitution will, so mag es sich einen anderen Monarchen suchen. Wenn der Feind es mehr auf mich, als auf Frankreich abgesehen hat, hätten wir ihm darum einen Theil Frankreichs zu opfern? Selbst, wenn ich Unrecht hätte, sollten Sie es mir nicht so öffentlich vorwerfen. Die Leute

pflegen ihre schmutzige Wäsche nicht vor den Augen der Welt zu waschen. Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreichs. Wenn Mißbräuche bestehen, ist es Zeit, sich darüber zu beschweren in dem Moment, wo mehr denn 20,000 Kosacken unsere Grenzen überschreiten wollen? Ihre Träumer verlangen Bürgschaften gegen die Macht; aber in diesem Augenblick will ganz Frankreich nur Bürgschaften gegen den Feind und ich allein will und kann ihm diese Bürgschaften geben."

Und mit stolzer Miene stieg er die Stufen des Thrones herab und verließ, ohne einen Gruß, ohne einen Blick auf die entsetzte Versammlung zu richten, den Saal.

IX.

Der Neujahrstag 1814.

Durch ganz Paris ging am Neujahrstage 1814 ein dumpfes Gemurmel, ein banges, bedeutungsvolles Flüstern: „Der Feind steht schon an unseren Grenzen, der Feind ist im Begriff, in Frankreich einzumarschiren.“

Aber in die Tuilerien darf es nicht hineindringen, dieses Murmeln und Flüstern von Paris. In den Tuilerien muß Jeder heute ein ruhiges Angesicht zeigen und stolze Zuversicht, und kein Wort bangen Zagens darf von den Lippen Derer kommen, welche heute zur großen Neujahrscour in den Tuilerien erscheinen.

Paris soll es erfahren, daß der Kaiser den kommenden Ereignissen mit unerschütterlicher Ruhe entgegensieht, und seine eigene Zuversicht wird

dann auch den Parisern, wird ganz Frankreich seine Ruhe wiedergeben. Es hatte deshalb auch nichts geändert werden dürfen an dem Ceremoniel dieses Tages, der heute in derselben Weise gefeiert werden soll, wie in den vorhergehenden Jahren. Nichts von Beunruhigung, nichts von trüben Vorahnungen, Napoleon ist noch immer der Löwe, vor dem Alle zittern, vor dem die Welt sich beugt. Es sind einige Wolken vorübergezogen an dem Horizont, aber sie werden verschwinden und dieses Jahr 1814 wird wieder ein Jahr der Siege, der neuen Ehren, der neuen Lorbeeren sein!

Napoleon ist noch immer der Allmächtige, der Starke. Niemand soll es wagen, daran zu zweifeln oder ein Wort banger Furcht vernehmen zu lassen!

In den Tuilerien wagt es auch Niemand. Sie kommen daher in ihren goldstrotzenden Uniformen, die hohen Staatsbeamten, die Minister und Senatoren, die Herzoge und Marschälle von des Kaisers Gnade. Sie beugen sich heute so tief und so ehrfurchtsvoll vor Dem, welcher einst ihr Waffenbruder war und heute ihr Herr ist. Sie wünschen ihm mit emphatischen Worten und in langen Sieg jubelnden und triumphirenden Reden Glück und Heil zu dem neuen Jahre, welches nur

dazu gekommen ist, damit der siegreiche Kaiser die neuen Lorbeeren pflücken kann.

Und Napoleon vernimmt das Alles mit ruhigem Angesicht und hat immer nur einige zukunftssichere, stolze Worte zur Erwiderung zu geben.

Und wenn dann die Ceremonie der Beglückwünschung vorüber ist bei dem Kaiserpaar, das unter dem wundervollen Baldachin auf dem vergoldeten Throne sitzt, dann begiebt jede Deputation und jede Korporation sich in die Gemächer des Königs von Rom.

Der kleine blonde Knabe von drei Jahren hat schon seinen Hofstaat und sein Ceremoniel, und Männer mit grauem Haar, Helden vieler Schlachten Minister, Gelehrte und Künstler, Alles neigt sich ehrfurchtsvoll vor dem kleinen dreijährigen Knaben mit dem blonden Haar und nennt ihn „Sire“ und „Majestät“ und wünscht Heil und Segen auf sein schönes Haupt.

Das Kind hört das Alles an mit ruhigem Gesicht. Etwas von dem ernsten, strengen Ausdruck seines Vaters ist in seinen großen, blauen Augen, wenn er fest den Blick auf Diejenigen richtet, welche zu ihm sprechen und zu hören und zu verstehen scheint, was sie sagen. Dann, wenn die Anrede zu Ende und die hinter ihm stehende

Gouvernante, die Herzogin von Lannes, ihm zuflüstert, daß er seine Hand zum Abschied darreichen solle, dann nickt der kleine König von Rom mit gravitätischer Ruhe und reicht gnädig seine Hand dar, auf welche Fürsten und Marschälle erfurchtsvoll ihre Lippen pressen.

„Ist es jetzt zu Ende, Herzogin?" fragt der kleine Knabe, als eben die letzten der Deputationen hinausgegangen waren.

„Ja Majestät, es ist zu Ende," erwiderte die Oberhofmeisterin sich verbeugend.

„Und ich darf wieder lustig sein und — —"

Auf einmal verstummte der Knabe und horchte nach der kleinen Thür hin, welche hinausführt nach dem Korridor, über welchen der Kaiser zu seinem Sohne zu kommen pflegte. Und als die Thür desselben sich jetzt öffnete und der Kaiser in derselben erschien, da stieß der kleine König von Rom einen lauten Freudenschrei aus und flog mit ausgebreiteten Armen seinem Vater entgegen. Nichts mehr von der angenommenen Würde, nichts von der gravitätischen Haltung, es war nur ein kleiner Knabe, welcher selig war, seinen Vater wieder zu sehen und von diesem selig emporgehoben und an das Herz gedrückt ward.

Dann aber auf einmal schrak der Knabe zu-

sammen und blickte scheu und ängstlich hin auf die Kaiserin, welche hinter Napoleon eingetreten war in das Gemach und mit einem kalten Lächeln und fast gleichgültiger Miene das schöne Kind begrüßte.

„Nun, Sire, wollen Sie Ihre Frau Mutter nicht begrüßen?“ fragte Napoleon, und er beugte sich nieder, um das Kind auf die Erde zu setzen.

Aber er klammerte sich mit seinen kleinen Armen fest an den Hals des Vaters.

„Erlauben Sie mir, lieber Papa Kaiser,“ schmeichelte das Kind leise, das Köpfchen auf seine Schulter legend, „erlauben Sie mir, daß ich bei Ihnen bleibe.“

„Ach,“ sagte Marie Louise lächelnd, „behalten Sie ihn immer, Napoleon, ich glaube, der kleine Mann zürnt mir.“

„Und weshalb sollte er das?“ fragte der Kaiser, mit zärtlichem Blick sein Kind anschauend.

„Nun, er kam vorher mit der Frau Herzogin zu mir,“ erwiderte Marie Louise gleichgültig, „er wollte mir, glaube ich, ein kleines Verschen declamiren, welches man ihm eingeübt; indeß ich hatte nicht Zeit. Ich war noch bei der Toilette beschäftigt und ich fürchtete, Eure Majestät warten zu lassen. Ich befahl deshalb, den Knaben wieder fort zu

bringen, und er scheint dies übel genommen zu haben."

Der Kaiser erwiderte nichts, sondern drückte das Kind nur fester in seine Arme und streichelte liebkosend mit seiner kleinen weißen Hand das lange, goldene Haar des Kindes.

„Wollen wir mit einander spielen, Napoleon?" fragte er.

Und da jauchzte das Kind wieder auf, und sein Antlitz glänzte wieder in Freude und Wonne.

„Ja, wir wollen spielen, Papa Kaiser," rief er jauchzend, „ich zeige Ihnen die neuen Soldaten, welche die Frau Herzogin mir heute gegeben. Ich will Ihnen das Exercitium zeigen."

Napoleon lachte laut auf vor Vergnügen und vergaß seiner Gemahlin, die mit etwas verdrieß=lichem Gesicht dastand und wartete, daß der Kaiser ihr den Arm bieten solle, um sie in ihre Gemächer zurückzuführen.

Aber Napoleon war in diesem Moment des Ceremoniels nicht eingedenk, sondern nur eingedenk, daß er ein glücklicher Vater sei, und daß er eine selige Viertelstunde übrig habe, um mit seinem Sohne zu spielen.

„Wenn es Eure Majestät erlauben, begebe ich

mich in meine Gemächer," sagte die Kaiserin mit kaltem, gleichgültigem Ton.

Der Kaiser schrak ein wenig zusammen; er erinnerte sich jetzt, daß er vielleicht gefehlt habe gegen die Tochter des Kaisers von Oesterreich und gegen die strenge Etiquette, welche man Ihrer Majestät schuldete. Er wollte das Kind, welches sich auf seinen Schoß gesetzt hatte, um ihm die Soldaten zu zeigen, niedersetzen.

Aber Marie Louise trat zu ihm heran und drückte ihn sanft auf den Sessel nieder.

„Nicht doch, Majestät, bemühen Sie sich nicht. Ueberdies ist es schon wiederum Zeit, Toilette zu machen zu dem großen Gala-Diner, welches Eure Majestät für heute befohlen haben."

„Und Sie werden wie immer die schönste und ausgewählteste Toilette machen, und alle Damen des Hofes werden eifersüchtig auf Ihre Schönheit und auf Ihre prachtvolle Toilette sein," sagte der Kaiser kühl, indem er, den König von Rom in den Armen haltend, sich erhob, um die Kaiserin zu geleiten.

„Wer weiß," erwiderte Marie Louise achselzuckend, „Eure Majestät sehen mich mit zu gnädigen und nachsichtigen Augen an, aber Andere werden minder nachsichtig sein. Man sagt, die Königin

Hortense habe zu dem heutigen Gala-Diner von ihrer Frau Mutter eine außerordentlich schöne Toilette zum Neujahrsgeschenk erhalten."

„Ach, dann wird sie sicherlich schön sein," rief Napoleon lächelnd, „Niemand versteht sich so gut auf schöne und geschmackvolle Toiletten, als Josephine."

Er verstummte, denn die verdrießliche Miene der Kaiserin sagte ihm, daß er wieder einen Fehler begangen.

„Ich bedaure nur," sagte Marie Louise pikirt, „daß ich nicht von der Weisheit der ehemaligen Kaiserin Josephine profitiren und nicht von ihr lernen kann, die schönste und geschmackvollste Toilette zu machen. Euer Majestät müssen daher Nachsicht mit mir haben."

Sie verbeugte sich tief und verließ dann hastig das Gemach.

„Und jetzt, lieber Papa Kaiser," rief der König von Rom, „jetzt können wir spielen."

Der Kaiser antwortete nicht sogleich, seine großen Augen waren noch mit einem düstern Blick auf die Thüre gerichtet, durch welche die Kaiserin verschwunden war.

Doch als der Knabe mit lauter, flehender Stimme seine Bitte wiederholt hatte, da wandte er sich lächelnd zu seinem Sohne hin.

„Ja, jetzt können wir spielen und wir wollen es auch. Komm mein kleiner König, Du sollst mir Deine Soldaten zeigen und sie vor mir exerciren lassen."

Und mit vollkommen ernsthaftem Angesicht stellte nun der König von Rom seine kleinen prächtigen Soldaten, die mit beweglichen Gliedern gar kunstvoll für ihn gearbeitet waren, in Reih' und Glied auf und mit lautem Kommandowort befahl er ihnen das Exercitium.

Napoleon war in diesem Augenblick nur der Vater, der glückliche, zärtliche Vater, der sich der Schönheit, der Anmuth und der Lieblichkeit seines Kindes freute, für den es keine Siege, keine Niederlagen, keine Sorgen und Kümmernisse gab in dieser Stunde.

„Brav, Eure Majestät, sehr brav," sagte er, freundlich seinem Sohne zunickend, als er zu Ende war, „Sie werden ein großer General und sicherlich ein berühmter Soldat werden."

„Wie Du, mein Herr Vater," sagte das Kind mit einem glücklichen Lächeln, dem Kaiser zunickend.

Nimmer in seinem ganzen Leben, wie viele der Schmeicheleien und Huldigungen er auch empfangen, nimmer hatte Napoleon mit solchem Entzücken den Lobsprüchen gelauscht, wie den zwei Worten, die

von den süßen Lippen seines Sohnes ihm erklangen.

„Weißt Du wohl, mein lieber kleiner Napoleon,“ sagte er, ihn zärtlich an sich schwiegend, „daß heute Neujahrstag ist und daß Du von Deinem Vater Dir noch Etwas zu erbitten hast? Man empfängt zum Neujahrstag Geschenke, mein kleiner König, und man hat das Recht, an diesem Tage einen Wunsch auszusprechen. So sage nun, was wünschest Du Dir, Napoleon? Ueberlege es recht! Was Du am liebsten haben möchtest, das darfst Du mir sagen und ich verspreche Dir, daß ich es Dir erfüllen will. Also nachgedacht, Sire, und dann sagen Sie mir, was Sie sich wünschen.“

Das Kind blickte mit ernsten Augen vor sich nieder und schien zu überlegen.

„Nun,“ fragte der Kaiser nach einer Pause, in welcher er lächelnd den Knaben betrachtet hatte, „nun, ist Dir etwas eingefallen? Hast Du einen Wunsch?“

„Ja,“ sagte der Knabe, indem er langsam das Auge empor hob und dann scheu hinüberblickte zu der Herzogin, welche in die Nische des nächsten Fensters getreten war.

„Ach, Du möchtest, daß es Niemand hörte,“ sagte der Kaiser lächelnd. „Nun, dann sage es mir ganz leise, damit Niemand sonst es hören kann.“

Und er neigte sein Haupt leise zu dem Sohne hin.

„Nun sprich Napoleon, was hast Du für einen Wunsch?"

„Ich möchte wohl," sagte der Knabe zögernd, „ich möchte —"

„Nun, Du verstummst schon wieder? Was möchtest Du?"

„Oh, Majestät," begann der kleine König von Rom auf's Neue. „Wenn ich ausgehe, sehe ich so oft auf der Straße kleine Knaben, welche da spielen, ohne daß irgend Jemand sich um sie kümmert oder hinter ihnen steht und sie bewacht. Die kleinen Knaben sind immer so vergnügt, und sie spielen im Schmutz und lachen darüber."

„Nun und was weiter," fragte Napoleon ein wenig erstaunt, „was gehen Dich die Knaben an, die auf der Straße im Schmutz spielen? Du sollst mir sagen, was Du Dir wünschest?"

„Ja Majestät," flüsterte das Kind ganz leise, „ich wünschte mir," fuhr er dann hastig und eilig fort, „ich wünschte mir, daß ich ein einziges Mal wie die kleinen Knaben im Schmutz und im Rinnstein spielen könnte."

Der Kaiser lachte hell auf.

„Und das ist Alles, Sire, Alles, was Sie sich wünschen?"

„Ja, Majestät," sagte das Kind erröthend und angstvoll, „und ich bitte Sie, sagen Sie es nicht der Frau Herzogin, und vor allen Dingen nicht der Mama Kaiserin."

„Nein, nein, sei ruhig, ängstige Dich nicht," begütigte der Kaiser, einen langen Kuß auf die Lippen des Sohnes heftend. „Es soll es Niemand erfahren und Dein Wunsch soll Dir erfüllt werden. Ich werde Dir in den Tuilerien einen kleinen Garten anlegen lassen und da sollst Du ganz unbeobachtet und unbewacht mit Schmutz und Steinen spielen können, mein kleiner König von Rom."

„Ach, Corvisart," unterbrach sich der Kaiser, indem er nach der Thür hinschaute, die sich eben öffnete und in welcher der Leibarzt erschien. „Treten Sie ein, ich habe Befehl gegeben, Sie hierher kommen zu lassen."

„Und Euer Majestät zu Befehl bin ich gekommen," erwiderte Corvisart, sich tief verneigend.

„Kommen Sie dicht zu uns heran, Doctor," rief der Kaiser. „Betrachten Sie mir den König von Rom. Mir schien in den letzten Tagen, er sei blaß und die Frau Herzogin sagte mir, daß er am Husten leide. Untersuchen Sie ihn recht genau und sagen Sie mir, ob Sie finden, daß er krank

ist, daß irgend etwas für ihn geschehen muß? Untersuchen Sie ihn ganz genau und dann kommen Sie zu mir in mein Kabinet. Ich erwarte Ihre Antwort."

Er küßte den Knaben noch einmal, nickte der Herzogin zu und verließ dann das Gemach.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, verschwand der Sonnenglanz von seinem Angesicht und als er in sein Kabinet eingetreten war und sich niederließ vor dem hoch mit Papieren bedeckten Schreibtisch, da standen schwere Wolken auf seiner Stirn, und trübe war sein Auge und trübe war's in seiner Seele. Was er Niemandem sagen wollte, was er Allen verhehlen möchte, das kann er sich doch selber nicht verhehlen: Das Unheil steigt empor, es schwebt schon über dem Horizont Frankreichs, und er hat nicht mehr die Kraft, es zurückzuhalten!

Er rechnet und prüft und überlegt alle eingesandten Listen von den heranziehenden feindlichen Truppen. Er rechnet und prüft und überlegt alle Listen von den zusammengestoppelten Regimentern und Armee-Corps von Frankreich. Man hat zusammengerafft, was möglich war. Man hat die Invaliden, die Krüppel, die Gensdarmen, die Postillone eingereiht in die Regimenter. Und sie

sind doch nicht vollzählig und es gebricht ihnen an Allem!

Und wie er nun rechnet und überlegt, und wie er immer deutlicher erkennen muß, daß die Zukunft unheilvoll sein wird, da öffnet sich die Thüre und Corvisart tritt ein.

„Nun," fragte der Kaiser, von den Papieren aufblickend, „was bringen Sie mir für ein Resultat? Wie steht es mit dem König von Rom? Wird er krank werden? Hat er eine schwache Brust? Muß man für seine Gesundheit fürchten?"

„Nein, Majestät," erwiderte der Leibarzt lächelnd, „der König von Rom hat einen zu kräftigen und gesunden Vater, eine zu gesunde jugendliche Mutter, als daß man für ihn etwas zu fürchten hätte. Er hat eine vortreffliche Constitution; ich sage ihm ein langes Leben voraus, und ich wünsche, daß dieses Leben so glücklich und Ruhm gekrönt, wie das seines Vaters sein möge."

Der Kaiser nickte und heftete dann einen ernsten Blick auf das Antlitz des Leibarztes, seines langjährigen Vertrauten. Ohne ein Wort der Erwiderung oder der Entlassung erhob er sich von seinem Sessel und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab.

Dann auf einmal blieb er vor Corvisart stehen

und schaute ihm lange und prüfend in das Angesicht.

„Wissen Sie noch,“ sagte er hastig, „was Sie vor drei Jahren zu mir sagten, bald nach der Geburt meines Sohnes?“

„Nein, Majestät, ich weiß es nicht mehr.“

„Ich aber weiß es,“ rief Napoleon hastig, „und ich will es Ihnen sagen. Es war am Tage nach der Geburt des Königs von Rom. Sie kamen, mir Bericht zu erstatten über das Wohlbefinden der Kaiserin und ihres Sohnes. Sie wünschten mir Glück zu dem schönen Ereigniß. Und Sie sprachen zu mir Worte der Schmeichelei nach rechter Hofmannsart.“

„Ach, ich entsinne mich jetzt, Majestät,“ rief Corvisart lebhaft, „es waren nicht Worte der Schmeichelei, sondern Worte, die mir aus der Seele quollen. Ich sagte zu Ihnen: „Sire, mit dem sechsundzwanzigsten Jahre waren Sie General der italienischen Armee, dann Sieger in vielen Feldzügen, Friedensstifter von Campo formio; dann haben Sie Sich in Aegypten Lorbeeren gepflückt, dann wurden sie erster Consul auf Lebenszeit, dann Kaiser, dann auf's Neue Sieger, dann Gemahl der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, dann Herr von ganz Europa, dann Vater eines Sohnes; Sire,

wohin wollen Eure Majestät noch weiter?" Und Eure Majestät antwortete mir darauf, indem Sie mich ein wenig am Ohr zupften: Schweigen Sie, Trotzkopf, Sie sind immer ein Republikaner gewesen!"

„Es ist wahr, Sie haben ein gutes Gedächtniß. Es war genau so," sagte Napoleon mit einem sanften Lächeln. „Ich denke heute daran, Corvisart, ja, ich denke daran, daß Sie mich fragten, wohin ich noch weiter wollte. Wissen Sie es jetzt?"

„Ja, ich weiß es," erwiderte Corvisart, „Eure Majestät wollen noch zu neuen Siegen, wollen auf neuen Schlachtfeldern sich Lorbeeren pflücken —"

„Oder, wenn es der Vorsehung gefällt, den Tod suchen auf dem Schlachtfelde. Das wäre vielleicht noch das Glücklichste," unterbrach ihn Napoleon ernst. „Doctor, ich werde bald zur Armee gehen und wer weiß, wann ich heimkehre. Still, keine Betheuerungen, keine Versicherungen von Glück und sieggekrönter Zukunft. Lassen wir das den Hofleuten. Wir sind allein hier, Corvisart. Ich lasse Sie bei meiner Frau und bei meinem Sohne. Versprechen Sie mir, daß Sie bei ihnen ausharren wollen, es möge kommen, was da wolle. Versprechen Sie mir, daß Sie meinen Sohn beobachten und für ihn sorgen wollen. Nicht bloß als der pflichtschuldige, aufmerksame und bezahlte Leibarzt,

sondern als der Freund seines Vaters. Wer weiß, ob er noch lange Freunde haben wird, mein armer, lieber, kleiner König von Rom. Doch nein," unterbrach sich der Kaiser auf einmal hastig, „nein, es wird nicht so schlimm kommen. Corvisart, Sie werden zu Niemandem von dem reden, was ich Ihnen eben gesagt. Ich sprach zu Ihnen nicht als Kaiser, sondern als Freund. Sie werden das Vertrauen ihres Freundes ehren."

„Sire," erwiderte Corvisart tief bewegt, „Sire, jedes Ihrer Worte wird mir heilig sein."

„Und Sie geben mir das Versprechen," sagte der Kaiser hastig, „Sie werden über meinen Sohn wachen, Sie werden für seine Gesundheit sorgen?"

„Ich verspreche es und werde es halten treu und fest. Ich werde für dieses Kind, welches für mich mehr ist, als der Sohn meines Kaisers und Herrn, welches für mich noch das Kind des Mannes ist, den ich auf der Welt am höchsten verehre und liebe, die Sorge eines Vaters haben. Eure Majestät sehen wohl," fuhr Corvisart lachend fort, „ich bin doch nicht ein unverbesserlicher Republikaner, wie Sie damals meinten."

„Nein, sagte Napoleon, ihm die Hand auf die Schulter legend und ihm freundlich zunickend, „Sie sind ein guter Mensch, ein großer Arzt, und wie

ich glaube, ein treuer Freund von mir und darauf rechne ich. Ende dieses Monats verlasse ich Paris."

„Gott wird geben, daß Eure Majestät bald und siegreich zurückkehren," sagte Corvisart, indem er auf ein Zeichen Napoleons sich zum Abschied tief verneigte und das Kabinet verließ.

Während der Kaiser nun wieder sich versenkte in das Studium der Papiere und Aktenstücke, die vor ihm lagen, war Marie Louise eifrig mit ihrer Toilette beschäftigt, mit der Toilette zu dem großen Gala-Diner, welches heut in den Tuilerien stattfinden sollte. —

Auch die Königin Hortense, gleich allen Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, bereitete sich vor zu diesem wichtigen Ereigniß. Und die Kammerfrauen umgaben sie alle mit hochwichtigen und feierlichen Mienen und ordneten die goldgestickten Gewänder und die blitzenden Schmucksachen.

Der Kaiser hatte befohlen, daß man den neugierigen Parisern ein Schauspiel bereite und daß alle Prinzessinnen in großer Parüre kommen sollten, damit Paris am anderen Tage in den Zeitungen die ausführliche Schilderung der Toiletten und des Schmuckes lesen und sich ein wenig zerstreuen könnte bei der Lectüre. Jetzt endlich war die Stunde zu dem Gala-Diner gekommen und die Hofdamen und

die Hofherren versammelten sich in der Antichambre der Königin Hortense, das Erscheinen Ihrer Majestät erwartend.

Jetzt öffnete sich die Thür zu den innern Gemächern und die Königin trat heraus. Sie trug die Toilette, welche, wie Marie Louise ihrem Gemahl gesagt, die Kaiserin Josephine ihr zum Neujahrsgeschenk gesandt. Und es war in der That eine köstliche und geschmackvolle Toilette. Ihr prachtvolles blondes Haar war in einem griechischen Knoten im Nacken zusammengefaßt und eine Fluth von Brillanten, die einen Kranz von Hortensen darstellten, ruhten auf ihrer Stirn. Ein Gewand von rosa Flor, das mit Silber gestickten Hortensen übersäet war, umgab ihre zierliche, schöne Gestalt und wallte in einer langen Schleppe hinter ihr nieder. Der Saum des Kleides und der Schleppe war eingefaßt von einer Guirlande, aus künstlichen Veilchen und Rosen zusammengesetzt. Aus den Kelchen jeder dieser Blumen blitzte ein großer Brillant hervor. Ein Bouquet von Hortensien aus Diamanten prangte an ihrem Busen und auch das Collier und die Armbänder bestanden aus Diamant-Hortensien. Es war in der That ein wundervoller Anzug, ganz exquisit und elegant, und dem Geschmacke der Kaiserin Josephine würdig.

Und wie die Königin funkelnd und strahlend eintrat in den Kreis ihres Hofes, da tönten rings um sie her laute Acclamationen der Bewunderung und der Freude.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und die beiden Söhne der Königin Hortense, Karl Napoleon und sein jüngerer Bruder Louis Napoleon sprangen herein, um, wie sie freudig riefen, ihrer bonne petite maman Adieu zu sagen.

Aber plötzlich blieben sie stehen, wie geblendet von dem Glanz, der ihre Mutter umstrahlte und schüchtern, fast langsam, näherten sie sich ihr.

Die Königin neigte sich lächelnd zu den Söhnen nieder und drückte sie fest an sich, ohne Respekt vor dem Silbergestickten zarten Gewande, das vielleicht eine Falte, eine Verletzung erhalten konnte.

„Findet Ihr, daß sich Eure bonne petite maman heute recht schön gekleidet hat?“ fragte sie.

„Ja, wunderschön,“ rief Louis Napoleon, während sein älterer Bruder staunend die Brillant-Hortensien am Armband seiner Mutter betrachtete. „Ja, wunderschön bist Du heute angezogen.“

„Und gefalle ich Dir so besser, wie sonst?“ fragte seine Mutter. „Würdest Du mich weniger lieb haben, wenn ich nicht so glänzend gekleidet wäre, wenn ich arm wäre und nur ein schwarzes Kleid trüge?“

„Nein, Mama,“ rief der kleine sechsjährige Prinz, „nein, ich würde Dich gerade so lieb haben.“

„Und ich auch,“ betheuerte sein älterer Bruder, indem er von den funkelnden Brillanten den Blick emporhob zu dem lächelnden Angesicht seiner Mutter.

„Seht Ihr wohl, meine Kinder,“ sagte die Königin leise, den Söhnen zunickend, „es bedarf nicht der Brillanten und des schönen Putzes, um sich lieb zu haben und man kann auch glücklich sein und sich lieb haben, wenn man arm ist. Aber,“ fuhr sie lächelnd fort, „man ist nicht arm, wenn man es versteht, sich selbst etwas zu verdienen. Und Männer müssen das verstehen; wollt Ihr es nicht lernen?“

„Ja, wir wollen es lernen, uns selbst etwas zu verdienen,“ rief Carl Napoleon ernst.

„Ich will's auch lernen,“ rief Louis Napoleon hastig. „Gewiß, bonne petite maman, ich will es auch lernen, mir selbst Etwas zu verdienen.“

„Nun denn, meine Söhne, sagt mir, was Ihr thun würdet, wenn Ihr auf Einmal arm wäret und nichts mehr besäßet. Was würdest Du thun, Carl Napoleon?“

„Ich würde Soldat werden,“ rief der ältere Prinz mit blitzenden Augen, „ich würde Soldat

werden und so tapfer sein, daß ich sehr bald Offizier würde."

Der kleine Prinz Louis schaute ernst und sinnend vor sich nieder und nach einer langen Pause hob er langsam die Augen zu seiner Mutter auf.

„Ich weiß, was ich thun würde," sagte er, „ich würde Bouquets von Veilchen verkaufen, wie der kleine Knabe, der am Thore der Tuilerien steht und von dem wir alle Tage Veilchen kaufen."*)

Ein lautes Gelächter der Hofdamen und Cavaliere erschallte und Jeder wiederholte es lachend Einer dem Andern: „Prinz Louis will Veilchenbouquets verkaufen."

„Lachen Sie nicht, meine Herren und Damen," sagte die Königin, indem sie mit einem Wink ihrer Hand die Prinzen zurückdrängte. „Lachen Sie nicht. Es war kein Scherz von mir. Meine Söhne schienen so erstaunt, so geblendet von den Brillanten, und ich will nicht, daß sie vermeinen sollen, all dieser Glanz, der uns umgiebt, sei nicht vergänglich, wie das Glück. Man muß sich selbst und seine Kinder frühzeitig daran mahnen, daß all unser Glück vergänglich und daß nur jenes Glück dauernd ist, welches man aus sich selbst schöpft.

*) Siehe Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense, Band II.

Und nun, meine lieben Söhne, kommt her und sagt Eurer bonne petite maman Lebewohl und bereitet Euch gut vor auf Eure Zukunft, meine lieben Knaben. Ich weiß ja jetzt, was Ihr werden wollt: ein Soldat und ein Veilchenverkäufer. Ich werde es dem Kaiser sagen, und er wird sich darüber freuen. Nun lebt wohl und jetzt wollen wir uns mit unseren Herren und Damen zu Hofe begeben."

X.

Der Uebergang über den Rhein.

Zur selben Stunde, da der Kaiser Napoleon zu Paris die große Neujahrscour abhielt, da die Kaiserinnen, die Königinnen und Fürstinnen sich schmückten zum großen Galadiner, zur selben Stunde marschirten die Truppen der Alliirten dem Rheinufer zu.

Der alte Blücher hatte sich selber geschworen, er wolle den Neujahrstag in Frankreich zubringen, ein neues Leben solle beginnen mit dem neuen Jahre. Geheime Befehle hatte er schon vor acht Tagen aus seinem Hauptquartier in Höchst an alle Befehlshaber und Kommandirenden der Regimenter erlassen, sie sollten alle am ersten Januar über den Rhein gehen und den Uebergang sich erzwingen.

Er selber rückte mit seinem Generalstabe auch voran nach Kaub, um von dort aus seinen Uebergang zu bewerkstelligen.

Weiter unten bei Mannheim stehen die Russen und auch sie haben von ihrem General von Sacken den Befehl erhalten hinüberzugehen. Drüben am jenseitigen Ufer haben die Franzosen eine große Schanze aufgeworfen, die Schanze muß genommen werden und Ihr müßt hinüber.

Die Nacht vom 31. Dezember auf den ersten Januar ist dunkel, so dunkel, daß die Franzosen nichts sehen von den Kähnen, die da vom jenseitigen Ufer abstoßen und langsam, vorsichtig über den Rhein dahinfahren. Schon sind sie nahe am Ufer, nahe der großen Schanze, hinter welcher noch Alles dunkel und still ist.

Da auf einmal gewahrten sie die Vedette, welche oben auf der Höhe steht, das Alarmzeichen wird gegeben und nun beginnt, eben wie die Russen im Begriff sind, das Ufer zu betreten, ein heftiegs Kartätschen- und Gewehrfeuer. Aber der General von Sacken hat befohlen: „Ihr müßt die Schanze nehmen!" und die Russen springen an's Ufer und die Kähne eilen zurück, um neue Truppen hinüberzuführen.

Der heftige, wüthende Kampf dauert fort, die

Kanonen donnern und in das Gebrüll der Feuerschlünde mischt sich die Todesklage der Sterbenden und das Wuthgeschrei der Angreifenden und der Vertheidiger.

So dämmert der erste Jahrestag herauf, und im grauenden Morgen jagt jetzt eine Reise-Equipage in die Thore von Mannheim herein und hält vor dem ersten Hotel dort an. Niemand empfängt sie, Niemand scheint sie nur zu gewahren. Träge und müde schleicht nun ein Hausknecht herbei und öffnet den Schlag. Ein großer, schlanker Herr, ganz eingehüllt in einen grauen Militärmantel steigt aus, ein anderer, kaum dem Knabenalter entwachsen und gleich dem älteren eingehüllt in seinen Mantel folgt ihm.

„Woher kommt der Kanonendonner?" fragte der Herr mit heftiger, gebieterischer Stimme.

„Vom Rheinufer," erwiderte der Hausknecht mürrisch und ängstlich zugleich. „Die Russen wollen hinüber, wollen die Schanze nehmen, welche die Franzosen drüben aufgeworfen haben. Ist ein harter Kampf, Gott geb nur, daß die Russen siegen! Es ist Alles aus der Stadt hinaus an's Ufer gegangen und schaut dem Kampfe zu."

„Wollen auch hinüber," sagt der Herr zu seinem

Begleiter und winkt ihm, wieder in den Wagen zu steigen.

Da rollen eben neue Equipagen heran und halten an vor dem Hotel. Eilends springen die Insassen heraus und nähern sich mit ehrfurchtsvollem Gruße den beiden Herren. Der Hausknecht steht erstaunt und verwundert da und reißt nun das graue Mützchen von seinem Haupt; denn er sieht, wie alle die Herren in den glänzenden Uniformen sich tief neigen vor dem Herrn im grauen Mantel und hört, wie sie ihn „Majestät" tituliren. Er schleicht heran zu einem der Kutscher und fragt, wer denn das sei.

„Das ist der König von Preußen und der Prinz Wilhelm," lautete die Antwort, und der Hausknecht stürzt vorwärts, um noch einmal den König von Preußen zu erschauen. Doch der Wagen jagt eben weiter, hinaus zur Stadt nach dem Rheinufer hin.

Drinnen sitzt der König mit seinem Sohne Wilhelm und wendet sich zu ihm mit ernstem, feierlichem Ausdrucke: „Sagtest damals, als ich Dir die Capitain-Epaulettes gab, daß Du kämpfen wolltest für Dein Vaterland und für Deine liebe Mutter. Jetzo, mein Sohn, ist die Stunde gekommen! Es geht zum Kampf und Du sollst nun Zeuge sein

des Schrecklichsten, was es auf Erden giebt, des blutigen Krieges zwischen Menschen! Er ist eine harte Nothwendigkeit', man muß sich eben fügen und für uns ist dies ein heiliger Kampf. Wir kämpfen für das Vaterland, für unsere Ehre und für das Andenken Deiner Mutter, der Königin Louise!"

Eben hallte ein furchtbarer Kanonendonner herüber vom Ufer. Die Luft erzitterte, die Erde erbebte und die Pferde sprangen scheu zurück vor dem Brüllen des Donners.

Dann geht es vorwärts in rasender Eile und der Prinz, ganz athemlos lehnt sich aus dem Wagen und schaut hinüber nach dem Ufer. Er sieht jetzt dort weiße Wolken emporsteigen, die ersten Pulverwolken, die sein Auge gewahrt und das ist der erste Kanonendonner, den er in der Nähe vernimmt.

Der Neujahrstag des Jahres 1814 soll den Prinzen taufen zu einem Krieger, zu einem Soldaten und sein Herz schlägt laut vor Lust und vor Wonne und sein Angesicht strahlt vor Entzücken, da Frankreich vor ihm liegt. Dort will er seine Rache nehmen mit all den Hunderttausenden, die so lange die Schmach des Vaterlandes gesehen, getragen und erlitten, er will Rache nehmen mit all den

Hunderttausenden, welche in ihrem Herzen schon lange dem Tyrannen geflucht, der ganz Europa unter seine Füße trat. Er vor allen Hunderttausenden will besonders Rache nehmen, denn er gedenkt der Mutter, die so viel Thränen geweint um den Mann, der da drüben thront in Frankreich. Er gedenkt ihrer Todesstunde und des Schwures, den er sich geleistet, sein ganzes Leben lang der Feind des Mannes zu sein, welcher ihm seine Mutter getödtet!

Nun sind sie am Ufer angelangt. Die königliche Equipage hält an, ebenso der lange Zug der Wagen, in welchem sich das Gefolge des Königs befindet. Zu Fuß schreitet man vorwärts nach dem Ufer hin.

Die Kähne stehen bereit, um neue russische Truppen hinüberzuführen und jetzt ertönt ein tausendstimmiges „Hurrah" dem König von Preußen, dem Verbündeten ihres Kaisers. Dann springen die Tapfern hinein in die Böte und hinüber geht's, hinüber zum Kampfe bei der Schanze.

Im Sturm muß sie genommen werden und im Sturm wird sie genommen!

Wohl Hunderten kostet es das Leben und ihre Leichen schwimmen den Rhein hinunter und das Blut aus ihren Wunden färbt die grünen

Fluthen des Stromes; aber es tauft ihn am Neujahrstage des Jahres 1814 wieder zum deutschen Strome.

Die Schanze da drüben ist genommen und mit lautem Hurrah wird auf ihre Spitze die russische und die preußische Fahne aufgepflanzt. Und nun hinüber nach dem jenseitigen Ufer, hinüber nach Frankreich, denn der Kampf beginnt, der Kampf für die Ehre des Vaterlandes, für die Freiheit und das Recht! Hinüber, hinüber!

Der Abend beginnt zu dämmern, da ist die Schiffsbrücke fertig und der Erste, welcher darüber hinschreitet, ist der König mit seinen beiden Prinzen.

Drüben stehen die russischen Truppen und empfangen ihn mit lautem Hurrahrufen. Der König Friedrich Wilhelm nickt nach rechts und nach links und grüßt die ihm folgenden Generäle auf französischem Boden mit einem heitern „Prosit Neujahr.“

Prinz Wilhelm jauchzt laut auf, da nun sein Fuß zum ersten Male den Boden Frankreichs betritt.

„Heil Deutschland, heil unserm Vaterlande!“ so tönt's jubelnd von seinen Lippen, er richtet den Blick nach oben und leise in seinem Herzen betet er zu seinem Gott und zu seiner Mutter Louise!

Es war Abends um sechs Uhr, als der König und seine Prinzen das französische Ufer betraten, genau zur selben Stunde, da in Paris das große Gala-Diner in den Tuilerien beginnen sollte und zur selben Stunde, da Prinz Wilhelm jubelnd rief: „Es lebe Deutschland, heil unserm Vaterlande!" zur selben Stunde war's, als der kleine Prinz Louis Napoleon zu seiner Mutter sprach: „Ich werde mir mein Brot verdienen, indem ich Veilchen verkaufe." Und die Hofcavaliere und die Hofdamen lachten vor Vergnügen über die naive Antwort des kaiserlichen Prinzen, zur selben Stunde, da an den Ufern des Rheines die ersten feindlichen Regimenter den französischen Boden betraten!

XI.

Die Tortur des Löwen.

Die Alliirten sind eingezogen in Paris, und die Pariser haben ihnen zugejauchzt mit demselben Enthusiasmus, mit welchem sie sonst Napoleon zu begrüßen pflegten, wenn er heimkehrte von seinen siegreichen Heereszügen. Sonst riefen sie Heil und Segen hernieder auf das Haupt des unüberwindlichen Helden, heute tönen aus den ungeheuren Volksmassen in allen Straßen, durch welche die fremden Sieger einziehen, Flüche und Verwünschungen gegen den Tyrannen, gegen den Despoten und darunter mischen sich die lauten Rufe: „Es lebe der König, es lebe Ludwig XVIII.!“

Die Damen des Faubourg St. Germain, welche sonst grollend und still verborgen in ihren einsamen Palästen geweilt, oder auch der neuen

Herrschaft sich gefügt und vor dem Kaiser Napoleon sich so tief gebeugt, wie früher vor Ludwig XVI., die vornehmen Herzoginnen und Marquisen mischen sich jetzt unter die Reihen der Soldaten und mit zärtlichem Lächeln und flüsternden Worten, mit manchen süßen Versprechungen verlocken sie dieselben, daß auch sie rufen sollen: „Es lebe der König!“

Weiße Binden theilen sie aus unter den Gleichgesinnten, damit, wenn die Monarchen durch die Straßen gehen, sie an dieser Binde all' die Anhänger der Bourbonen erkennen sollen.

„Die weiße Fahne, die weiße Binde,“ das ist jetzt das Stichwort für ganz Paris und Jeder eilt, sich zu schmücken mit diesem neuen Zeichen. Niemand von all' denen, die sonst schmeichelnd und demüthig sich gebeugt vor dem Kaiser, will heute ihn noch anerkennen, Jeder will seine Vergangenheit auslöschen mit dieser weißen Binde, die er trägt, Jeder möchte die Jubelrufe, die er einst Napoleon geweiht, jetzt vernichten mit dem Fluche, der von seinen Lippen tönt.

Der Senat, sonst das ergebenste, demüthigste Werkzeug in den Händen Napoleons, der Senat geht Paris, geht ganz Frankreich mit seinem Beispiele des Treubruches und der Falschheit voran.

Er erklärt sich unter dem Vorsitz Talleyrand's zu einer provisorischen Regierung, und in der ersten Sitzung dieser provisorischen Regierung, am zweiten April 1814, erklärte dieser Senat, welcher vor drei Monaten noch dem Kaiser entgegengejauchzt, welcher damals ganz Frankreich aufrief zu den Waffen, zur Vertheidigung seines Kaisers und seiner Freiheit, erklärte jetzt Napoleon des Thrones für verlustig und am nämlichen Tage prangten an allen Straßenecken von Paris riesige Plakate, auf denen mit Riesenbuchstaben geschrieben war: „Es lebe Ludwig XVIII., der rechtmäßige Erbe von Frankreich!"

Aber noch lebt der Löwe, noch fürchten ihn diejenigen, welche ihn stürzten, und der Zauber seines Namens ist noch nicht für immer ausgelöscht. So lange er noch lebt, ist er noch immer der gefährliche Feind, und er selber hofft noch, er selber hält es noch für unmöglich, daß Frankreich, welches bisher ihm so viele Liebe, ihm so viel Enthusiasmus gezeigt, daß dieses Frankreich ihn jetzt verlassen könnte. Er hält es nicht für möglich, daß der Kaiser von Oesterreich seinen Schwiegersohn, den Vater seines Enkels aufgeben und sich von ihm wenden könnte, er hält es nicht für möglich, daß seine Armee sich wider ihn wenden, daß seine

Marschälle ihn verlassen könnten. Sie sind bei ihm in Fontainebleau.

Noch grüßen sie ihn mit der gewohnten Ehrfurcht und schwören, treu zu ihm zu halten. Noch ist er umgeben von seinen Truppen, von seiner Garde, von den Treuen, welche nimmer ihn verlassen wollten.

Er ist noch nicht machtlos, es kann noch eine glückliche Stunde kommen, und wenn das Volk von Frankreich erklärte, daß es seinen Kaiser wieder an seiner Spitze haben will, dann werden die Alliirten sich dem Willen Frankreichs fügen müssen, werden, wenn er ihnen Garantien des Friedens bietet, ihn wieder anerkennen müssen als Kaiser der Franzosen!

An demselben zweiten April, an welchem in Paris der Senat den Kaiser Napoleon des Thrones für verlustig erklärt, hielt Napoleon in Fontainebleau Heerschau über seine Truppen. Noch hat er Macht genug, noch ist er Feldherr, welcher mit seiner Armee von vierzigtausend Mann wohl im Stande ist, Ehrfurcht einzuflößen, noch hat das Schicksal sich nicht wider ihn erklärt, hat ihm zum Mindesten noch Chancen des Glückes gelassen.

„Laßt uns nach Paris marschiren,“ sagte der Kaiser, zu seinen Marschällen sich wendend, als sie von der Heerschau heimkehrten nach dem Schloß,

„Glaubt es mir, bei jedem Schritt vorwärts wird meine Armee sich vergrößern und die versprengten Truppen, wie diejenigen, welche man zur Waffenniederlegung gezwungen, sie werden zurückkehren, wenn sie das alte Feldgeschrei hören, sie werden sich wieder schaaren um ihren alten Kriegsherrn. Darum laßt uns aufbrechen nach Paris und morgen schon!"

Aber die Marschälle neigen sich schweigend, doch kein Wort der Zustimmung und des Enthusiasmus tönt von ihren Lippen. Der Kaiser läßt einen raschen Blick über alle diese trüben, verdüsterten Gesichter hinschweifen, und ein verächtliches Lächeln umspielt einen Moment seine Lippen.

Doch jetzt erhebt er seinen Blick; denn eben erscheint Coulaincourt, den er nach Paris gesandt, um Nachrichten zu holen und mit den Getreuen zu unterhandeln.

Langsam, mit bleichem Angesicht nähert sich Coulaincourt dem Kaiser, der ihn zu sich gewinkt und Napoleon lies't es auf dem Gesicht seines Abgesandten, daß er ihm keine freudige Botschaft zu bringen hat.

Ein tiefes Schweigen herrscht in dem Saal, die Augen aller Marschälle und Generäle sind gerichtet auf die Gruppe in ihrer Mitte, auf den Kaiser,

der hoch und stolz aufgerichtet mit dem unbeweglichen, ehernen Angesicht dastand und auf Coulaincourt, der bleich und gebeugten Hauptes sich ihm gegenüber befand und seine Anrede erwartete.

„Nun," sagte der Kaiser nach einer langen Pause, „nun sprechen Sie, Coulaincourt, was bringen Sie uns für Nachrichten?"

„Sire, es ist die härteste und schwerste Aufgabe meines Lebens, Euer Majestät das zu berichten, was sich in Paris begeben!"

„Sprechen Sie," gebot der Kaiser heftig, „sprechen Sie ohne Umschweife, denn es ist nothwendig, daß ich Alles erfahre! Die Zeit der Schmeicheleien ist vorüber, sagen Sie offen, was hat sich in Paris begeben?"

„Sire, der Senat hat heute als provisorische Regierung eine Sitzung gehalten, und nach dem Schluß derselben ist ein Manifest vertheilt worden, in welchem der Senat den Kaiser Napoleon des Thrones für verlustig und das Erbrecht in seiner Familie für aufgehoben und erloschen erklärt."

„Das ist unmöglich!" rief Napoleon mit lauter donnernder Stimme. „Nein, Coulaincourt, man hat Sie falsch berichtet, das kann nicht sein, das ist unmöglich!"

„Sire," erwiderte Coulaincourt, ein Papier her=

vorziehend, und es dem Kaiser darreichend, „Sire, hier ist ein Exemplar des Manifestes, welches ich selber mir von Talleyrand, dem Vorsitzenden des Senats habe geben lassen.“

Der Kaiser griff nach dem Papier, und seine Augen flogen hastig über die großgedruckten Lettern hin, dann wandte er sich mit einem stolzen, fragenden Ausdruck an seine Marschälle.

„Es ist wahr, meine Freunde, meine Waffenbrüder,“ sagte er, „ja dieser Senat hat den frechen Muth, sich als die provisorische Regierung hinzustellen und die Absetzung seines Kaisers auszusprechen, er hat den frechen Muth, sich dabei zu beziehen auf einen Artikel der Constitution, um die Constitution umzustoßen. Er scheut sich nicht, mir Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er als der oberste Staatskörper selbst an allen Vorgängen zunächst Antheil gehabt. Les't es doch. Macdonald, Ney, kommt herbei und les't das Manifest des Senats.“

Die beiden Marschälle traten heran und Napoleon reichte ihnen das Schriftstück hin, welches sie mit düsteren Mienen überlasen.

„Nun, was sagt Ihr?“ fragte der Kaiser dann mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln. „Was meint Ihr dazu? Sie klagen mich an, diese Herren,

die sonst meine ergebenen Knechte, meine demüthigen Schmeichler waren. Oh, diese erbärmlichen Menschen! So lange das Glück sich mir treu bezeigte, da waren sie meine ergebenen Diener und nimmer tönte aus ihrer Mitte eine Klage über mich, wegen Mißbrauchs meiner Gewalt, während sie jetzt alle Anklagen auf mich häufen. Man hat oft von mir gesagt, daß ich die Menschen verachte, jetzt meine ich, wird die Welt erkennen müssen, daß ich wohl Grund dazu hatte." *)

„Nun, Ihr sagt gar nichts?" fragte er dann hastig, „Ihr habt kein Wort des Abscheus und der Verachtung für diese Elenden?"

Die beiden Generäle schwiegen. Sie traten zurück von dem Kaiser und überreichten den anderen Herren das Papier dar und sie Alle lasen es mit trüben Mienen und mit gerunzelten Stirnen. Keiner sprach ein Wort.

„Sire," sagte jetzt Coulaincourt, näher zum Kaiser herantretend, „Sire, es ist eine harte Pflicht, welche mir das Geschick auferlegt, doch ich muß sie erfüllen, da Euer Majestät selber mir dazu den Befehl gegeben, ich muß Ihnen sagen, daß wenn Sie den Thron von Frankreich für Ihren

---

*) Napoleon's eigene Worte!

Sohn erretten wollen, es keinen Augenblick des Aufschubs mehr giebt."

Der Kaiser, dessen Blick fest auf seine Generäle und Marschälle gerichtet war, schrak jetzt leise zusammen und wandte sich zu Coulaincourt hin.

„Sie meinen also wirklich, daß dieses Manifest des elenden Senats von Wirkung sein könnte?"

„Ja, Majestät, ich meine und ich fürchte das," erwiderte Coulaincourt. „Ich beschwöre Eure Majestät, eilen Sie. Noch haben die verbündeten Mächte dem Manifeste des Senats nicht ihre volle Zustimmung ertheilt und ich weiß aus sicherer Quelle, daß es noch möglich sein kann, den Thron von Frankreich für Ihren Sohn zu retten; denn noch ist der Kaiser Franz nicht in Paris eingetroffen, noch zaudert er, sich gegen Eure Majestät zu erklären."

„Und Ihr, habt Ihr gehört, meine Waffengefährten und Freunde, was Coulaincourt sagt?" fragte der Kaiser mit lauter Stimme. „Meinet Ihr, daß ich unterzeichnen, und dem Thron entsagen soll oder? — Antwortet noch nicht, hört mich weiter. Meinet Ihr nicht, daß es besser wäre, mit unseren Truppen aufzubrechen nach Paris? Meinet Ihr nicht, daß ich statt die Feder in die Hand zu nehmen, um die Abdankungsurkunde zu unterschreiben, lieber das Schwert erhebe, und an der Spitze

meiner Truppen nach Paris ziehen sollte, um mir wieder meinen Thron zu erkämpfen? Macdonald, besprechen Sie Sich mit den Anderen, und dann sagt mir Eure Meinung."

Er trat zurück in die Fensternische und schaute nieder auf den weiten Schloßhof, in welchem seine Garden in dichten Gruppen neben einander stehen und emporschauen zu den Fenstern und jetzt, da sie des Kaisers ansichtig werden, grüßen sie hinauf und rufen laut: „Es lebe der Kaiser! Nach Paris, nach Paris!"

Der Kaiser winkte ihnen mit der Hand zu und wandte sich um zu seinen Generälen und Marschällen.

„Nun, Macdonald," fragte er, „habt Ihr berathen?"

„Ja, Sire," erwiderte der Marschall, sich ihm nähernd, „ja wir haben berathen und wir meinen, daß Eure Majestät wirklich in der traurigen Nothwendigkeit ist, um Ihres Sohnes willen sich selbst zu opfern."

„Es ist gut," sagte der Kaiser aufathmend, „Kommen Sie, Coulaincourt, folgen Sie mir in mein Kabinet."

Hastig durchschritt er den Saal und ging vorüber an der Reihe der Marschälle, welche sich vor ihm

neigten. Er aber hatte für sie keinen Gruß, kein Abschiedswort. Er öffnete nun die Thür und trat ein in sein Kabinet, gefolgt von Coulaincourt, der leise hinter ihnen die Thür schloß und neben derselben stehen blieb.

Der Kaiser trat zu seinem Schreibtisch, auf dessen weißer Marmorplatte Actenstücke und Papiere aufgehäuft waren. Er ergriff ein unbeschriebenes Blatt, ließ sich auf einen Sessel nieder und nahm die Feder zur Hand.

Aber dann mit einer heftigen Bewegung warf er sie weit von sich, daß sie zur Erde niederfiel und sprang auf.

„Coulaincourt,“ sagte er, „wir sind allein. Im Namen Gottes und der ewigen Vergeltung frage ich Sie, meinen Sie, daß es unvermeidlich ist?“

„Ja, Sire, ich meine das leider,“ erwiderte Coulaincourt traurig.

„Sie meinen, daß die verbündeten Mächte, daß der Kaiser von Oesterreich wirklich im Stande wären, mich, den sie ihren Bruder genannt, mich, vor dem sie Alle sich so tief gebeugt, jetzt zu verlassen und in den Staub zu treten?“

„Sire,“ erwiderte Coulaincourt leise, „die Alliirten haben es überall kund gethan in allen ihren

Ansprachen und Manifesten, daß der Kaiser Napoleon das einzige Friedenshinderniß sei."

„Und mein theurer Freund von Erfurt, der Kaiser Alexander, gehört zu diesen Alliirten, ist das Haupt derselben und mein theurer Schwiegervater, der Kaiser von Oesterreich, ist der zweite der drei Alliirten. Dem Andern verdenk ich's nicht, der König von Preußen hat wohl ein Recht, mir zu grollen; aber die Andern? Mein Freund und mein Schwiegervater. — Gehen Sie, Coulaincourt, es ist eine erbärmliche Welt, doch ich will thun, was nöthig ist, ich will es thun um meines theuren Sohnes willen, nach dem mein Herz sich sehnt, um meiner Gemahlin willen. Und wenn ich das größeste Opfer gebracht, dann werden sie mich nicht mehr trennen können von meiner Gemahlin und von meinem Sohne! Ich will abdanken, ja ich will es thun für meinen lieben, kleinen König von Rom!"

Er setzte sich wieder nieder und mit hastigen Federzügen warf er einige Zeilen auf das Papier hin.

„Es ist geschehen," sagte er, „Coulaincourt, kommen Sie her, lesen Sie. Lesen Sie laut, damit ich selber es höre."

Coulaincourt ergriff das dargereichte Papier und las: „Die verbündeten Mächte haben erklärt,

daß der Kaiser Napoleon das einzige Friedenshinderniß in Europa ist, deshalb erklärt der Kaiser jetzt, seinem Eide treu, daß er Frankreich glücklich machen will; Er sei bereit, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen, ja selbst, wenn es sein muß, sein Leben zu opfern für die Wohlfahrt des Landes, welche unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Kaiserreichs.

„Und so weiter," unterbrach ihn Napoleon, als Coulaincourt jetzt den Schluß des bedeutungsreichen Schriftstückes lesen wollte. „Sind Sie einverstanden? Meinen Sie, daß das genügt?"

„Ja, Sire, ich hoffe es," sagte Coulaincourt leise, „und wenn Eure Majestät erlauben, kehre ich sogleich nach Paris zurück, um dies wichtige Schriftstück dem Kaiser Alexander zu übergeben."

„Thun Sie es, eilen Sie," sagte der Kaiser und dann, als Coulaincourt hinausgegangen war, dann sank er nieder auf den Lehnsessel neben seinem Schreibtisch, und die Hand aufgestützt auf die weiße Marmorplatte, auf welcher er, wie er selber vermeinte, sein eigenes Todesurtheil unterzeichnet hatte, senkte er das Haupt tief auf die Brust und saß lange unbeweglich da.

Ein leises Geräusch an der Thür schreckte ihn

endlich auf aus seinem trüben Sinnen. „Herein!“ rief er mit lauter Stimme und richtete sich empor.

Es war sein Kammerdiener Constant, welcher zu ihm eintrat, auf goldener Tablette einen Brief in seiner Hand haltend.

„Der Bote von Rambouillet ist angekommen?“ fragte Napoleon heftig.

„Ja, Majestät, er ist angekommen und bringt das Schreiben von Ihrer Majestät, der Kaiserin Marie Louise.“

Napoleon nahm den dargereichten Brief und winkte nach der Thür hin. und leise auf den Zehen schlüpfte Constant hinaus.

„Nun, Constant, was bringst Du mir?“ fragte der Kaiser hastig, dem vertrauten Diener zunickend.

„Sire, einen Brief aus Malmaison.“

Die Hand des Kaisers, welche schon nach dem Papier, welches Constant ihm darreichte, sich ausstreckte, zuckte zusammen.

„Aus Malmaison,“ murmelte er leise. „Ich hoffte auf einen anderen Brief. Doch gleichviel, ein Brief von der Kaiserin Josephine, nicht wahr?“

„Ja, Sire, und der Bote hat Befehl von der Kaiserin, eine Antwort von Eurer Majestät zu erwarten.“

„Wer hat den Brief gebracht?“ fragte Na-

poleon mit düsterer Miene, indeß er langsam das Papier aus einander faltete.

„Sire, die alte Marguerite.“

„Die Vertraute der Kaiserin,“ murmelte Napoleon vor sich hin. „Laß sie in Deinem Zimmer hier nebenan warten, Constant, ich werde nachher rufen, wenn ich gelesen habe. Geh! Die gute Josephine,“ seufzte der Kaiser, als er nun allein war und langsam das Papier öffnete. „Ich weiß schon, was sie sagen wird. Sie wird mich ihrer Liebe und Treue versichern, denn sie wird fühlen, daß Viele mir Beweise vom Gegentheil geben. Ja, sie wird mir sagen, daß sie mich nicht verlassen würde, wenn — “

Er sagte nichts weiter, seufzte nur schwer auf und begann dann den Brief zu lesen. Nur wenige Zeilen waren es, doch es waren Worte, welche der Kaiserin Josephine aus zärtlichem und treuem Herzen geflossen und Napoleon wußte das. Ein Ausdruck inniger Rührung flog einen Moment über sein Angesicht hin, während er las, dann schüttelte er traurig das Haupt.

„Es kann nicht sein! Nein, es kann nicht sein! Ich darf ihr keine Hoffnung lassen.“

Er trat hastig nach der kleinen Tapetenthür

hin, welche in die Antichambre führte. „Marguerite, kommen Sie herein," befahl er gebieterisch.

Die alte Kammerfrau der Kaiserin trat ein.

„Sie wissen, was in dem Brief, den Sie mir gebracht haben, steht," sagte Napoleon, indem er der alten Dame zunickte und dann hastig mit dem Brief in der Hand auf und nieder schritt.

„Ja, Sire, ich weiß es," erwiderte sie leise.

„Natürlich," sagte Napoleon, „Sie sind ja immer die Vertraute der Kaiserin gewesen."

„Ich habe das Glück gehabt, an ihrer Seite zu sein von Ihrer Kindheit an," sagte die alte Dame ruhig. „Ich trug sie auf den Armen, da sie noch in Martinique bei ihren Eltern weilte; ich begleitete sie nach Frankreich, da sie sich mit dem General Beauharnais vermählte, ich blieb bei ihr, als sie die Gemahlin des Generals Buonaparte ward. Das waren schöne, glückliche Zeiten, Majestät, hätten sie doch nimmer geendet."

„Ich kenne das," nickte Napoleon, „Josephine hat immer darüber geklagt, daß sich der kleine General Buonaparte in den Kaiser Napoleon verwandelt hat, sie hat mit ihren Klagen vielleicht das Unglück heraufbeschworen und die bösen Geister, die sonst vielleicht geschlafen haben möchten, geweckt. Sie war immer eine Stimme des Unglücks."

„Sire," unterbrach ihn die alte Frau, sich stolz aufrichtend, „Sire, beschuldigen Sie nicht die Kaiserin. Sie wissen sehr wohl, sie war immer Ihr guter Engel, sie liebte Sie um Ihrer selbst willen, nicht um Ihres Ranges und Ihrer Krone willen. Und darum hatte sie wohl ein Recht, zu klagen, daß ihr angebeteter Buonaparte sich in den Kaiser Napoleon verwandelte."

„Und Sie meinen, den Kaiser Napoleon hat sie nicht mehr angebetet!" rief der Kaiser heftig.

„Sire, ich bin eine alte Frau, und habe wohl das Recht, die Wahrheit zu sagen, ohne daß mir deshalb Eure Majestät zürnen dürfen. Mein Herz ist voll Kummer über die geliebte Kaiserin Josephine und Eure Majestät wissen es sehr wohl, ich habe niemals zu den Schmeichlern und Heuchlern gehört."

„Es ist wahr, Marguerite," sagte der Kaiser zu ihr herantretend und ihr die Hand reichend, „Sie waren immer eine treue und edle Seele, und es freut mich, Sie noch einmal zu sehen. Ich sage noch einmal, denn ich werde wohl Frankreich verlassen, vielleicht niemals wiederkehren."

„Und das ist es, was die Kaiserin vernommen hat," sagte Marguerite seufzend, „deshalb hat sie mich hierher gesandt. Eure Majestät begreifen,

es mußte eine wichtige Botschaft sein, daß man die alte Marguerite dazu auserſah, aber ich war ja von jeher die Vertraute meiner lieben Kaiserin, vor mir hat sie nie ein Geheimniß gehabt und als sie mir jetzt den Brief übergab und mich bat, selbst nach Fontainebleau zu gehen, da flüsterte sie mir mit Thränen in den Augen zu: Sag ihm Alles, sag ihm, was ich leide und sag ihm, wie glücklich ich sein würde, wenn ich nur bei ihm wäre."

Der Kaiser wandte sich ab und fuhr hastig mit der Hand über sein Angesicht hin.

„Sire," nickte die alte Dame, „Sire, die Kaiserin Josephine beschwört Sie durch meinen Mund, wie sie es in ihrem Brief gethan hat, daß Eure Majestät ihr erlauben möchten, zu Ihnen zu kommen und mit Ihnen das Unglück zu theilen und die Verbannung, wenn es sein muß."

„Sie bittet mich darum in ihrem Brief," sagte Napoleon, „sie spricht zu mir mit solchen holden und innigen Worten, wie ich sie immer von ihren Lippen gehört. Ich meinte, sie selber zu hören, als ich den Brief las. Doch Marguerite, es kann nicht sein."

„Sire, sagen Sie das nicht, es kann also sein, wenn Eure Majestät es will.'

„Vorüber, Marguerite, vorüber sind die Zeiten.

Ich kann nicht mehr, was ich will, ich muß Ihnen die ganze Wahrheit sagen, Marguerite. Ich will es auch nicht. Es wäre ein Skandal vor ganz Europa, wenn ich jetzt Josephinen gestattete, zu mir zu kommen und bei mir zu bleiben. Wie soll ich selbst das thun, was der Kaiser von Oesterreich, was die Alliirten vielleicht von Herzen wünschten und sehr willkommen heißen möchten. Soll ich ihnen beweisen, daß diejenigen Recht haben, welche sagen, daß ich mich niemals von Josephinen getrennt, daß ich mit zwei Weibern zusammen verheirathet gewesen. Sie wissen, daß das nicht der Fall war, Sie wissen, daß Josephine, von dem Moment an, da sie die Tuilerien verließ, mich immer nur als ihren treuen Freund betrachtete. Es ist wahr, sie hat Briefe an mich in leidenschaftlichen Worten geschrieben, sie konnte nie vergessen, daß sie meine Gemahlin war."

„Sire", unterbrach ihn die alte Marguerite, „sie konnte nie vergessen, daß sie Ihnen vor dem Altare Gottes ewige Treue geschworen, und daß keines Menschen Wille den Schwur, den man Gott geleistet, zurücknehmen darf. Sie konnte nie vergessen, daß sie Sie liebte und aus Liebe fügte sie sich dennoch, nicht mehr ihre Gemahlin zu sein. Jetzt aber, da das Unglück über Sie hereingebrochen,

jetzt, da die Kaiserin Marie Louise nicht mehr an Ihrer Seite ist, da sie freiwillig sich getrennt hat von dem Gemahl —"

„Freiwillig, wer sagt das? Wer untersteht sich, zu behaupten, daß das so sei? Sie irren sich, Marguerite, die Kaiserin Marie Louise wird zu mir zurückkehren, sie wird mir meinen lieben Sohn zuführen, sie wird mit mir in die Verbannung gehen, wenn es sein muß, daß der Kaiser der Franzosen in die Verbannung gehen muß. Ja Marie Louise liebt mich, sie wird mit mir gehen!"

„Sire, glauben Sie mir, man hat der Kaiserin aus Paris gemeldet, und zwar kommt die Meldung von denen, welche wohl im Stande sind, die Wahrheit zu wissen, man hat der Kaiserin Josephine gemeldet, daß Marie Louise nicht zu Ihnen zurückkehren wird."

„Dann hat man ihr falsch gemeldet!" rief Napoleon hastig, „keine Macht auf Erden kann einer Frau gebieten, ihren Mann zu verlassen, wenn sie nicht will. Keine Macht auf Erden kann dem Vater den Sohn entreißen, wenn er ihn zu sich ruft. Mögen sie mir Alles nehmen, meinen Thron, meine Macht, aber meine Gemahlin und meinen Sohn, die werden sie mir doch lassen müssen. Sagen Sie das Josephinen und sagen

Sie ihr, daß ich sehr wohl ihre Liebe und Treue erkenne und zu schätzen weiß, daß ich aber das Opfer, welches sie mir bringen will, nicht annehmen kann und nicht annehmen will, und sie möge es mir vergeben, wenn ich grausam bin. Aber ich muß die Wahrheit sagen, selbst, wenn sie grausam ist, und darf sie Josephinen nicht vorenthalten, denn auch ich erleide in diesen Tagen der Grausamkeiten viele. Ich liebe die Kaiserin Marie Louise, ich liebe meinen Sohn über Alles und ich möchte kein anderes Weib an meiner Seite haben. Ja, ich sage es Ihnen ehrlich, ich beklage es, daß Sie hergekommen sind. Ich weiß sehr wohl, daß man mich beobachtet, daß man um mich her spionirt. Es ist möglich, daß irgend Einer von ihnen jetzt schon ein Pferd bestiegen hat und von dannen gejagt ist, um der Kaiserin Marie Louise und dem Kaiser Franz Joseph, der jetzt bei ihr in Rambouillet ist, zu melden, daß Sie hier sind, daß eine Botschaft von der Kaiserin Josephine zu mir gekommen ist. Es wäre mir lieber, sie hätte es nicht gethan. Ich würde auch ohne das gewußt haben, daß die guten Wünsche der Kaiserin Josephine mit mir sind."

„Eure Majestät hätten also wirklich den grausamen Muth, die einzige Frau, welche sie wahrhaft

und ohne Eigennutz liebt, von sich zu stoßen?“ fragte Marguerite mit zitternder Stimme. „Sire, im Namen meiner geliebten Kaiserin beschwöre ich Sie, thun Sie es nicht und glauben Sie mir, es ist nicht ein bloßer vorübergehender Wunsch, welchen ein ...... vielleicht der Kaiserin in das Herz gelegt. Nein, es ist das tiefe Bedürfniß ihres Herzens und ihrer Liebe, und ich sage Ihnen, Majestät, wenn Sie es ihr abschlagen, so geben Sie ihr damit den Todesstoß, denn die Kaiserin lebt nur in Ihrem Glück, und nur in Ihnen wohnt ihr eigenes Leben. Gehen Sie von hinnen in die Verbannung, so lassen Sie Ihr Unglück wenigstens die Kaiserin theilen, denn ich sage es Ihnen aus tiefster und aufrichtigster Ueberzeugung, dann stirbt die Kaiserin vor Gram und Schmerz in der Einsamkeit ihrer Liebe.“

„Nun denn, so möge sie sterben, wenn es nicht anders sein kann!“ rief Napoleon. „Ich muß meine Pflicht erfüllen als Kaiser, als Gemahl und als Vater. Es darf kein anderes Weib an meiner Seite sein! Und wenn Marie Louise zu mir kommt, so soll sie sehen, daß ich ihr treu geblieben. Gehen Sie, Marguerite, kein Wort weiter.“

„Und auch nicht einmal ein schriftliches Lebe-

wohl für die, welche ihre Liebe für sie hingeben möchte."

„Nein, Marguerite, nicht ein einziges schriftliches Wort von mir. Es könnte gegen mich zeugen. Sagen Sie Josephinen," fuhr er dann fort, indem er dicht herantrat zu der alten Frau und ihr die beiden Hände auf die Schulter legte. „Sagen Sie Josephinen —" er stockte und schwere Seufzer drangen aus seiner Brust hervor. Dann raffte er sich wieder zusammen und hastig und leise fuhr er fort, „sagen Sie ihr, daß die Erinnerung an die schönen Jahre, welche sie mir gegeben, immer wie ein Sonnenglanz in meinem Herzen strahlen werden, und daß ich, seit sie von mir gegangen, doch niemals wieder so glücklich gewesen, als ich es war in den Jugendtagen unserer ersten Liebe. Das sagen Sie ihr und sagen Sie ihr, daß sie tapfer sein soll um meinetwillen. Leben Sie wohl. Gehen Sie, Marguerite, kein Wort weiter." Er schob die alte Frau nach der Thür hin, öffnete sie selbst und flüsterte leise noch einmal:

„Grüßen Sie Josephinen."

Und dann, da er wieder allein war, dann sank er auf den Lehnstuhl nieder und starrte wieder vor sich hin. Und in dieser Einsamkeit und in dieser Stille tauchten vor seiner Seele die Ge=

stalten und Bilder der Vergangenheit auf. Er sah sie vor sich die holde, liebliche Josephine, wie sie ihn anschaute mit ihren großen zärtlichen Augen, wie sie zu ihm sprach mit dem glücklichen Lächeln: „Glaube mir, Buonaparte, es liebt Dich Niemand außer Deiner Josephine. Die Andern schmeicheln dem Kaiser Napoleon, ich aber, ich liebe in ihn immer nur meinen Buonaparte.“ Und wie er diese holde Stimme in sich erklingen hörte, da seufzte Napoleon tief auf und leise murmelte seine Lippe: „Sie war doch mein guter Engel und seit sie nicht mehr bei mir ist, da ist auch das Glück von mir entflohen.“

Und wieder lauschte er auf die Stimmen, die in ihm flüsterten und sprachen und schaute hin auf die Bilder der Erinnerung, welche an ihm vorüberzogen.

Und jetzt stand vor seiner Seele noch eine andere Gestalt, eine edle, stolze Frauengestalt. Er sah sie vor sich in dem lang wallenden Atlasgewande droben auf der Treppe, welche zu ihr er hinaufschritt. Er hörte die holde Stimme, welche zu ihm sprach: „Sire, geben Sie mir zum mindesten Magdeburg für meine Kinder.“ Und es war ihm, als hörte er jetzt sich selber sprechen, hörte die grollende Stimme, welche ihr erwiderte: „Magdeburg ist kein Spielzeug für Kinder, Madame.“

Und dann sah er den Schmerzensblick, welcher aus den großen blauen Augen sich auf ihn heftete. In dieser Stunde schämte er sich seiner damaligen Grausamkeit.

„Es ist wahr,“ murmelte er leise, „ich war sehr hart gegen die Königin Louise. Ich war unerbittlich und mitleidslos. Doch sie ist gerächt. Das Schicksal ist jetzt hart und grausam und unerbittlich gegen mich. Und wenn es eine Unsterblichkeit giebt, und wenn die Unsterblichen niederschauen auf die Sterblichen, dann, Königin Louise, hast Du in dieser Stunde Deine Revanche.“

Es klopfte wieder an der kleinen geheimen Thür, und ehe noch der Kaiser die Erlaubniß gegeben, ward die Thür geöffnet.

„Berthier,“ rief Napoleon, ihm hastig entgegeneilend. „Berthier, Sie endlich da? Nun sagen Sie mir, was für Nachrichten? Haben Sie die Kaiserin Marie Louise gesprochen? Haben Sie den Kaiser Franz Joseph gesehen? Und vor allen Dingen, haben Sie meinen Sohn, den König von Rom gesehen? Mein Gott, so reden Sie doch!“

„Sire“, sagte Berthier mit einem traurigen Lächeln, „Sire, ich bitte um Vergebung, aber Sie lassen mir nicht die Zeit dazu.“

„Es ist wahr, mein Herz klopft wie das eines jungen Mädchens. Sagen Sie mir nur das Eine: Die Kaiserin kommt, sie ist unterwegs! O mein Gott, Sie schweigen noch immer. Haben Sie denn die Kaiserin nicht gesehen?"

„Ja, Sire, ich habe sie gesehen," erwiderte Berthier lakonisch.

„Sie haben sie gesehen," wiederholte Napoleon, indem er sich auf den Fauteuil setzte und mit seinen Händen die Seitenlehnen fest anpackte. „Sie haben Marie Louise gesehen? Sie war wohl und gesund?"

„Ja, Majestät," erwiderte Berthier mit einem bittern Lächeln, „sie war vollkommen gesund und wohl, und ihre Wangen waren rosig und frisch. wie immer."

Der Kaiser hob hastig den Blick zu ihm empor und schaute ihn prüfend an.

„Was wollen Sie damit sagen, Sie meinen doch nicht, daß Marie Louise keinen Kummer empfindet?"

„Ihre Majestät liebt es bekanntlich nicht, mit ihren Untergebenen viel zu sprechen und sich in lange Erörterungen mit ihnen einzulassen."

„Es ist wahr," murmelte Napoleon. „Nun sprechen Sie, Berthier, erzählen Sie mir Alles.

Sie übergaben, wie ich Ihnen befohlen, der Kaiserin eigenhändig mein Schreiben."

„Ja, Sire, man wollte mich anfangs nicht vorlassen. Man sagte mir, der Kaiser Franz sei eben angelangt und befinde sich bei Ihrer Majestät. Ich bestand darauf, daß man mich dennoch der Kaiserin melde und ihr sage, ich brächte einen eigenhändigen Brief von Eurer Majestät."

„Und da natürlich, da ließ man Sie sogleich eintreten," sagte Napoleon stolz.

„Ja, Majestät, man ließ mich sogleich eintreten. Und die Kaiserin Marie Louise erhob sich vom Divan, auf welchem sie mit dem Kaiser Franz, ihrem Herrn Vater, saß."

„Und sie kam Ihnen einige Schritte entgegen, und sie fragte nach meinem Wohlergehen, nicht wahr?"

„Verzeihung, Majestät, sie fragte gar nicht. Sie nahm den Brief, den ich ihr darreichte und wandte sich dann an den Kaiser und fragte um Erlaubniß, ob sie ihn lesen dürfte. Er war so gnädig, es ihr zu gestatten. Und die Kaiserin öffnete dann langsam das Schreiben und überflog es hastig und reichte es sofort ihrem Vater dar. „„Sagen Sie mir, was ich zu thun habe, mein Vater,"" sagte sie."

„Sie fragte den Kaiser um Rath, Sie haben sich nicht verhört, Berthier? Das waren wirklich die Worte meiner Gemahlin?“

„Ja, Sire, das waren wirklich ihre Worte. Und der Kaiser Franz las den Brief hastig, dann, ohne sich weiter zu besinnen und ohne weiter Rücksprache mit seiner Tochter zu nehmen, stand er auf und kam zu mir hin: Sagen Sie Ihrem Herrn, sagte er dann hastig und kurz, sagen Sie ihm, daß ich Alles thun möchte, um ihn glücklich zu machen, daß ich aus tiefstem Herzen beklage, meinem eigenen Willen nicht folgen zu können, sondern gebunden bin an das, was meine Alliirten beschließen. Diese haben ihre Beschlüsse gefaßt, und ich werde mich ihnen unterwerfen müssen und ich kann daher nicht meine Einwilligung geben, daß meine Tochter nach Fontainebleau geht. Sie bleibt bei mir mit ihrem Sohne, so lange, bis die Alliirten über ihr Schicksal und das ihres Sohnes entschieden haben.“

„Und die Kaiserin?“ fragte Napoleon athemlos, „die Kaiserin Marie Louise, was sagte sie als ihr Vater so gesprochen?“

„Sire, sie sagte nichts. Sie widersprach ihrem Vater nicht, der Kaiser Franz mochte wohl vermeinen, es bedürfe doch einer Zustimmung und

eines entscheidenden Worts der Kaiserin, und er wandte sich deshalb an sie: „Meine Tochter, sagte er, Sie haben vernommen, was ich dem Marschall gesagt, Sie stimmen überein und billigen meine Worte?“

„Und die Kaiserin? Was antwortete sie?“ fragte Napoleon stürmisch.

„Sire, sie antwortete: Mein Vater, Sie wissen, daß ich vor allen Dingen Ihnen eine gehorsame Tochter sein muß und ich unterwerfe mich daher Ihrem Willen.“

Ein Schrei des Zornes drang von den Lippen des Kaisers, er sprang auf und lief im Gemach umher, wie ein gereizter Löwe in seinem Käfig.

„Sie will eine gehorsame Tochter sein?“ rief er mit donnernder Stimme. „Sie willigt ein, mich zu verlassen? Aber mein Sohn? Ich will meinen Sohn haben! Berthier, Sie sahen ihn, Sie sahen den kleinen König von Rom?“

„Ja, Sire, ich sah ihn.“

„Nun, erzählen Sie mir von ihm. Er sah wohl aus?“

„Nein, Sire, er sah [illegible]g aus. Und als er mich zu sich eintreten sah, nach langer Zeit, denn es bedurfte vielen Flehens, ehe man mich zu ihm ließ; als der König von Rom mich sah, da lief er

mir entgegen mit ausgebreiteten Armen. Ich zog ihn zu mir empor an mein Herz und da schlang er seine Aermchen um meinen Nacken und flüsterte mir ins Ohr: Schickt Dich mein Papa Kaiser, kommst Du von ihm, bringst Du mir Etwas von meinem lieben Papa Kaiser? Sie sagen, ich soll nicht von ihm sprechen, sie schelten, wenn ich ihn rufe und nach ihm frage."

„Oh, es ist grausam, es ist fürchterlich," rief Napoleon mit herzzerreißendem Wehelaut und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht.

Berthier schwieg auch und in der tiefen Stille, welche jetzt eintrat, hörte man nur das laute Athmen und Stöhnen des Kaisers. Dann ließ er langsam die Hände von seinem Angesicht niedergleiten.

„Berthier," sagte er, „Sie haben mich schwach gesehen, das heißt, Sie haben den Vater gesehen, welcher seinen Sohn liebt und sich nach seinem lieben, blonden Haupte sehnt. Sie konnten mir ja meine Krone nehmen, sie konnten mir Alles nehmen, was ich in Jahre langen Kämpfen und in glorreichen Siegen mir erobert habe, doch meinen Sohn, mich dünkt, meinen Sohn hätten sie mir lassen müssen. Erzählen Sie weiter, Berthier. Was sagte er weiter?"

„Sire, nichts weiter konnte er sagen, denn in

diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Kaiserin, welcher man wohl gesagt, daß ich bei ihrem Sohne sei, die Kaiserin trat ein und rief den Sohn zu sich. Sie hatte kein Wort, keinen Gruß für mich und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich zurückzuziehen."

„Und sie ließ Dich gehen, sie rief Dich nicht zurück?" rief der Kaiser mit lauter, donnernder Stimme.

„Nein, Sire, ich blieb noch einen Moment zögernd draußen vor der Thür stehen, ich hoffte immer noch auf eine Botschaft. Doch Niemand kam, so mußte ich mich endlich wohl entschließen, von dannen zu gehen."

„Niemand kam," wiederholte der Kaiser leise, „Niemand? Aber das ist ja unmöglich," rief er dann laut, „das ist ja wider die Natur. Marie Louise ist meine Gemahlin, sie hat mir vor dem Altare Treue geschworen und — —"

Er verstummte und ging gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab. Vielleicht dachte er daran, daß er selbst vor dem Altare einer Andern Treue geschworen und diese ihr dennoch nicht gehalten, vielleicht fühlte er, daß das Schicksal sich gerächt, und daß die Vergeltung über ihn hereingebrochen sei!

„Berthier," sagte er nach einer langen Pause, „es ist gut, ich danke Ihnen, lassen Sie mich jetzt allein, ich will den ganzen Tag nicht mehr gestört sein."

Niemand sah ihn an diesem Tage wieder.

Die Marschälle und Generäle warteten lange auf ihn in dem kleinen Thronsaal.

Constant, der Kammerdiener wagte es spät am Abend, an die Thür des Kabinets zu klopfen, um dem Kaiser zu melden, daß das Souper servirt sei.

Aber keine Antwort ertönte und Diejenigen, welche angstvoll draußen warteten, hätten vermeinen können, es sei dem Kaiser etwas Uebles geschehen, wenn man nicht immerfort seinen langsamen Schritt vernommen hätte, welcher Denen, die an der Thür lauschten und horchten und zuweilen durch das Schlüsselloch schauend, den Schatten seiner Gestalt an sich vorübergehen sahen, es kündete, daß der Kaiser lebe und die Qual seines Lebens ihn in unruhigem Kampfe auf und ab jagte.

Endlich spät in der Nacht rief Napoleon nach seinem Kammerdiener, begab sich in sein Schlafgemach und ließ sich entkleiden. Vielleicht schlief er dann, vielleicht hatten die Qualen des Tages ihn so erschöpft, daß er jetzt ein wenig Ruhe und Frieden fand.

Doch auch dies sollte nicht lange dauern. Der Morgen hatte noch nicht zu dämmern begonnen, da kam in vollem Jagen ein Courier nach Fontainebleau gesprengt und begehrte sogleich den Kaiser zu sprechen.

Berthier wagte es, in das Schlafzimmer des Kaisers einzutreten und den Courier zu melden.

„Was ist es?“ fragte Napoleon, sich erhebend.

„Sire, ich weiß es nicht, der Courier verlangt Euer Majestät selber zu sprechen.“

„Nun, dann führt ihn in mein Wohngemach, ich werde sogleich erscheinen.“

Der Kaiser ließ sich rasch ankleiden und begab sich dann in das Wohngemach.

„Was giebt es?“ fragte er den Offizier, der an der Thür stand und mit militairischer Reverenz den Kaiser begrüßte. „Woher kommen Sie?“

„Sire, ich komme von dem Feldmarschall Marmont.“

„Von Marmont?“ rief der Kaiser lebhaft. „Und Sie bringen mir gute Botschaft!“

„Nein, Sire,“ erwiderte der Offizier nach einer langen Pause, in welcher er vergeblich bemüht gewesen, seine innere Bewegung zu bekämpfen. „Nein, Sire, ich bringe Ihnen schlechte Botschaft.

Ich habe mich heimlich entfernt, und ich komme zu Euer Majestät — — —"

„Heimlich entfernt?" unterbrach ihn der Kaiser mit grollender Stimme. „Das heißt, mein Herr, Sie sind ein Ausreißer, das heißt, Sie haben die Armee und Ihren Feldmarschall Marmont verlassen?"

„Ja, Sire, ich habe es gethan," erwiderte der Offizier ruhig, „und ich komme zu Euer Majestät, um Sie zu fragen, ob ich Recht gethan, Sire. Der Marschall Marmont hat sich von Ihnen losgesagt."

„Das ist unmöglich! Mein Herr, Sie sprechen da eine Lüge, und ich werde Sie deßhalb zu schwerer Verantwortung ziehen!" rief Napoleon mit lauter, donnernder Stimme. „Hören Sie, Berthier, dieser Mann will behaupten, daß Marmont mich verlassen hat."

„Sire, ich spreche die Wahrheit," sagte der Offizier ruhig.

„Die Wahrheit," wiederholte Napoleon zornig. „Ich fordere die Beweise, mein Herr. Berthier, rufen Sie die Marschälle, wecken Sie alle meine Freunde, daß sie hierherkommen, und in ihrer Gegenwart soll dieser Offizier wiederholen, was er gesagt. Bis dahin will ich kein Wort weiter von ihm vernehmen."

Es bedurfte nur kurzer Zeit, um die Marschälle

und die Getreuen des Kaisers in den Saal zu rufen. Die Nachricht von dem angelangten Courier hatte Alle schon erweckt, und Jeder kam mit ängstlicher, verstörter Miene, um zu hören, welch neues Schrecknitz sich begeben haben möchte.

„Nun, sprechen Sie, mein Herr Offizier," sagte Napoleon, mit einem hastigen Kopfnicken die Freunde begrüßend. „Nun wiederholen Sie Ihre Botschaft."

„Sire, meine Botschaft lautet, Marschall Marmont hat Euer Majestät verrathen und verlassen."

„Ihr hört das, meine Freunde," sagte Napoleon, „aber ich hoffe, Ihr glaubt es nicht."

Sie erwiderten kein Wort, sondern blickten verwirrt und scheu zur Erde nieder.

„Sprechen Sie weiter, sagen Sie Alles!" befahl der Kaiser. „Wo steht Marmont?"

„Sire, er stand gestern noch bei Versailles, er hatte uns Allen gekündet, daß er sich dorthin begeben, um, falls man den Kaiser zur Abdankung zwinge, sofort mit seinen Truppen nach Paris zu marschiren. Wir hatten es ihm geglaubt und waren ihm freudig gefolgt. Da auf einmal ging durch das Lager die Nachricht, der Marschall Marmont habe sich selbst nach Paris begeben zu einer Unterredung mit dem Fürsten Schwarzenberg. Wir vernahmen das Alle mit Ruhe und ohne Furcht,

wir meinten, es handle sich um das Wohl des Kaisers, dem alle Truppen mit leidenschaftlicher Liebe ergeben sind; doch plötzlich bekamen wir den Befehl zum Abmarsch nach der Normandie, und der Marschall sammelte die Stabsoffiziere um sich und kündete ihnen, daß er mit dem Fürsten Schwarzenberg ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem er mit allen seinen Truppen freien Marsch durch die verbündeten Heere nach der Normandie sich gesichert, daß er ferner für den Kaiser, falls er in die Hände der Alliirten fiele, Freiheit, Leben und ein gewisses Terrain stipulirt habe."

„Und die Truppen folgten ihm?" rief Napoleon laut.

„Ja Majestät, sie folgten ihm, weil man ihnen gesagt hatte, daß es für das Wohl des Kaisers also nothwendig sei. Ich aber, ich sagte dem Marschall, daß ich dem Kaiser Treue geschworen und daß ich für ihn allein mein Leben geben könnte, ich sagte ihm, daß ich ihn verlassen wolle, um zu Euer Majestät zu gehen und meinen Degen zu Ihren Füßen niederzulegen, daß ich nicht durch die Reihen der Verbündeten als Verräther von dannen gehen könnte."

„Marmont hat mich verlassen!" rief der Kaiser

mit tiefem Wehelaut. „Oh, der Undankbare, er konnte mich verlassen!"

Und taumelnd sank er nieder auf einen Lehnsessel und saß da, tief das Haupt auf die Brust gesenkt vor sich nieder starrend.

„Der Undankbare!" wiederholte er dann nach einer langen Pause. „Er wird unglücklicher sein, als ich, sein Gewissen wird ihm keine Ruhe lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," fuhr er hochaufathmend fort, indem er sich an den Offizier wandte. „Ich werde noch weiter mit Ihnen reden, jetzt bedarf ich ein wenig der Ruhe und Erholung; denn dieser Schlag war hart."

Er grüßte die Herren mit einem Winke seiner Hand und kehrte in sein Schlafgemach zurück.

Doch es stand geschrieben, daß Napoleon in dieser Nacht des Schmerzes keine Ruhe und keinen Frieden finden sollte.

Ehe noch der Morgen hereingebrochen war, kamen abermals neue Boten in Fontainebleau an, das waren die Boten, welche er nach Paris gesendet, Coulaincourt und Macdonald und auch sie begehrten, sogleich vor den Kaiser geführt zu werden.

„Nun?" fragte er, da sie zu ihm eintraten, „sind die Alliirten zufrieden? Genügt Ihnen das

Opfer, welches ich gebracht. Haben Sie meine Entsagung angenommen?"

„Sire," erwiderte Coulaincourt traurig, „die Alliirten sind noch nicht zufrieden und die Entsagung Euer Majestät genügt ihnen nicht."

„Nun, was verlangen sie denn noch mehr?" rief Napoleon heftig. „Sagte man nicht, meine Person sei das einzige Hinderniß des Friedens? Wohl, ich bin ja bereit, meine Person ganz zurückzuziehen von dem Schauplatz des Lebens und Sie sagen, das genügt noch nicht?"

„Sire, man verlangt eine unbedingte Abdankung."

„Das heißt, man verlangt, daß ich auch für meinen Sohn entsagen soll? Man will mit einem einzigen Federstrich Alles, was gewesen, wieder vernichten? Man meint, man könnte eine ganze Dynastie wieder in den Staub treten? Man denkt vielleicht sogar daran, die Bourbonen zurückzurufen?"

„Sire, man hat sie schon zurückgerufen. Der Graf von Niel ist schon auf dem Wege nach Paris und sobald Euer Majestät die unbedingte Abdankung unterzeichnet haben, werden die Alliirten dem französischen Volke künden, daß ihr König Ludwig XVIII. zurückkehrt!"

„Aber ich werde diese Abdankung nicht unterzeichnen, ich werde nicht meine Schmach sanctioniren mit meiner eigenen Hand. Ruft alle meine Soldaten, alle Marschälle, Generäle und Stabsoffiziere herbei, ich will ihnen sagen, was wir jetzo zu thun haben." Und als Alle versammelt waren, da trat Napoleon in ihre Mitte und ließ seine flammenden Blicke einen Moment mit prüfendem Ausdruck hingleiten über all' diese ernsten, traurigen Gesichter.

„Ich habe Euch gerufen, um Euch zu sagen, daß es jetzt zur letzten Entscheidung gekommen, daß wir mit unserem Leben und mit unserem Blut die Ehre Frankreichs, die Ehre Eures Kaisers und Eurer selbst vertheidigen müssen. Man verlangt von mir eine schmähliche Unterwerfung, man will, daß ich unbedingt abdanke, man will meinen Sohn, den König von Rom gleich mir in das Nichts zurückwerfen. Der Enkel des Kaisers von Oesterreich soll vernichtet werden, wie sein Vater vernichtet wird. Ihr seht selbst ein, daß ich eine solche Demüthigung nicht ertragen kann. Noch bin ich nicht machtlos, noch bleibt mir ein letzter Weg der Rettung übrig. Wir werden in dieser Stunde noch mit allen hier versammelten Truppen, mit meiner treuen Garde und mit Euch

Allen hinziehen, wir werden uns durchschlagen bis nach Toulouse hin, wo Soult mit seinen Truppen kämpft, wir werden Suchet, Augereau und Eugen, die rings um Toulouse mit ihren Truppen liegen, zu uns rufen, eine mächtige Armee um uns sammeln und dann nach Paris ziehen, um auf's Neue zu kämpfen. Sagt, billigt Ihr meinen Plan? Seid Ihr bereit, ihn mit mir auszuführen?"

Keiner von den Marschällen hatte ein Wort der Erwiderung, keiner wagte es, dem flammenden Blick des Kaisers zu begegnen.

„Antwortet mir doch," rief Napoleon nach einer Pause mit keuchendem Athem, „seid Ihr einverstanden mit mir? Macdonald, sprechen Sie! Müßte man nicht das Aeußerste wagen, um die äußerste Schmach von sich abzuwehren?"

„Sire, ich fürchte, daß auch dieses Aeußerste vergeblich wäre," erwiderte Macdonald. „Die Alliirten sind zu stark, und es würde doch nur ein Kampf der Verzweiflung sein, der dennoch vergeblich wäre."

„Und Ihr Andern?" fragte Napoleon nach langem Schweigen, „Ihr widerstreitet ihm nicht, Ihr wollt nicht das Schwert erheben, um lieber in einem Kampf der Verzweiflung unterzugehen, als mit mir zu sterben? Mein Gott, so reden Sie

doch! Bertram, sprechen Sie, meinen Sie nicht, daß wir sofort aufbrechen und nach Toulouse marschiren sollten?"

„Sire, ich bin bereit, Ihnen zu folgen, wohin Sie gehen," erwiderte General Bertram mit fester Stimme. „Mein Loos ist dem Ihren vereint für immerdar, doch wenn Euer Majestät mir die Ehre erzeigen, mich um Rath zu fragen, so muß ich sagen, daß Macdonald wohl Recht hat. Wir sind zu schwach und Euer Majestät würde nur eine neue Niederlage zu beklagen haben."

„Und was sagt Ihr Andern?" fragte der Kaiser heftig. „Ihr seid Alle der Meinung, daß meine Person, meine Familie meiner Dynastie geopfert werden müßte ohne Schwertstreich!"

„Sire, man muß sich leider der furchtbaren Nothwendigkeit fügen," sagte Coulaincourt seufzend, und die Anderen wiederholten wie ein unheilvolles Echo: „Man muß sich fügen!"

Es rang sich wie ein Todesgestöhn aus der Brust des Kaisers hervor.

„Ich sehe wohl," sagte er dann hoch aufathmend, „Ihr wünscht Ruhe. Habt sie denn; doch dies sage ich Euch, Ihr wißt nicht, welche Sorgen und Gefahren Eurer harren auf den Eiderdaunenbetten, wo Ihr Ruhe finden wolltet. Einige wenige

Jahre des Friedens, den Ihr so theuer zu erkaufen im Begriff steht, werden mehr von Euch in's Grab stürzen, als der blutigste Krieg je gekonnt hat, und Ihr werdet zu kämpfen haben mit einem schlimmeren Feind, wie Ihr ihn je auf den Schlachtfeldern gefunden, Ihr werdet zu kämpfen haben gegen die Vorwürfe Eures eigenen Gewissens?"*)

„Jetzt, Coulaincourt und Macdonald, kommt mit mir in mein Kabinet, ich will unterzeichnen!"

Er verließ ohne einen Gruß den Saal und begab sich in sein Kabinet, gefolgt von den beiden Marschällen.

„Habt Ihr die Formel bei Euch?" fragte er jetzt.

„Ja, Majestät," erwiderte Macdonald traurig. „Talleyrand hat sie neu aufgesetzt und redigirt."

„Talleyrand? Die Schlange hat gesiegt über den Löwen! Ja, die Schlange hat schon im Paradiese die Menschheit verflucht, so geschehe mir, was Allen geschieht! Lesen Sie mir die Formel vor."

Er sank nieder auf den Fauteuil vor seinem Schreibtisch, während Macdonald das Papier hervorzog und las:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben,

---

*) Napoleon's eigene Worte.

daß der Kaiser das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens von Europa sei, so verzichtet der Kaiser, seinem Eide treu, für sich und seine Erben auf den Thron von Frankreich und Italien und erklärt, daß es kein Opfer, und wäre es sein eigenes Leben, giebt, welches er nicht bereit wäre, für die Interessen Frankreichs zu bringen."

„So verzichtet der Kaiser für sich und seine Erben auf den Thron von Frankreich und Italien," wiederholte der Kaiser, tiefer in sich zusammensinkend, „für sich und seine Erben. Oh, mein lieber, kleiner Napoleon, Du wirst es nie wissen, wie viel in dieser Stunde Dein Vater für Dich leidet; sie werden es Dir niemals sagen, niemals! Gehen Sie, Coulaincourt, geben Sie mir die Feder, ich will unterzeichnen."

Er nahm die Feder, welche Coulaincourt ihm darreichte, und legte die Hand auf das Papier, das Macdonald vor ihm ausgebreitet.

Eine tiefe Stille trat ein.

Die Augen der beiden Marschälle waren mit traurigem Ausdruck hingerichtet auf den Kaiser, der immer noch hinstarrte auf das Papier, und dessen zitternde Hand kaum die Feder zu halten vermochte. Immer und immer wieder las er die

furchtbaren Worte: „für sich und seine Erben!“ An seinen inneren Augen zogen sie vorüber die Schattengestalten der Vergangenheit. Er sah da das traurige, weinende Antlitz Josephinens, die er verlassen, um seinem Thron einen Erben zu geben, er sah das lächelnde rosige Antlitz des Sohnes, den er mit so furchtbarem Opfer sich erkauft, und nun war doch Alles vergebens, nun sollte dieser Sohn nicht sein Erbe, nicht sein Nachfolger sein?

Doch nein, sie können ihm nicht Alles nehmen. Der Erbe seines Ruhmes, der Erbe seines unsterblichen Namens wird er sein!

Er dachte das, wie er mit fester Hand jetzt seinen Namen unter die Abdankungsliste schrieb. Dann erhob er sich von seinem Lehnsessel und schob das unselige Papier weit von sich.

„Nehmt es, nehmt es und tragt es hin zu den Alliirten. Das größeste Opfer ist gebracht, und Alles, was nun noch kommen kann, wird leicht sein!“

„Sire,“ sagte Macdonald mit tonloser, versagender Stimme, „Sire, es bleibt nun noch übrig, daß Euer Majestät bestimmen, wohin Sie sich begeben wollen.“

„Ja freilich, ich kann mich nicht in Luft und Pulverdampf auflösen, wie es mein Thron und

wie es mein Ruhm gethan," sagte er, „ich muß einen Ort haben, wohin ich gehen kann mit meiner Qual!"

„Man läßt Euer Majestät, der alle Hoheitsrechte und Titel verbleiben, die Wahl zwischen Elba, Korfu und Korsika, und es ist Euer Majestät anheimgegeben, welche dieser drei Inseln Sie in Besitz nehmen wollen, um dorten, als auf Ihrem Eigenthum, zu residiren."

„Eine Nußschale auf dem Ocean," sagte Napoleon mit einem traurigen Lächeln; doch auf einmal blitzte es in seinen Augen auf und ein Ausdruck von Energie und von kühnem Wollen sprach wieder aus seinen Zügen. „Wohl, eine Nußschale kann wachsen zu einem Kriegsschiff," murmelte er leise in sich hinein, „und so lange man noch eine Nußschale hat, kann man auch noch hoffen. Sagt den Alliirten, ich nehme Elba an zu meiner Nußschale, ich will nach Elba gehen. Coulaincourt und Macdonald, Ihr seid die Zeugen einer Stunde gewesen, die in der Weltgeschichte nimmer vergessen werden wird. Man wird Euch nennen, wenn man in den Büchern der Geschichte von dieser Stunde erzählt und nach Jahrhunderten noch werden Eure Namen genannt werden, wenn unsere Urenkel staunend und schaudernd von dieser

Stunde Nachricht erhalten. Ihr sollt auch von mir ein Andenken an diese Stunde haben."

Er zog seine Uhr hervor und reichte sie Coulaincourt hin. „Nehmen Sie, Coulaincourt, und tragen Sie sie zu meinem Andenken. Es ist ein Geschenk, welches mir mein lieber Schwiegervater, der Kaiser von Oesterreich, gemacht hat. Die Uhr zeigt Ihnen Sonnen- und Mondlauf, die Monate und die Tage mit einer wunderbaren Genauigkeit an, zählen Sie von heute an daran mein Martyrium. Und Sie, Macdonald," fuhr der Kaiser fort, indem er sich nach der Wand dort drüben begab, an welcher auf einem riesengroßen Pantherfell Schwerter und Waffen geordnet waren, „Sie sollen auch ein Andenken erhalten."

Er löste ein Schwert in goldgestickter Sammetscheide mit prächtiger Goldverzierung von seinem Haken ab und reichte es ihm dar.

„Das ist eine kostbare Waffe, Macdonald, tragen Sie sie zu meinem Andenken. Dieses Schwert schenkte mir Murad Bey, der tapferste der Mamelukkenhäuptlinge in Kairo. Ich trug es in der Schlacht am Berge Tabor. Damals war ich noch der General Bonaparte, ich wollte, ich wäre nie etwas Anderes geworden. Geht nun, bringt den

Alliirten meine Abdankung und sagt ihnen, daß ich bereit bin, nach Elba zu gehen.“ — — —

An demselben Morgen noch kündete der Kaiser durch einen Tagesbefehl den um ihn versammelten Truppen seine Abdankung an und entließ sie aus seinen Diensten. Die Garden vernahmen es mit zornigem Schmerz und schrieen laut, daß Keiner von ihnen den Kaiser verlassen wolle und daß, wo er hingehe, sie ihm folgen würden. Die jungen Soldaten forderten mit lauten trotzigen Rufen, daß man sie dem Feinde entgegenführen solle, daß es besser sei, zu sterben für den Kaiser, als ihn zu verlassen.

Die alten Heerführer, die Marschälle und Generäle schwiegen, traten scheu bei Seite und mieden es, den düsteren Blicken des Kaisers zu begegnen.

An der nächsten Mittagstafel des Kaisers blieben manche Plätze leer, und Napoleon, der sonst nicht darauf geachtet hatte, wer um ihn sei, der bemerkte jetzt Diejenigen, welche fehlten, und er fragte nach ihnen. Man gab ihm ausweichende Antworten. Doch er verstand sie wohl und ein bitteres Lächeln, das der Verachtung, umspielte seine Lippen.

„Die Ratten verlassen das Schiff, welches im Sinken ist!“ —

„Sire,“ sagte Berthier am Abende dieses Tages,

als der Kaiser mit ihm und einigen von den Getreuen in seinem Kabinet sich befand, „Sire, ich habe eine Bitte an Euer Majestät.“

„Das freut mich, Berthier,“ erwiderte der Kaiser freundlich, „es wird mir wohl thun, Dir eine Bitte gewähren zu können.“

„Sire, ich habe nothwendige Geschäfte in Paris. Es handelt sich darum, einige für mich sehr wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen. bitte Euer Majestät, mir Urlaub zu gewähren.“

„Du willst nach Paris?“ fragte der Kaiser traurig. „Das heißt, Du willst mich verlassen?“

„Nein, Majestät, ich gehe nur hin, um, wie ich gesagt, für mich sehr wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen.“

„Es ist gut, Berthier,“ erwiderte der Kaiser ruhig, indem er ihm die Hand darreichte, „gehe denn. Du weißt, wie sehr ich des Trostes bedarf und der Nähe meiner Freunde! Berthier, Du wirst morgen zurückkehren?“

„Gewiß, Sire, ich werde morgen zurückkehren,“ antwortete Berthier, neigte sich und ging hastig hinaus.

Der Kaiser schaute ihm lange nach. Dann schritt er zu dem Herzog von Bassano hin, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte.

„,Maret" sagte er, „Maret, glaube mir, er wird nicht zurückkommen, er hat mich verlassen!"

Maret erwiderte kein Wort. Er mochte es auch wohl in den Mienen Berthier's gelesen haben, daß er ein Verräther geworden an seinem Kaiser, an seinem alten Waffenbruder.

Den nächsten Tag trat Napoleon oft an's Fenster und schaute hinunter und fragte, ob Berthier schon gekommen sei? Doch Berthier kam nicht zurück.

Am Abende, da der Kaiser sich zur Ruhe begeben wollte, rief er nach seinem Kammerdiener Constant; doch Keiner folgte dem Rufe und endlich, da Napoleon selbst nach dem kleinen Gemach, welches Constant neben dem Schlafzimmer des Kaisers einnahm, hinging, da sah er, daß es leer war. Er rief nach dem zweiten Kammerdiener und der meldete ihm, daß Constant sich nach Paris begeben um wichtige Geschäfte für sich in Ordnung zu bringen.

„Wohl denn, so laßt mir meinen Mamelukken kommen," befahl der Kaiser. „Hole ihn mir!"

Der Kammerdiener blieb stehen und blickte scheu vor sich nieder.

„Nun, warum gehst Du nicht? Rufe mir den Mamelukken!"

„Sire, er ist mit Constant nach Paris gegangen!"

Der Kaiser erwiderte kein Wort; er wandte sich um und ging in sein Kabinet.

„Die Ratten haben das Schiff verlassen, welches im Untergehen begriffen ist!“

Die Vergeltung ist über Napoleon hereingebrochen, und das Verhängniß hat jetzt gethan, was die Königin Louise, deren Herz Napoleon gebrochen, von Gott erflehte; es hat das Mene Mene Tekel an die Wand dieses Gemaches geschrieben, in welchem jetzt der Kaiser Napoleon im Fegefeuer seiner Schmerzen weilt.

XII.

In Malmaison.

In Malmaison sind noch die letzten Trümmer der einstigen Kaiserherrlichkeit sichtbar. Der Thron, „dieses mit Sammet überzogene Stück Holz," ist zerbrochen. Der Kaiser Napoleon ist abgereist nach Elba, seinem „Nußschalen-Kaiserreich," begleitet von vier Kommissarien der Alliirten und Englands. Die Kaiserin Marie Louise hat sich mit ihrem Sohn, dem armen, kleinen König von Rom nach Wien auf die Reise begeben. Die Mutter und der Oheim Napoleons haben sich nach Rom gewandt, und seine Brüder auch haben Frankreich verlassen.

Aber Josephine, die geschiedene Kaiserin ist in Frankreich geblieben und mit ihr der Sohn Eugen und die Tochter Hortense mit ihren beiden Söhnen.

In Malmaison, wo einst die Herrlichkeit Napoleons zugleich mit seinem jungen Eheglück erblühte, da, wo Josephine früher so glücklich gewesen und wohin sie sich dann mit ihrem Schmerz und ihrer verschmähten Liebe zurückgezogen, in Malmaison feiert das gestorbene und zertretene Kaiserthum jetzt noch seinen letzten Moment erblühender Herrlichkeit.

Während die französischen Royalisten in den Tuilerien dem heimgekehrten Bourbonen, Ludwig dem XVIII., ihre Huldigungen darbringen, eilen die fremden Fürsten nach Malmaison, um dem Kaiserthume ihre Huldigung darzubringen in seinem letzten Repräsentanten, in der Kaiserin Josephine mit ihren Kindern.

Eine Reihe glänzender Equipagen rollt den Weg dahin nach Malmaison. Das ist der König von Preußen mit seinen Söhnen und der Kaiser von Rußland mit seinen beiden Brüdern.

Es findet heute in Malmaison ein Familien-Diner statt und ganz ohne Ceremoniell, recht en famille, so haben es die fremden Monarchen selber gewünscht, wollen sie mit der Kaiserin Josephine und ihren Kindern heute diniren.

Josephine hat heute zum ersten Male nach langen Zeiten eine glänzende Toilette gemacht.

Sie war die letzten Tage krank und leidend. Doch heute gilt es, sich zusammenzuraffen, heute gilt es, noch einmal, vielleicht zum letzten Mal das Kaiserreich zu repräsentiren.

Sie haben Napoleon in die Verbannung gesandt, sie haben gesagt: das Kaiserr ich erlösche. Doch Josephine will den fremden Monarchen zeigen, daß es noch in all seinen herrlichen und großen Erinnerungen in ihr und ihren Kindern lebt und sie sollen noch mit Ehrfurcht der geschmähten Kaiserin gedenken, und sie will zu den Monarchen reden von seiner Hoheit und von der Liebe, welche sie bis an ihr Ende ihm bewahren wird. Sie weiß es ja, man hat ihn viel geschmäht, eben weil er sie von seiner Seite verstieß, sie wird es die Monarchen fühlen lassen, daß sie in treuer und dankbarer Liebe dennoch nimmer von ihm lassen wird. Und vielleicht gewähren sie, was der glühendste Wunsch ihres Herzens ist, vielleicht gewähren sie es ihr, daß sie ihm folgen kann nach Elba.

Jetzo darf sie es ja, Marie Louise hat sich von ihm gewandt und der Platz an seiner Seite ist wieder leer. Vielleicht gestattet man es ihr und ihrem innigen Flehen, daß sie ihren Platz wieder einnehme.

Die Politik hat ihn ihr genommen, die Politik

kann ihn ihr wiedergeben, das ist ihre Hoffnung, das ist ihr einziger Wunsch. Und darum leuchten ihre Augen heute so freudig und darum fühlt sie die Schmerzen, welche die letzten Tage sie geplagt, jetzt nicht mehr, sie hofft auf das einzige Glück, das ihr noch begehrenswerth erscheint, auf das Glück, mit Napoleon seine Verbannung zu theilen.

Mit einem freundlichen Lächeln und mit all' der Grazie, und Lieblichkeit, welche immer ihr Theil gewesen vor allen Frauen ihres Hofes, empfängt die Kaiserin Josephine den Kaiser Alexander mit seinen beiden Brüdern Constantin und Nicolaus, und den König von Preußen mit seinen beiden Söhnen Friedrich Wilhelm und Wilhelm, sie hat für Jeden ein freundliches, verbindliches Wort, sie weiß die Monarchen wie die Prinzen zu entzücken durch ihre Grazie und ihre Liebenswürdigkeit. Die Schmerzen, welche in ihrer Seele, wie in ihrem Herzen toben, die weiß sie unter einem holden Lächeln zu verbergen und lächelnd wird sie sterben: moritura te salutat — die Sterbende grüßet Euch; und über die tiefen Wunden ihrer Brust legt sie ihren Schleier holder Frauenliebe und läßt es Niemand ahnen, daß sie verbluten.

Da die Monarchen den Wunsch äußern, das so berühmte Schloß Malmaison zu sehen, erklärt sich

die Kaiserin selber bereit, ihren Führer zu machen. Und inmitten des Kaisers und des Königs, gefolgt von den Prinzen, wandert die geschiedene Gemahlin des verstoßenen Kaisers durch alle diese Säle und Gemächer, welche einstens die Herrlichkeit des Kaiserthums gesehen, in welchen alle Fürsten Europa's sich tief geneigt vor dem, welcher damals der Herr der Welt gewesen und jetzt nur noch der Herr einer „kleinen Nußschale" ist.

Sie zeigt ihnen die Treibhäuser, in welchen sie die seltensten und schönsten Blumen gepflegt, die aus allen Welttheilen von dienstbeflissenen Ergebenen ihr zugesandt wurden.

Sie zeigt ihnen auch das Gemach, in welchem Napoleon, da er noch ihr Gemahl war und mit ihr die Sommerfreuden in Malmaison theilte, gewohnt. Da liegt noch Alles an derselben Stelle, wie er es verlassen. Da auf dem Schreibtisch der angefangne Brief, in welchem er unterbrochen, das Buch auf dem kleinen Marmortisch vor dem Divan, das aufgeschlagene Buch, in welchem er gelesen, eine Schärpe, und ein kleiner dreieckiger Hut auf dem Degen gestützt, steht in der Ecke nahe am Kamin.

So war es, als er noch hier weilte und es scheint, als könnte jeden Moment sich die Thür öffnen und er könnte eintreten und wieder Besitz

nehmen von dem Zimmer, das er in glücklichen Tagen bewohnt. Josephine erzählt ihnen von diesen glücklichen Tagen, und ihr Auge strahlt wieder auf in dem Glück der Erinnerung.

Mit andächtigen Mienen horchen ihren begeisterten Reden die Fürsten, welche seinen Thron vernichtet und ihn in die Verbannung geschickt haben. „Wir waren sehr glücklich," sagte Josephine mit leuchtenden Augen, „sehr glücklich, als wir hier in Malmaison weilten. Damals liebte mich der Kaiser, und meine Kinder nannte er die Seinen und war ihnen ein zärtlicher Vater. Was wird jetzt aus meinen Kindern werden?"

Ihre flehenden Blicke wandten sich an den Kaiser und den König, mit denen sie vorangeschritten war in das nächste Gemach hin. Sie flehte es mit bebenden Lippen und so leise, daß ihr Sohn Eugen, der noch im andern Gemach mit den Prinzen verweilte, ihre Frage nicht hörte.

„Für den Sohn und die Tochter der Kaiserin Josephine zu sorgen, wird unser heiligstes Bemühen sein," erwiderte der Kaiser Alexander innig.

„Wir waren gezwungen, den Mann, den wir einst so hoch bewunderten, zu stürzen. Aber wir werden es um so mehr für unsere heilige Pflicht halten, für seine Gemahlin und seine Kinder zu

sorgen. Mein edler Freund, der König von Preußen und ich, wir wollten uns das Glück nicht nehmen lassen, die Ersten zu sein, welche Euer Majestät nach so viel Trübsal auch eine gute Nachricht mittheilten. Wir sind gekommen, Euch, Majestät zu sagen, daß, wenn es uns auch nicht gelingen wollte, dem Könige von Italien und dem Könige von Holland ein Königreich zu geben, wir doch zum mindesten für sie ein paar Herzogthümer gefunden haben."

„Ich freue mich, den König von Italien als Herzog von Leuchtenberg begrüßen zu können," sagte der König Friedrich Wilhelm, indem er sich umwandte zu Eugen, der eben hinter ihnen eingetreten war und ihm freundlich die Hand darreichte.

„Und ich," sagte der Kaiser Alexander, sich an die Königin Hortense wendend, und ihre Hand an seine Lippen drückend, „und ich will der Erste sein, welcher der Herzogin von St. Leu seine Glückwünsche darbringt."

Die Augen Josephinen's füllten sich mit Thränen und mit sanftem, innigem Worte brachte sie den beiden Monarchen ihren Dank dar.

Hortense schaute still vor sich nieder und sagte kein Wort, nur, als jetzt die Thür sich öffnete und ihre beiden Söhne, welche die Fürsten zu sehen

begehrten, hineingeführt wurden, da belebten sich ihre Mienen und eine tiefe Gluth überzog ihre Wangen. Sie schaute auf zu dem Kaiser Alexander, der vor ihr stand und zum ersten Male kam auch von ihren Lippen ein bittendes Wort an diese Fürsten, welche das Glück ihres Hauses vernichtet hatten.

„Sire, und meine Söhne," fragte sie, „was wird aus den armen Knaben werden? Sie werden dem Namen, den sie tragen, Ehre machen, und sie werden durch ihre eigene Kraft sich eine glänzende Zukunft sichern."

„Daran zweifle ich garnicht," sagte der Kaiser freundlich.

Er schritt zu den beiden kleinen Prinzen hin und reichte ihnen die Hand und sprach freundlich und gütevoll mit ihnen.

Die beiden Knaben schauten ruhig und ohne Scheu hin auf die besternten Herren, welche so herzlich mit ihnen sprachen und neugierig wandten sie dann ihre Blicke nach den jungen Prinzen hin, welche drüben in der Fensternische standen und sich garnicht um sie, die Söhne der Königin Hortense zu kümmern schienen. Sie waren es nicht gewohnt, daß man sie vernachlässigte, man hatte ihnen, obwohl sie Kinder waren, so viel Huldigungen dar-

gebracht, so viel geschmeichelt von frühester Kindheit auf. Sie wußten es nicht, daß jetzt andere Zeiten gekommen waren und daß die Tage der Huldigungen und der Schmeicheleien mit dem Kaiser für immer erloschen waren.

„Louise," sagte der kleine Prinz Louis, sich an seine Gouvernante, Mademoiselle de Cochelet wendend, während ein älterer Bruder mit dem Kaiser und dem Könige sprach, „Louise, wer sind denn diese Herren?"

„Das ist der Kaiser von Rußland und der andere ist der König von Preußen."

„Und die jungen Herren dort in der Fensternische?"

„Das sind ihre Söhne und Brüder, die Großfürsten von Rußland und die Prinzen von Preußen."

„Das sind also unsere Onkels und unsere Cousins," fragte Prinz Louis Napoleon, „nicht wahr, Louise, ich muß sie Onkel nennen und Cousin?"

Mademoiselle de Cochelet zog ihn zurück in die Ecke des Zimmers.

„Nein, mein kleiner Prinz, nein," sagte sie flüsternd, „diese Könige und Fürsten sind nicht Ihre Onkels und Ihre Cousins."

„Aber alle Könige und Fürsten, die sonst hier=

her kamen, waren doch meine Onkel und ihre Söhne unsere Cousins?" fragte der Prinz erstaunt.

„Das waren eben die Brüder und Anverwandten des Kaisers," belehrte ihn Mademoiselle de Cochelet, „doch diese hier, das sind keine Verwandte, das sind die Fürsten, welche als die Feinde des Kaisers hierher gekommen sind."

Der kleine Prinz runzelte die Stirn und blickte ernst hinüber nach den Fürsten.

„Sie sind die Feinde des Kaisers und dennoch kommen sie hierher zu meiner Großmutter, und meine Mutter ist freundlich gegen sie?"

„Sie ist es deßhalb, Prinz, weil der Kaiser und der König sehr gütige und sehr großmüthige Feinde sind, und weil sie für Ihre Frau Mutter viel Theilnahme und Mitgefühl haben. Deshalb muß sie freundlich sein, Prinz Louis, und muß es ihnen danken, denn sie haben das Glück Ihrer Frau Mutter in allem Unglück doch gesichert."

Prinz Louis erwiderte nichts, sondern schaute nur hinüber nach dem Kaiser und Könige, die eben noch lächelnd und verbindlichst mit seiner Mutter sprachen. Und dann ging er leise durch das Gemach hin, hinüber nach jener Fensternische, wo die Prinzen und Großfürsten standen. Die

beiden Großfürsten waren eben im eifrigen Gespräch mit dem Kronprinzen von Preußen.

Prinz Louis wußte schon, daß die Höflichkeit fordert, Niemanden im Gespräch zu unterbrechen. Doch dieser andere junge Prinz, der stand allein und sprach mit Niemandem. Zu diesem ging Prinz Louis und reichte ihm seine Hand dar.

„Wie heißen Sie, mein Cousin?“ fragte er.

Prinz Wilhelm schaute ihn lächelnd an und bückte sich freundlich nieder zu dem kleinen Prinzen, der seine großen, dunklen Augen so fest auf ihn gerichtet hatte und ihn so ernst anschaute.

„Ich heiße Wilhelm,“ erwiderte er freundlich. „Und Sie, wie heißen Sie, mein kleiner Prinz?“

„Ich heiße Louis Napoleon,“ gab er zur Antwort. „Ich bin der Neffe des Kaisers Napoleon, des großen Kaisers, dem die ganze Welt gehört.“

„Warum nennen Sie mich nicht „Herr Cousin,“ Herr Prinz Wilhelm? Sind Sie denn der Sohn der Feinde meines Onkels, des Kaisers?“

„Ja, mein kleiner Prinz, ich bin der Sohn des Königs von Preußen,“ erwiderte der Prinz Wilhelm lächelnd. „Doch das hindert nicht, daß wir Beide gute Freunde sind, und ich reiche Ihnen meine Hand auf gute Kameradschaft, Prinz Louis Napoleon.“

Der Prinz legte zögernd seine kleine Hand in die rechte Hand des Prinzen Wilhelm und schaute ernst zu ihm auf.

Das war das erste Begegnen zwischen dem Prinzen Wilhelm von Preußen und dem Prinzen Louis Napoleon, den beiden Kaisern der Zukunft. Der Eine war damals, am 12. April des Jahres 1814, ein junger Prinz, ohne Aussicht, in der Weltgeschichte irgend eine andere Rolle zu spielen, sich irgend einen anderen Namen zu machen als den eines tapferen Soldaten und eines edlen hochherzigen Prinzen seines Hauses.

Der Andere war ein Knabe von kaum sechs Jahren, das Geschick seines Hauses trieb ihn in die Fremde und in die Verbannung, machte ihn namenlos und erblos und schien über seine ganze Zukunft einen düstern Trauerschleier zu legen.

Der Vater des Prinzen Wilhelm kündete es mit den andern Monarchen in den nächsten Tagen schon der Welt, daß der Kaiser Napoleon mit seinen Anverwandten für immer irgend eines Anspruchs auf seinen Thron verlustig erklärt werde, und daß Keiner aus der Familie Napoleon's jemals wieder einen Thron besteigen solle.

Und vierzig Jahre später, zum ersten Male nach diesem Begegnen in Malmaison, sahen die

beiden Prinzen sich wieder. Trotz jener Verkündigung der alliirten Fürsten, trug dennoch der Neffe Napoleon's seine Kaiserkrone, und der Prinz Wilhelm, damals nur der schwächliche Bruder des Kronprinzen von Preußen, nannte sich nun König von Preußen.

Zur selben Stunde, als in Malmaison die Kaiserin Josephine die gekrönten Feinde ihres verstoßenen Gemahls empfing, fand in den Tuilerien die erste feierliche Cour statt.

Hunderte von Arbeitern hatten dazu Tag und Nacht gearbeitet, um den großen Thronsaal würdig herzustellen und zu restauriren und aus demselben alle Erinnerungen an die Vergangenheit zu verlöschen. Auf den Tapeten hatte man die goldenen Bienen, die von dem grünen Sammet funkelten, überklebt mit den silbernen Lilien der Bourbonen und das goldene „N“, welches über allen Thüren prangte, war eiligst überklebt worden von den silbernen Lilien des neuen Königthums.

Und auf dem Throne saß der dicke aufgeschwommene König Ludwig XVIII., der gestern seine erste Proclamation unterzeichnet hatte, als im achtzehnten Jahre seiner Regierung, und ganz nach der alten Etiquette und dem alten Ceremoniell gemäß empfing er die Großen seines Hofes.

Da auf einmal, mitten in der feierlichen Ceremonie, hörte man an den Wänden ein seltsames Knistern, wie Geistergeflüster rauschte es auf den Tapeten hin; und dann auf einmal fielen hier und dort die silbernen Lilien ab von der Wand und hochauf strahlten die goldenen Bienen des Kaiserthums.*)

Als er, der König Ludwig XVIII. aus seinem Thronsessel sich erhob, um mit huldvollen, gnädigen Worten die Großen seines Landes zu begrüßen, die mit ihm heimgekehrt waren aus der Verbannung und ihnen ihre Gnaden und Würden zu ertheilen, da fielen mit lautem Gepolter die prächtigen silbernen Lilien von dem Portal herunter und zerbrachen am Fußboden, und droben leuchtete es hell und glänzend auf, „das goldene „N" des Kaisers Napoleon."

Die Hofleute sehen sich ein wenig bestürzt und verlegen an und Einer flüsterte es, als die Ceremonie beendet war, und sie hinausgegangen waren in die Antichambres, dem Andern zu: „Das war ein böses Omen, wehe uns, wenn wirklich die goldenen Bienen und das goldene „N" wieder aufleuchten sollten in dem Palast der Tuilerien."

---

*) Siehe Mémoires d'une femme de qualitè.

Am nächsten Tage begab sich der Kaiser Alexander zum anderen Male hinaus nach Malmaison. Er wollte der Gemahlin des Mannes, den er einst seinen Freund genannt und dem er vor allen Fürsten Europa's damals in Erfurt so schmeichelhafte Huldigungen dargebracht, er wollte der Gemahlin dieses Mannes wenigstens seine Treue und seine Ergebenheit beweisen.

Er brachte ihr selbst das nach vielem Kampf erst von Ludwig dem XVIII. erlangte Patent für Hortense de Beauharnais, welches sie zur Herzogin von St. Leu ernannte.

Aber heute war Alles düster und traurig im Schloß zu Malmaison, heute hatte die Kaiserin nicht mehr die Kraft zu lächeln, während ihr Herz verblutete, und sich aufrecht zu halten, da ihr Muth doch gebrochen war. Sie konnte dem Kaiser nicht mehr entgegenkommen, sich nicht mehr stolz und hoheitsvoll, wie sie es bis dahin immer gethan, aufrecht erhalten. Auf ihrem Lager ruhend, empfing sie den Besuch des Kaisers, er erschrak bei ihrem Anblick und sie hörte es wohl, wie seine Stimme zitterte, als er nach ihrem Wohlergehen fragte.

„Sire,“ sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, „Sire, ich habe meine Todeswunde empfangen, sterbend grüße ich Sie!“

„Nein," rief der Kaiser lebhaft, „nein, Eure Majestät irren Sich, es ist nur Erschöpfung nach so vieler Aufregung, welche Sie einen Moment darnieder geworfen."

Die Kaiserin schüttelte sanft ihr Haupt.

„Ich habe den Todesstoß empfangen, Sire," sagte sie, „und ich sterbe gern und beklage mich nicht, denn mir scheint, als wäre mein Tod für den, welchen ich geliebt habe und lieben werde bis zu meinem letzten Athemzuge, ein heiliges Denkmal der Liebe und Treue. Ich konnte leben, da er mich verstieß, denn er war glücklich und stand auf der Höhe seines Ruhmes, ich sah ihn über mir leuchten in aller Herrlichkeit seines Glückes. So lange ich ihn erschaute, da konnte ich leben und das Leben ertragen. Doch da das Unglück über ihn hereinbricht, so bricht es auch mein Herz und Josephine kann nicht leben, da Napoleon nicht mehr im Glanz seiner Herrlichkeit über ihr strahlt. Das bedenken Sie, Sire, und darum beklagen Sie mich nicht. Und darum lassen Sie es mich noch einmal sagen: sterbend grüße ich Sie!"

Sie nickte ihm zu mit einem freundlichen Lächeln und schloß dann die Augen.

Der Kaiser, leise auf den Zehen davon schleichend, verließ das Gemach und kehrte traurig zurück und

sandte sofort seinen Leibarzt hinaus nach Malmaison, die Kranke zu sehen.

Doch was hilft die Kunst der Aerzte, wenn das Herz gebrochen ist, Josephinens Herz war gebrochen, denn die Träume des zerschellten Glückes und Thrones Napoleons fielen auf ihr Herz und vernichteten es.

Acht Tage nach jenem Besuch, den die Fürsten ihr in Malmaison gemacht, begaben sie sich wieder hinaus nach jenem Schloß.

Jetzt kamen sie zu einer Trauerfeierlichkeit, denn die Kaiserin Josephine war todt.

Die beiden Frauen, denen Napoleon das Herz gebrochen, die Königin Louise und die Kaiserin Josephine ruhten nun aus von ihren Schmerzen und von all dem Gram, der Trübsal und der Demüthigung, die er ihnen bereitet, ruhten aus im seligen Frieden; indeß der Mann, welcher ihre edlen Herzen gebrochen, verlassen und gedemüthigt auf einer kleinen Insel im Meer auf seiner „Nußschale“ in ruheloser Qual seine Tage und Nächte verbrachte.

XIII.

Das Bekenntniß.

„Aber Du thust Unrecht, wirklich Ludovica, Du thust Unrecht, den Fürsten Orsini abzuweisen," sagte Gräfin Katharina Mastai zu dem jungen Mädchen, welches neben ihr auf der Causeuse saß, „er liebt Dich so sehr und er ist ein so liebenswürdiger und ein so glänzender Cavalier."

„Das ist wahr," erwiderte Ludovica ruhig, „er ist ein sehr liebenswürdiger, ein sehr glänzender Cavalier und ich gestehe, ich kenne Niemand, der in dieser Beziehung mit ihm rivalisiren könnte."

Während sie so sprach, flog ein rascher Blick ihrer leuchtenden Augen hinüber zu dem jungen Grafen Giovanni Mastai, der nahe bei der offenen Thüre des Gartenpavillons auf einem Schaukelstuhl

saß und in die Zeitung blickte, welche eben aus Rom angekommen war. Aber wie sehr vertieft er auch in seine Lectüre schien, Ludovica sieht doch, daß bei ihren Worten eine tiefe Röthe einen Augenblick über seine Wangen hinfliegt und das macht ihre Augen höher aufleuchten und ruft ein glückliches Lächeln auf ihre Lippen.

„Ja wirklich, Tante Katharina," fuhr sie mit lauter Stimme fort, „der Fürst Orsini entspricht sicherlich ganz dem Ideal, welches die meisten jungen Damen sich von dem Anbeter ihres Herzens, von dem Ideal ihres Lebens schaffen."

„Nun, also?" fragte die Gräfin Katharina, „Du bekennst das und dennoch schlägst Du seine Hand aus? Warum thust Du das, wenn Du doch seine vielen Vorzüge, seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit anerkennen mußt?"

Ludovica lachte hell auf: „Warum ich das thue, das fragst Du mich, liebe Tante Katharina? Du welche doch die Welt und die Menschen kennt, Du, welche doch weiß, daß mit Ausnahme Deines lieben Herrn Gemahls und Deiner beiden ältesten Söhne, alle Männer falsch und treulos sind?"

„Wie, Ludovica?" fragte Gräfin Katharina, ihr lächelnd mit dem Finger drohend. „Bist Du boshaft, hast Du Dich etwa mit Giovanni da erzürnt?

Du nimmst nur meinen Gemahl und meine beiden ältesten Söhne aus von der allgemeinen Regel der Nichtswürdigkeit, welche Du eben aufstelltest? Was hat Dir denn Giovanni gethan? Sprich doch, Giovanni, habt Ihr Euch wieder gezankt?"

Er ließ langsam die Zeitung niedersinken und blickte hinüber zu den beiden Damen. „Gezankt? Nein, theuerste Frau Mutter, ich wüßte nicht, daß ich auf irgend eine Weise die Ungnade der Gräfin Ludovica mir zugezogen hätte."

„Nein sicherlich, er hat es nicht gethan," rief Ludovica mit zürnender Stimme, „wie sollte er auch? Er weiß ja kaum, daß ich existire, der junge Herr Graf, für ihn bin ich gar nicht vorhanden und seit den vier Tagen, daß er von seiner Reise zurückgekommen ist, sieht er mich nicht. Ich bin für ihn nur ein Atom von Staub, das in der Luft fliegt, ohne die Blicke des Grafen Giovanni Mastai auf sich zu ziehen und wenn ich vorher sagte, liebe Tante Katharina, daß nur Dein Gemahl und Deine beiden ältesten Söhne Ausnahmen von der Regel machten und nicht falsch, nicht hinterlistig, treulos und vergeßlich wären, so kam das daher, weil ich vergessen hatte, daß Du noch einen andern Sohn hast. Er kennt mich nicht und ich kenne ihn nicht, mögen wir doch Beide

neben einander hergehen, ohne Einer von dem Andern zu wissen."

„Gräfin Ludovica hat Recht," sagte Giovanni sich tief verneigend, „es ist das Beste, wir gehen so nebeneinander her, ohne daß Einer um den Andern sich kümmert."

Er nahm wieder seine Zeitung auf und schien sich wieder in die Lectüre derselben zu versenken.

Die Comtesse Ludovica preßte ihre kleinen, weißen Hände fest in einander und ein Zittern ging durch ihre schöne Gestalt hin. Matt und erschöpft lehnte sie einen Moment das schöne Haupt an die Schulter der Gräfin Katharina, die zärtlich und liebkosend mit der Hand über ihr schwarzes, glänzendes Lockenhaar und über ihre rosigen Wangen strich.

„Laß uns noch einmal von Orsini, von dem schönen, jungen, glänzenden Fürsten Orsini sprechen," sagte sie dann mit freundlicher Stimme. „Er verdient wirklich nicht, daß Du ihn so hart beurtheilst, er hat in Rom den besten Ruf und alle Welt preist ihn als den Edelsten der Edeln."

„Mag sein, Tante Katharina," rief Ludovica ungeduldig, indem sie stolz jetzt wieder das Haupt empor hob. „Ich aber meine, er verdient diesen Ruf nicht; denn er ist doch nur wie alle Männer.

Er liebt mich nicht und begehrt nur meine Hand aus Eigennutz und aus Berechnung."

„Wie, das glaubst Du?" fragte Gräfin Katharina ganz erstaunt.

„Ich glaube das nicht, ich weiß es, Tante Katharina," erwiderte Ludovica eifrig. „Ich weiß, der Fürst Orsini ist ein ruinirter Mann und mit den Reichthümern, die mir zum Unglück meine Eltern hinterlassen haben, will er seine Schulden bezahlen und mich nur so mit in den Kauf hinnehmen."

„Nein, sicherlich, Ludovica, er liebt Dich," betheuerte Gräfin Katharina. „Es ist wahr, er hat viele Schulden; aber er leugnet das auch nicht und diese Schulden selbst gereichen ihm zur Ehre. Er ist kein Verschwender, kein Wüstling gewesen, der die Güter seines Hauses hingegeben, und Schulden gemacht hat in leichtsinnigem Uebermuth. Nein, gerade seine Schulden bezeugen seinen Edelmuth und seinen treuen, festen Sinn. Du weißt, Ludovica, er hat zu den wenigen Edelleuten gehört, welche sich dem französischen Regiment nicht fügen wollten, er ist dann dem heiligen Vater Pius VII. in die Verbannung gefolgt, er hat geduldet, daß man alle seine Güter unter Sequester stellte und ihn seines Eigenthumes beraubte, weil er nicht abtrünnig werden

wollte von dem heiligen Vater. Und jetzt, seit er zurückgekehrt ist vor zwei Jahren, hat er Alles, was er besaß und was ihm übrig geblieben war von den Reichthümern seines Hauses, für den heiligen Vater hingegeben. Die ganze Reise von Paris bis hierher, hat fast allein der Fürst Orsini bestritten."

„Ja freilich," sagte Ludovica mit einem spöttischen Lächeln, „er dachte damals schon an die Hand der reichen Comtesse Ludovica Frangipani und er meinte wohl, es würde ihm leicht werden, mit ihrem unseligen Vermögen seine Schulden zu decken, nachdem er sich mit den letzten Trümmern seines Reichthums einen glänzenden Namen gemacht und sich zum Märtyrer der Treue und Ergebenheit gegen den heiligen Vater emporgeschwungen habe. Oh, glauben Sie mir, Tante Katharina, ich kenne diesen jungen, eleganten Cavalier sehr genau und ich habe sehr gut seine Pläne durchschaut."

„Und ich, Ludovica, ich bin überzeugt, daß Du ihm Unrecht thust," betheuerte Gräfin Katharina. „Ich wiederhole Dir, Fürst Orsini liebt Dich wahrhaft und von ganzem Herzen. Ich habe es übernommen, Dir dies noch einmal zu sagen und noch einmal für ihn zu flehen. Er kam zu mir mit Thränen in den Augen und mit zitternder Stimme sagte er mir, daß Du ganz erbarmungslos ihn ab-

gewiesen hättest; er flehte zu mir, noch einen letzten Versuch zu machen." — —

„Weil seine Gläubiger drängen," fiel Ludovica hastig ein; aber die Gräfin schien die Unterbrechung gar nicht gehört zu haben und fuhr fort: „Ich habe es ihm gelobt! Er war schon im Begriff abzureisen, ich aber sagte ihm: „warten Sie noch eine halbe Stunde, ich will mit meiner lieben Ludovica sprechen, ich will ihr sagen, daß ich wirklich an Ihre Liebe und Treue glaube, und vielleicht vertraut sie meinen Worten mehr als den Ihren."

„Nein, Tante Katharina," rief Ludovica heftig, „ich vertraue Dir in Allem sonst im Leben, nur in dieser Einen Sache, nur was mein Herz und meine Liebe anbetrifft, da vertraue ich nur mir selber, da vertraue ich nur dem Instinkte meines eigenen Herzens!"

„Du bleibst also dabei, Du willst ihn nicht erhören? Siehe, die Frist, welche ich ihm gegeben, ist gleich um und wenn sie verflossen, ohne daß ich ihn rufe, so geht Fürst Orsini von dannen und Du hast das Bewußtsein, daß Du ein edles, treues Herz gebrochen!"

„Gebrochen! Mein Gott, Tante Katharina, die Herzen der Männer brechen nicht so schnell, sie beugen sich wohl und empfinden einen Augenblick

Schmerz, aber sie richten sich leicht wieder auf. Nur Weiberherzen brechen, die Männerherzen sind aus anderem Stoff gemacht, wie die unsern," rief Ludovica und ihr glühender Blick flog hinüber zu dem jungen Grafen Mastai, der indessen gar nicht zu hören schien, was sie sagte und ruhig weiter las in der Zeitung.

In diesem Momente hörte man von draußen von dem innern Schloßhof her ein lautes donnerndes Geräusch, das allgemach dann in der Ferne sich verlor.

„Armer Orsini," seufzte Gräfin Katharina. „Er ist abgereist! Oh, Ludovica, mögest Du nie bereuen, was Du eben gethan. Bedenke es noch einmal, Ludovica, nimm Dein Wort zurück, da es noch Zeit ist. Sieh, dort drüben wird er vorüberkommen, dort auf der andern Seite des Parkes; noch ist es Zeit. Sage, daß Du ihn erhören willst und Giovanni eilt hin und ruft ihn!"

„Ich danke dem Grafen Giovanni für seine Güte und Bereitwilligkeit," rief Ludovica mit einem spöttischen Lächeln, indem sie sich von dem Divan erhob. „Wirklich, Tante Katharina, ich möchte den Grafen Giovanni nicht so sehr bemühen."

„Du darfst Dich darüber nicht beunruhigen, Cousine Ludovica," sagte der junge Graf, sich

langsam von seinem Sessel erhebend, „ich würde diese Mission auch nicht angenommen haben, selbst, wenn Du den flehenden Worten meiner Frau Mutter nachgegeben hättest.“

„Wie,“ rief Ludovica freudig, „Du würdest es nicht angenommen, Du würdest den Fürsten Orsini nicht zurückgerufen haben?“

„Nein,“ sagte er ruhig, „ich würde es nicht gethan haben.“

„Und warum nicht, mein Sohn Giovanni?“ fragte Gräfin Katharina.

„Deshalb nicht, Frau Mutter,“ erwiderte er, „weil ich glaube, daß Cousine Ludovica Recht hat. Fürst Orsini ist wirklich nur, wie alle andern Männer sind, er macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel und hat auch nur berechnet, daß Gräfin Ludovica Frangipani eine Millionärin ist und daß er sehr der Millionen bedarf.“

Ludovica hörte ihm zu mit aufstrahlendem Angesicht und sprang zu ihm hin und reichte ihm mit einem glücklichen Lächeln ihre Hand dar.

„Dank, mein lieber Cousin, tausend Dank!“ rief sie „Du wenigstens bist mit mir zufrieden, Du tadelst mich nicht!“

„Ich habe auch kein Recht dazu,“ sagte er, indem er langsam nur einen Moment in die dar=

gereichte Hand der Cousine die seine legte und sie dann ruhig und gleichgültig wieder zurückzog. „Ich habe weder ein Recht, Dich zu tadeln, noch Dich zu loben, ich sprach nur von dem Fürsten Orsini und daß ich glaube, Du habest ihn ganz richtig beurtheilt. Es ist wahr, er hat sein Vermögen zu einem edlen Zweck verschwendet, doch es würde mich bedünken, es ziemte ihm besser, nun in edler Armuth zu verharren, als sich durch die Millionen einer jungen Erbin bereichern zu wollen."

„Du bist sehr hart und wie ich glaube, sehr ungerecht," sagte Gräfin Katharina zürnend. „Ich frage Dich nur, Ludovica, was soll daraus werden, wenn Du alle Freier von Dir abwehrst?"

„Was daraus werden soll?" wiederholte Ludovica lachend. „Ein frohes, freies und glückliches Leben! Die ganze Welt ist mein! Ich trage keine Sklavenketten, ich will durch das Leben dahinjagen und den sonnigen, himmlischen Tag genießen, bis einst die Sonne niedersinkt und Alles in Nacht und Vergessenheit einhüllt, die Liebe und das Glück, die Jugend und die Schönheit! Bis dahin, Tante Katharina, laß mich frei und glücklich des Lebens und der Stunde genießen! Und dies ist gerade eine Stunde, die ich genießen möchte," fuhr sie mit strahlendem Lächeln fort. „Cousin Giovanni, ich for=

dere Dich auf, mit mir einen Spazierritt zu machen. Du hast Dich so liebenswürdig trotz Deiner Gleichgültigkeit und so sympathisch trotz Deiner Kälte bewiesen, daß ich Dir eine Gnade bewilligen muß, obwohl Du diese gar nicht verlangst. Ja, wir wollen hinausreiten nach dem Hain. Ich erzeige Dir die Ehre, Dich als meinen Cavalier auf meinem Spazierritt anzunehmen."

Graf Giovanni verneigte sich stumm ohne ein Wort der Erwiderung.

„Aber theuerste Ludovica," rief Gräfin Katharina lebhaft, „was das nun wieder für eine Laune ist? Du willst mit meinem Sohne Giovanni allein einen Spazierritt machen?"

„Allein? Wie so? Unsere Diener werden uns begleiten."

„Aber man wird darüber reden. Du weißt, die lieben Leute in Sinigaglia sind immer bemüht, uns zu beobachten und ihre Glossen zu machen."

„Tante Katharina," erwiderte Ludovica lachend, „warum sagst Du mir das heute erst? Bin ich denn nicht schon oft mit Deinen beiden anderen Söhnen hinausgeritten nach dem Hain? Sind wir nicht sogar um die Wette die Allee hinuntergerast, und Du hast mir niemals Vorwürfe gemacht! Weshalb thust Du es denn heute? Ist denn Dein

jüngster Sohn ein schlimmerer Cavalier und gefährlicher wie Deine andern Söhne? Mich dünkt, er ist die Sanftmuth, die Gleichgültigkeit und die Ruhe selber, und Du kannst mich so unbesorgt unter seinen Schutz stellen, als wäre er mein Mentor und mein Oberhofmarschall."

„Es ist wahr, Frau Mutter," erwiderte der junge Graf ruhig, „Sie können Contessa Ludovica ganz unbesorgt unter meinen Schutz stellen und ich werde sie mit der Ehrfurcht und dem Respect behandeln, als wäre ich wirklich ihr Oberhofmarschall."

„Nun denn," sagte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer, „nun denn, so reitet hinaus! Wir werden Euch folgen, wir können wieder einmal draußen im Hain von Sinigaglia einen frohen Tag verleben, wie damals vor vier Jahren, als Du zu den ersten Ferien aus Deinem Colleg zurückkehrtest."

„Wohl! So gehe ich denn, mein Reitkleid anzulegen, bestelle Du die Pferde, Cousin Giovanni," rief Ludovica, und der Gräfin eine Kußhand zuwerfend, eilte sie aus dem Salon hinaus.

Gräfin Katharina schritt langsam zu ihrem Sohne hin, der mit leuchtenden Augen Ludovica nachschaute und immer noch hinblickte nach der Thüre, durch welche die schöne Erscheinung verschwunden war.

„Mein Sohn," sagte sie leise, indem sie ihm sanft die Hand auf die Schultern legte, „mein Sohn, Du liebst sie?"

Er schrak in sich zusammen und eine tiefe Blässe zog über seine Wangen hin.

„Wer sagt das, Frau Mutter?" fragte er leise. „Ich meine doch, ich habe mein Geheimniß tief genug bewahrt in meinem unglückseligen Herzen."

Die Gräfin schüttelte langsam das Haupt.

„Man kann wohl ein Geheimniß verbergen vor Jedermann, nur nicht vor den Augen einer Mutter!" sagte sie. „Du liebst Ludovica?"

Er nickte leise und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Gräfin Katharina schlang ihre Arme um seinen Nacken und preßte ihn fest an sich.

„Mein theurer, mein geliebter Sohn," flüsterte sie, „sei nicht hoffnungslos, ergieb Dich nicht der Verzweiflung! Es kann ja noch Alles gut und glücklich werden! Es ist nun schon so lange her, daß Dich das Unheil nicht heimgesucht hat, vielleicht ist es für immer verschwunden, vielleicht hat Gott Mitleid gehabt mit den Gebeten Deiner Mutter, vielleicht ist das Schreckniß für immer von Dir gewichen! Du weißt ja, der Arzt hat uns beruhigt und getröstet, er findet Dich, seit Du die Seebäder von Ancona gebrauchtest, so gestärkt und so

gekräftigt, daß er selber jetzt an die Möglichkeit einer völligen Genesung glaubt. Oh, mein Sohn, hoffe auf die Zukunft und hoffe auf das Glück! Wir Alle freuen uns Deines Aussehens, Du bist gekräftigt und gestärkt zu uns zurückgekehrt, sei nun auch in Dir kräftig und stark und verschließe Dein Herz nicht der Hoffnung und dem Glück!"

„Nein, wenn Du es sagst, theure Mutter, dann will ich es nicht mehr thun," rief er freudig. „Wenn Du mir Hoffnung giebst, dann weiß ich, daß ich hoffen darf! Aber nun, meine theure Mutter, addio! Ich darf Ludovica nicht warten lassen!"

Er küßte zärtlich ihre Hand und eilte dann hinaus, um die Diener zu rufen und die Pferde vorführen zu lassen. —

Eine Viertelstunde später ritt die Gräfin Ludovica an der Seite ihres jungen Cavaliers, des Grafen Giovanni Mastai, gefolgt von den Dienern, durch die Straßen von Sinigaglia. Den Weg nach dem Hain ritten sie dahin, zwischen schattigen Olivenbäumen, die zu beiden Seiten die Landstraße einfaßten, jagten sie hinunter, Ludovica mit freudestrahlendem Angesicht, Graf Giovanni in ernster, ruhiger Haltung.

Beide waren sie stumm, Beide schienen sie ganz nur die frische Frühlingsluft zu genießen, nur Sinn

und Auge zu haben für den blauen Himmel, für die rauschenden Bäume und für die prächtigen Pferde, auf welchen sie dahinjagten.

Doch zuweilen wandte der leuchtende Blick der jungen Contessa sich hin zu dem Reiter, der an ihrer Rechten ritt, und mit diesem Blick schien sie ihn zu fragen, weshalb er immer noch so stumm bleibe, weshalb er kein einziges Wort für sie habe?

Aber Giovanni vermied es, diesem Blick zu begegnen, und wenn sie dann irgend eine Frage an ihn richtete, mit irgend einer Bemerkung sein Schweigen brach, dann antwortete er ruhig und einsilbig und jagte wieder schweigend an ihrer Seite weiter.

Jetzt hatten sie den Hain erreicht, und bei den Eichen, unter welchen sie damals gelagert nach der Heimkehr Giovanni's, da hielten sie ihre Pferde an und die Diener sprengten herbei, um den Herrschaften beim Absteigen behülflich zu sein. Dann führten sie die Pferde weiter hinein in das Dickicht und nur in der Ferne hörte man zuweilen jetzt noch das Wiehern der Rosse, sah man durch das grüne Gebüsch die Gestalten der beiden Diener. Sonst war Alles still um sie her und Niemand konnte sie hier beobachten, Niemand hören, was sie zu einander sprachen.

„Giovanni," sagte Ludovica hastig und mit glühenden Wangen, „Giovanni, wir sind allein, Niemand hört uns hier und Niemand sieht uns außer Gott, vor dem ich kein Geheimniß habe und der in mein Herz schaut jeden Tag, wenn ich zu ihm bete. Giovanni, hier kann ich eine Frage an Dich richten, die längst in meiner Seele brennt und von deren Flammen meine ganze Zukunft vernichtet wird, wenn Du mir nicht eine wahre und ehrliche Antwort giebst. Giovanni, willst Du das thun?"

„Ja," sagte er ernst und feierlich, „ja, Ludovica, frage mich und ich schwöre Dir, daß ich eine wahre und ehrliche Antwort geben will."

„Nun denn," sagte sie, „ich frage Dich also, Giovanni, warum hassest Du mich?"

„Ich, Ludovica, ich Sie hassen?"

„Siehst Du wohl," rief sie lebhaft, „Du hassest mich so sehr, daß Du selbst, weil wir allein sind und weil die Andern es nicht hören, mich „Sie" nennst. Ich bin Dir eine Fremde und gehöre gar nicht mehr zu Euch und Eurer Familie, Du stöß'st mich aus; denn Du nennst mich mit dem kalten, fremden „Sie". Ich frage Dich aber noch einmal, sage mir, Giovanni, warum hassest Du mich?"

„Ich, Ludovica," fragte er, sie mit seinen großen, ernsten Augen anschauend, „ich Dich hassen?"

„Ja Du! Antworte mir jetzt, Du hast es mir geschworen, mir die Wahrheit zu sagen, und ich frage Dich zum dritten Male, warum hassest Du mich?"

„Mein Gott, mein Gott!" rief Giovanni leidenschaftlich, indem er beide Arme zum Himmel emporhob, „ich habe ihr geschworen, die Wahrheit zu sagen! So mögen nun alle Bande von mir fallen und mein Herz mag die Wahrheit sprechen. Ludovica," fuhr er fort, indem er vor ihr auf die Kniee niederstürzte, „Ludovica, ich hasse Dich nicht, ich liebe Dich! Ja, Du hast es gewollt, Du hast es mir zur Pflicht gemacht, Dir die Wahrheit zu sagen, und da ist sie nun. Ich liebe Dich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, Du bist die Sonne meines Tages, Du bist der Traum meiner Nächte, Du bist, möge Gott es mir verzeihen, das Gebet meines Herzens, und oft, wenn ich meine Blicke zu ihm erhebe und meine Gedanken sich zu ihm emporschwingen, schaue ich auf einmal vor mir Dein glänzendes Bild; in das Gebet meines Herzens mischen sich die Seufzer meiner Liebe und, ohne daß ich es will, ohne daß ich es selber weiß, schreie ich Deinen Namen hinaus in die Luft, wenn ich

allein bin und nenne Dich, wenn ich von den Engeln des Himmels träume!“

„Du liebst mich?“ rief sie fröhlich aufjauchzend, „Giovanni, Du liebst mich? Oh sage mir, warum hast Du mir das nicht längst schon bekannt?“

„Warum nicht?“ wiederholte er in sich erschauernd. „Weil ich Deiner nicht würdig bin! Ludovica, Du, die Reiche, die Angebetete, die Vielumworbene und ich der arme, jüngste Sohn des Grafen Mastai, der Nichts hat, Nichts sein eigen nennt, der Dir keinen Namen, keinen Rang, keinen Ruhm geben kann. Nein, Ludovica, nein, ich bin Deiner nicht werth! Fürsten werben um Dich, die ersten, angesehensten Männer Italiens würden selig sein, wenn Du Dich herabließest, ihnen Deine Hand zu reichen, und ich sollte wagen, mich in ihre Reihen zu stellen? Man würde von mir sagen: seht doch, der junge Graf Mastai wirbt um die schönste, die edelste und die reichste Blume von Italien. Oh, wärest Du arm, Ludovica, wärest Du nicht die stolze Marchesa Frangipani, dann könnte ich es wagen, dann könnte ich die Augen zu Dir erheben, Dir meine Hand reichen und um Deine Liebe werben! Aber ich will nicht, daß mein

Name beschmutzt wird mit dem Argwohn, daß ich um die reiche Erbin werbe!"

„Ich bin keine reiche Erbin," sagte sie, mit einem seligen, strahlenden Lächeln ihm zunickend, „ich bin arm und elend ohne Dich, Giovanni. Stehe auf, erhebe Dich von Deinen Knieen, denn es ziemt Dir nicht, vor mir im Staube zu liegen. Ich schaue zu Dir empor anbetend und selig über Dich, und ich wiederhole es Dir, ohne Dich ist mir das Leben arm und elend!"

„Du bist gut, Du bist großmüthig," sagte er, das Antlitz von ihr abwendend, als wage er es nicht, in ihre leuchtenden Augen zu schauen und in denselben die Geheimnisse ihres Herzens zu lesen, denn sie blendeten seine Seele, sie verwirrten seine Sinne. „Oh, Ludovica, laß mich gehen, Du hast es gewollt, Du kennst das Geheimniß meiner Seele und ich will mit ihm fliehen, so weit ich kann, denn nimmer, nein, nimmer kannst Du die Meine werden!"

Er wollte sich von ihr abwenden, sie aber faßte mit ihren beiden kleinen Händen seinen Arm und hielt ihn fest.

„Giovanni," sagte sie ruhig, „Giovanni, ich habe noch eine Frage an Dich zu richten, Gott hört sie und Gott wird Deine Antwort hören,

Giovanni. Ich frage Dich, den Grafen von Mastai, willst Du mein Gemahl werden, willst Du mir Deine Hand reichen und mich durch das Leben führen? Willst Du mich an Deiner Seite Glück und Freude mit Dir theilen lassen und Kummer und Noth, wenn es sein muß? Oh, Giovanni, antworte mir noch nicht, Du bist groß und edel und ehrgeizig, Du willst nicht eine reiche Frau nehmen, nun wohl, so sage ich Dir dies Eine: wenn Du meine Hand ausschlägst, so gehe ich in ein Kloster und mein ganzes Vermögen gebe ich den Armen; doch ich sage Dir ferner, daß ich unglücklich und elend sein werde ohne Dich, mit meiner Jugend und mit meiner Liebe in dem engen düstern Kloster, und ich werde mich vergrämen und vernichten, wenn ich eine Nonne werden soll. Verdamme mich nun, wenn Du es kannst, verdamme mich, eine Nonne zu werden, oder beselige mich, indem Du mich annimmst zu Deiner Braut!"

„Ludovica!" rief er mit einem lauten Schrei. Die Felsen da drüben, welche einst seinen Schmerzensschrei vernommen, da er von der Höhe herniederstürzte, als er für sie die Blumen gepflückt, die Felsen hörten jetzt auch seinen Jubelschrei. „Ludovica, ich liebe Dich und da Du es willst, wohlan, so nehme ich mein Glück aus Deinen Händen an!

Auf meine Kniee niedersinkend, reiche ich Dir meine Hand dar. Willst Du sie annehmen, willst Du mein Weib werden?"

Sie beugte sich nieder zu ihm, schlang ihre Arme zärtlich um seinen Nacken und drückte seinen Kopf an ihren Busen.

„Endlich," sagte sie mit einem seligen Lächeln, „endlich habe ich diesen trotzigen, zärtlich geliebten Bösewicht gezwungen, mir sein Herz zu öffnen. Ja, Giovanni, ich will Dein Weib werden, ich will Dich annehmen zu dem Herrn meines Daseins, ich will von Dir lernen, gut, edel und großmüthig, demüthig und gehorsam zu sein! In dieser Stunde schon schwöre ich mich zu Deinem Weibe; höre uns, Du großer, Du gütiger Gott, zu dem ich oft mit stillen Thränen gefleht, daß er Dein Herz wenden, oder die Liebe aus meinem Herzen reißen möge, höre uns Beide! Hier stehen wir vor Deinem Angesicht und der strahlende blaue Himmel ist Zeuge unseres Glückes und unserer Wonne. Höre nun den Schwur meiner Liebe. Siehe, lieber Gott, siehe meinen Giovanni, ich zeige ihn Dir als das Kleinod meines Daseins und ich schwöre Dir, mein Gott, ich will ihm treu sein in Leid und in Freud, ich will ihn lieben und ihn glücklich machen!"

„Und ich," rief Giovanni, seine beiden Arme

emporhebend zum Himmel, „und ich schwöre Dir, mein Gott, ich will Alles thun, um Ludovica glücklich zu machen! Ich bin bereit, für sie mein Herz, mein Leben hinzugeben, wenn es sein muß, mich selbst zu opfern für sie und Kummer und Leid zu tragen für sie."

„Oh, was sind das für traurige, unglückselige Worte," sagte sie lächelnd, „Kummer und Leid für sie. Das mußt Du nicht sagen, wir Beide wollen vereint Kummer und Leid tragen, wenn es sein muß; dann werden wir zugleich in Freudigkeit und Glück mit einander leben und die Liebe wird bei uns bleiben. Komm, Giovanni, hier wollen wir uns niederlassen, hier unter demselben Eichbaum, wo ich Dich damals zuerst gesehen, da ich, ein Kind und ein junges Mädchen zugleich, Dir entgegen schaute, und da es mir war, als ob plötzlich eine unaussprechliche Helle in mir aufstrahlte, als ob ein Stern vom Himmel in mein Herz herniedergesunken wäre und ich mit seligem Entzücken diesen Stern anschauen mußte. Und der Stern, das waren Deine Augen und niemals sind sie seit jenem Tage, da Du zurückkehrtest, in mir erloschen! Sie haben glänzend und hell durch alle meine Tage und Nächte gestrahlt wie die Sonne

meines Daseins und so wird's nun ewig bleiben, ewig, Giovanni!"

„Ewig!" rief er laut und die Felsen drüben tönten es wieder mit ihrem Echo: „ewig!"

Sie schwiegen Beide, sie schauten einander an und schauten dann empor zum Himmel, und umher auf die Bäume und auf den glitzernden Fluß, der murmelnd wie damals seine schäumenden Wellen über das Felsengeröll niederrieselte. Es war ein seliges Schweigen und sie sprachen zu einander in diesem Schweigen, sprachen mit ihrem Lächeln, mit ihren Blicken und mit dem leisen Druck der Hände, die in einander ruhten. Sie verstanden sich ohne Worte.

„Wie schön die Welt ist!" sagte Giovanni nach einer langen Pause, „wirklich, wenn ich jetzt umherschaue, dünkt es mich, als wäre Alles verändert, als wäre Alles herrlicher und schöner und es scheint mir, als wäre der Himmel niemals so blau und die Luft niemals so balsamisch wonnig gewesen, wie jetzt. Die ganze Welt hat sich verändert, seit ich weiß, daß mich Ludovica liebt und die Sonne, welche jetzt über mir und in mir strahlt, kann niemals untergehen, niemals!"

Er schwieg und blickte fast erschrocken empor zum Himmel, der auf einmal sich trübte, und an

welchem die Sonne sich verdunkelte. Ein tiefer Schatten zog plötzlich über die grünen Bäume und über den glitzernden Fluß dahin.

„Sieh, o sieh, Ludovica,“ sagte er in sich erschauernd, „es ist, als ob die Geister des Unheils mich warnen wollten. Ich spreche von der Sonne, die nie untergehen kann und sieh nur, dort zieht ein Gewitter empor und schwarze Wolken haben die Sonne schon verhüllt; sie wollen mir sagen, daß das Glück vergänglich ist.“

Und als wollte der Himmel wirklich seine bösen Ahnungen bestätigen, unterbrach die Stille jetzt die grollende Stimme eines fernen Donners; aber mit diesem Donner vereinigte sich ein anderes Geräusch, das Rollen eines Wagens, welcher auf der Landstraße herankam.

„Ludovica! Giovanni!“ tönte es von fern.

„Der schöne Traum ist zu Ende,“ sagte Giovanni hoch aufathmend, „die Welt hat uns wieder und die Sonne hat sich verfinstert. Komm, Ludovica.“

„Ja komm, laß uns zu Deiner Mutter gehen,“ sagte sie, „und Du thörichter, geliebter Giovanni, laß Dich nicht beirren von dem grollenden Donner und von den schwarzen Wolken droben am Himmel! Was gehen sie uns an? Wir tragen den Himmel

in unseren Herzen und die Liebe wird geben, daß an diesem Himmel keine Wolken aufsteigen. Nun komm, wir wollen Deiner Mutter unser Glück künden."

„Nein," sagte er, „nicht jetzt, nicht hier vor dem Vater und vor den Geschwistern! Diese Stunde des Glückes gehört noch uns, Ludovica, laß sie uns als seliges Geheimniß bewahren."

„Ludovica! Giovanni!" riefen sich nähernde Stimmen.

„Hier sind wir, hier sind wir!"

Und Ludovica flog der Gräfin Katharina entgegen, schlang beide Arme um ihren Nacken und küßte sie und Giovanni begrüßte lachend und mit freudestrahlendem Angesicht die Brüder und die Schwester und Alles war Zärtlichkeit, Freude und Wonne an diesem seligen Morgen. Niemals hatten die jungen Grafen ihren Bruder so freudvoll und so gesprächig gesehen und niemals war Ludovica so still und sinnend gewesen wie jetzt, da sie wie damals unter den Eichen lagerten und ihre Pranza zu sich nahmen.

Dann in übermüthiger Jugendlust begannen sie sich zu haschen und sich zu verstecken hinter den Bäumen, und der Wald hallte wieder von frohem Gelächter und von muntern Scherzen.

An dem Stamm der Rieseneiche lehnte Gräfin Katharina und schaute lächelnd und sinnend zugleich auf die schönen Gestalten, welche da durch das Dickicht erschienen und wieder verschwanden.

Ihr Lieblingssohn Giovanni erblickte sie und trat zu ihr heran.

„Mutter," sagte er, mit strahlenden Augen sie anschauend, „Mutter, Du siehst jetzt den glücklichsten, den seligsten Menschen vor Dir. Denn Ludovica weiß, daß ich sie liebe!"

Die Gräfin bebte leise in sich zusammen.

„Hast Du es ihr gesagt, mein Sohn?"

„Ja, meine Mutter. Gott ist mein Zeuge, ich habe es nicht beabsichtigt. Ich wollte mich zusammenfassen und ausharren in Geduld, so lange es mir noch geboten war, ich wollte die Prüfung zu Ende gehen lassen, ohne zu ihr zu sprechen; doch die Liebe war stärker, als meine Pflicht."

„Und sie," fragte Gräfin Katharina seufzend, „und Ludovica erwidert Deine Gefühle? Sie liebt Dich?"

„Ja, Tante Katharina," rief eine jauchzende Stimme und mit lachendem Angesicht trat Ludovica jetzt von der anderen Seite der Eiche hervor, „ja, Tante Katharina, ich liebe ihn und ich bekenne es freudig vor Dir und vor Aller Welt, Ludovica

liebt den Grafen Giovanni Mastai und sie wird das glückseligste, das stolzeste Weib in ganz Italien sein, wenn sie seine Gemahlin werden darf. Oh sei nicht grausam und sei nicht böse, Tante Katharina, sondern habe Erbarmen mit Deiner armen Ludovica, die durchaus nicht leben kann ohne ihn. Stellt ihm keine Frist und sagt, er muß erst Etwas geworden sein, ehe er um mich werben kann. Gerade so, wie er ist, so liebe ich ihn und ich will nicht, daß er irgend etwas Anderes auf der Welt werden soll, als mein Gemahl, der Herr meines Lebens und alles dessen, was ich besitze oder vielmehr, alles dessen, was er besitzt. Denn ich sage Dir, Tante Katharina, ich will nicht mehr die reiche Erbin sein, ich danke Gott, daß ich Jemand habe, der mir den Plunder dieses Reichthums abnimmt, um mir dafür den höhern, edlern Reichthum der Liebe zu geben. Morgen schon soll mein Rechtsanwalt hierher kommen und Alles, was ich habe, will ich gerichtlich meinem Giovanni verschreiben, dann kann er sich plagen mit all der Herrlichkeit, dann kann er für mich denken und für mich sorgen und die Last auf seine Schultern nehmen. Mir scheint, sie sind wahrlich besser dazu geeignet, als die eines armen, schwachen Mädchens."

„Das kann nicht sein, Ludovica, das darf nicht

sein," sagte Giovanni, ihre beiden Hände fassend und ihr tief in die Augen schauend, „Du kannst mich nicht so demüthigen wollen, daß ich Nichts bin, Nichts Dir zu bieten habe, als den Namen meines Vaters; nein, Ludovica, ich will auch Etwas werden, auch etwas bedeuten in der Welt und da ich weiß, daß Du mich liebst, habe ich auch die Kraft und den Muth, zu werben um eine Zukunft."

„Was willst Du thun?" fragte Ludovica ängstlich.

Er küßte ihre Hände und schaute mit einem glücklichen Lächeln zu ihr auf. „Davon, Ludovica, spreche ich Dir morgen, wenn ich erst mit meinem Vater und mit meiner lieben Mutter die Pläne meiner Zukunft überlegt habe." —

Am anderen Morgen trat Graf Giovanni, begleitet von seiner Mutter in das Gemach zu Ludovica ein. Sie kam ihm mit einem freudigen Gruß entgegen und dann zog es wie ein ängstliches Erschrecken über ihre Züge hin.

„Wie," sagte sie, „Du bist in Reisekleidern, Giovanni, Du willst mich verlassen?"

„Ja," sagte er, „meine theure Ludovica, ich will Dich verlassen, um ein wenig zu bauen an dem Glück unserer Zukunft."

„Nein!“ rief sie, „das kann, das darf nicht sein!“

„Es muß sein, Ludovica,“ sagte die Gräfin Katharina, zärtlich ihren Arm um das junge Mädchen schlingend und sie fest an sich ziehend, „ja, es muß sein, mein theures Kind! Wir haben es überlegt und bedacht und wir Beide, sein Vater und ich, müssen Dem beistimmen, was Giovanni uns gesagt hat. Wir ehren die Gründe, um deretwillen er Dich verläßt.“

„Glaube mir doch, Ludovica, daß, wenn ich von Dir gehe, mein Glück und meine Seligkeit bei Dir zurückbleibt,“ sagte Giovanni innig. „Doch glaube mir auch, Ludovica, daß ich nicht anders thun kann und darf! Du selbst, wenn ich hier bliebe, wenn ich von der Zukunft nichts mehr begehrte, als das Glück, Dein Gemahl zu sein, Du selbst würdest eines Tages den trägen, ehrlosen Mann verachten, Du würdest zu ihm sagen: „Du hast nicht Deine Pflicht gethan im Leben, Du bist dem Staate, Deinem Volk und Deinem Lande schuldig, daß Du ihnen Deine Kräfte weihest, für sie arbeitest und für sie Dich mühest. Es ist nicht genug, daß ein Mann nur glücklich ist, er muß auch seine Pflicht thun.“ Also will ich hingehen und meine Pflicht erfüllen gegen den Staat und gegen unsern allergnädigsten Herrn, den heiligen Vater. Ihm will ich dienen, in seine Nobelgarde will ich eintreten

und wenn ich in der Uniform der Dragoner zurückkehre und wenn ich dann um Deine Hand werbe, Ludovica, wirst Du sie mir dann gewähren?"

„Ja, ich werde sie Dir gewähren, ich werde dann das glückseligste Weib sein und ich will Dir noch etwas sagen: „Du hast Recht, ich begreife Dein Gefühl und ich ehre Deinen Stolz. Ja, Du hast Recht, es ziemt dem Manne nicht, nur in Unthätigkeit seine Tage dahin zu leben, Du hast Pflichten gegen Dein Vaterland und gegen Deinen Fürsten, gehe hin und erfülle sie! Mit stolzer Freude erwarte ich meinen Soldaten zurück, denn ich weiß, er wird nur sein Schwert ziehen für sein Vaterland, für seinen Fürsten."

„Und für seine Dame!" rief Giovanni, indem er das Knie beugte und ehrfurchtsvoll das Gewand Ludovica's an seine Lippen drückte.

„Nun, seid Ihr einig?" fragte eine Stimme hinter ihnen.

Es war der alte Graf Mastai, der zu ihnen eintrat und mit freundlichem Kopfnicken Ludovica begrüßte.

„Hat Ludovica in die Trennung gewilligt?"

„Ja, mein theurer Vater," erwiderte sie, zu ihm heranschreitend und ehrfurchtsvoll seine dargereichte Hand an ihre Lippen drückend.

„Ja, Ludovica ist nicht mehr das störrige,

eigenwillige Kind, sie hat Vernunft angenommen, weil sie die Liebe angenommen hat. Ich füge mich in die Trennung von Giovanni, denn ich weiß, daß sie nothwendig ist und ich werde sehr stolz darauf sein, wenn ich meinen Verlobten heimkehren sehe als den Dragoner Seiner Heiligkeit, unseres vielgeliebten, heiligen Vaters."

„Ich wußte es wohl, Ludovica ist verständig und klug," sagte der alte Graf freundlich. „Sie begreift und versteht Alles und sie kann es meinem lieben Giovanni nicht verdenken, daß er zu ehrgeizig und zu stolz ist, um hier im Lande müßig zu leben von dem Glanz und dem Reichthum seiner Gemahlin."

„Nicht seiner Gemahlin!" rief Ludovica hastig. „Alles, was ich bin und habe, gehört ihm und soll ihm gehören, und — —"

„Davon später," unterbrach sie der alte Graf. „Zuerst muß er sich selber eine Zukunft begründen und dann mögt Ihr thun, was Euch beliebt. Ich bin nicht reich, ich habe meinen Söhnen wenig mehr zu bieten, als das Erbtheil meines Namens."

„Das schönste und herrlichste Erbtheil, mein Vater," sagte Giovanni ernst, „denn der Name meines Vaters glänzt als einer der edelsten in der Geschichte unseres Landes und nimmer ist ein Schatten auf das Wappen unseres Hauses gefallen."

„Die Söhne unseres Hauses haben von jeher unserem Souverän, dem Papste gedient," sagte der alte Graf mit stolzem Neigen seines Hauptes. „Ich billige es daher vollkommen, daß mein Sohn Giovanni, wie es seine Väter und seine Ahnen seit Jahrhunderten gethan, in seine Dienste treten will. Giovanni hatte mir schon vor einigen Tagen den Entschluß gemeldet, nach Rom zu gehen, um in die Nobelgarde sich einreihen zu lassen und ich habe deshalb alle Vorkehrungen getroffen; ich habe schon vor zwei Tagen einen Courier nach Rom gesandt mit Briefen an den heiligen Vater und an den Kardinal Consalvi, seinen Vertrauten. Du wirst also nicht nöthig haben, Giovanni, erst um eine Audienz nachzusuchen und Tage lang zu warten auf die Gewährung. Der Name Deines Vaters ist wohlbekannt in den Hallen des Vatican und sobald mein Sohn Giovanni in Rom anlangt, hat er weiter nichts zu thun, als hinzugehen nach dem Vatican und dem Kämmerer zu sagen, daß er da ist. Der heilige Vater Pius VII. wird meinen Sohn empfangen und er wird ihn, deß bin ich gewiß, noch an demselben Tage einreihen in seine Garde. So gehe denn nun, mein Sohn, und Gottes und Deiner Eltern Segen sei mit Dir!"

Zweifel.

XIV.

Papst Pius VII.

Die Glocken läuteten von allen Thürmen Rom's, die Kanonen von der Engelsburg kündeten mit ihrem lauten Donner der Siebenhügelstadt an, daß der Papst Pius jetzt den Gläubigen seinen Segen ertheilen werde. Lauter aber noch, als das Donnern der Kanonen, war das Jubeln und Schreien der vielen Tausende, welche den ungeheuren Platz von St. Peter in unermeßlichen Schaaren einnahmen und Kopf an Kopf gedrängt, hinaufstarrten nach dem Balkon, der über der Säulenhalle von St. Peter sich erhebt.

Jetzt öffnen sich die hohen Thüren da drüben, es erscheinen die Kardinäle, die Bischöfe und die Schaar der Hausbeamten des Papstes und stellen sich in zwei Reihen zu beiden Seiten der großen Flügelthüren auf.

Nun schweigen die Glocken, der Kanonendonner verstummt und eine wunderbar feierliche Stille breitet sich aus über die ungeheuren Menschenmengen. Inmitten dieser Stille erscheint dort oben in den geöffneten Flügelthüren eine hohe, weißgekleidete Männergestalt. Die Sonne funkelt auf dem goldenen Kreuz, welches er auf seiner Brust trägt und auf dem weißen goldgestickten Käppchen, das seinen Scheitel bedeckt.

Die Kardinäle, die Bischöfe und die Hausbeamten fallen nieder auf ihre Kniee und gleich ihnen sinken auch die Tausende da unten auf die Kniee hin, denn das ist der Papst, der Stellvertreter Christi, der heilige Vater der Christenheit!

Immer noch herrscht tiefe Stille, nur unterbrochen von der Gebete murmelnden Menge und von dem Plätschern der Riesenkaskaden zu beiden Seiten des Platzes. Jetzt ist der Papst herangeschritten an die Marmorballustrade des Balkons, er hebt die Hände empor und breitet sie segnend aus über die Menge; dann macht er nach allen Seiten hin dreimal das Zeichen des Kreuzes.

Wieder beginnen die Glocken zu läuten und die Kanonen zu donnern und in das Donnern mischt sich das Jubelgeschrei der ungeheuren Massen.

Zu dreien Malen segnet der Papst das Volk,

dann treten die Kardinäle und die Bischöfe heran an die Brüstung des Balkons und werfen geweihte Heiligenbilder, Kreuze und Rosenkränze hinunter in die Menschenmenge und Alles jubelt und schreit und kämpft um die heiligen Geschenke des Papstes und in das Jubelgeschrei mischt sich das Glockengeläut und der Kanonendonner.

Der Papst wendet sich und schreitet langsam von dem Balkon hinweg in den großen Saal hinter demselben. Auf den goldenen mit goldgesticktem weißem Sammet überzogenen Tragsessel läßt er sich nieder und die acht jungen, weiß gekleideten Dominikaner, welchen heute die Gnade zu Theil geworden, den Papst tragen zu dürfen, legen die Hand an die goldenen Balken, auf welchen der Sessel ruht und heben sie empor auf ihre Schultern. Zu beiden Seiten des Tragsessels gehen die Kardinäle, dann folgen die Bischöfe und hinter denselben die glänzende Schaar der Hausofficianten des Papstes.

Nun öffnen sich die Thüren und der Zug schreitet hinein in den zweiten Saal; da stehen die Hauptleute und Offiziere der Gardedragoner des Papstes in ihren schwarzen, prächtigen Uniformen und wie der Papst erscheint, sinken sie nieder auf die Kniee, beugen das Haupt tief zur Erde und

empfangen so den Segen Seiner Heiligkeit. Dann, als der Zug an ihnen vorübergewallt ist, folgen sie ihm ehrfurchtsvoll geneigten Hauptes hinein in die weite Halle, welche hinführt nach dem Vatican. Da stehen unterm Gewehr die Schweizergarden Seiner Heiligkeit in ihren wunderbaren, mittelalterlichen Trachten, in dem gelb und rothen, dicht anschließenden Wamse mit den geschlitzten Aermeln, aus denen schwarze Puffen hervorscheinen, mit dem gelben, seltsam alterthümlichen Helm auf dem Kopfe und der langen Lanze in der Hand. Gleich den Anderen sinken auch sie bei dem Erscheinen des Papstes nieder auf die Kniee, neigen ihr Haupt und empfangen in tiefem, feierlichem Schweigen den Segen Seiner Heiligkeit und, wie der Zug die lange Halle hinuntergeht, erheben sie sich und hinter den Dragonern her in Reih und Glied folgen sie dem Papste.

In den äußeren Vorzimmern des Vatican hält der Papst an, neigt sich grüßend nach rechts und nach links und verabschiedet den langen Zug seiner Garden und Offizianten. Nur noch die Kardinäle, die Bischöfe und die Hausoffizianten folgen ihm in die inneren Gemächer des Vaticans hinein. Durch die ungeheuren Säle bewegt sich schweigend in feierlicher Ruhe der Zug dahin; nur von fern her

ertönt noch das Jubelgeschrei des Volkes, das Glockengeläut und das Kanonendonnern.

Das Antlitz des Papstes leuchtet wie in seliger Verklärung und die strahlenden Blicke richtet er mit frohem Schauen hin auf die Wandgemälde der Säle, durch welche er schreitet. Das sind die herrlichen und unvergänglichen Denkmäler, welche Raphael sich hier gesetzt in den Sälen des Vaticans und Pius freut sich ihrer Schönheit. Er grüßt mit seligen Blicken die so lang entbehrten Schätze und auf einmal, wie der Zug dahinschreitet durch einen neuen Saal, neigt der Papst tief sein Haupt, als grüße er einen heiligen Geist, vor dem selbst der heilige Vater in Demuth sich zu beugen hat. Das war der Saal, in welchem die herrlichste Schöpfung Raphael's, „die Schule von Athen“ und „Apollo auf dem Parnaß“ sich befinden.

Die Kardinäle und die Bischöfe sahen es nicht, wie ehrfurchtsvoll der Papst die Bilder grüßte, sie möchten es sonst in ihrem Herzen vielleicht ein Sacrilegium nennen, daß vor so unheiligen Gemälden der heilige Vater sich neige. Er aber schaut mit strahlenden Blicken sie an und ein glückliches Lächeln umspielt seine Lippen.

Weiter geht der Zug durch die großen Säle dahin und als er jetzt vor den innersten Ge-

mächern des Papstes angelangt ist, da gebietet er, anzuhalten, steigt nieder von dem Sessel und entläßt mit freundlichen Winken seiner Hand die Schaar seiner Begleitung. Nur den vertrautesten seiner Freunde, den Staatssekretär und Kardinal Consalvi winkt er zu sich heran.

„Gieb mir Deinen Arm, Consalvi und führe mich," sagt er mit freundlicher Stimme und grüßt noch einmal, zurückgewandt, die Bischöfe und Kardinäle.

Dann schreitet er vorwärts, gelehnt auf den Arm des Freundes.

Die vier Kämmerer, welche in dem kleinen Vorzimmer sich befinden, stürzen nieder auf ihre Kniee, da der Papst eintritt. Er begrüßt sie mit freundlichen Winken seiner Hand und geht weiter.

Nun endlich liegt aller Pomp und Prunk seiner Herrlichkeit und Erhabenheit hinter ihm, nun endlich befindet er sich mit dem Freunde allein in der weiten Halle der Bibliothek, neben welcher seine Wohngemächer liegen. Da bleibt Pius stehen, athmet hoch auf und wendet sich an Consalvi, der lächelnd ihn anschaut.

„Oh Freund, nun ist's überstanden, nun liegt die Vergangenheit abgeschlossen hinter uns und mich dünket, abgefallen von mir ist nun für einen

Moment die Last und die Herrlichkeit des Menschenthums und ich fühle mich leicht und frei von aller Erdennoth und aller Erdenherrlichkeit in diesem Augenblicke. Wir haben Viel gelitten, Consalvi, doch mich dünket, dieser Moment entschädigt mich für alles Leid!"

„Ja, es ist wahr," sagte Consalvi mit innigem Ton, „Du hast Viel gelitten, heiliger Vater, doch Du hast es überwunden, wie ein Held und in den Büchern der Geschichte wird es geschrieben werden für alle Nachwelt, daß Pius VII. der einzige Held war, der es wagte, dem gefürchteten Ungeheuer, vor welchem die Welt im Staube lag, sich gegenüberzustellen. Die Kaiser und die Könige beugten sich vor Bonaparte, der Papst Pius aber trotzte ihm, hielt das Haupt hoch und war sein mächtigster Feind, weil er an Geist ihm überlegen war!"

„Gott stärkte uns und gab uns Kraft, zu widerstehen," sagte der Papst mit sanftem Lächeln, „was ich gethan, es kam mir nicht von mir selber, es kam mir von dort oben und nicht mir, dem armen Knechte Gottes, sondern nur dem Herrn sei die Ehre, wenn ich die Kraft fand, dem Tyrannen zu widerstehen. Ja," fuhr er fort, indem er hinschritt zu dem Sessel, welcher in der Fensternische stand, und mit einem Winke seiner Hand dem

Kardinal bedeutete, ihm gegenüber auf dem kleinen Tabouret Platz zu nehmen, „ja, Consalvi, es waren harte Jahre, diese Jahre der Gefangenschaft, die ich in Fontainebleau verleben mußte. Am härtesten, wenn ich gezwungen war, den Schauspieler Bonaparte zu empfangen, mit ihm zu dingen und zu feilschen um die ewigen Rechte meines Thrones. Doch schaue, Consalvi, schaue, wie es da liegt zu unseren Füßen, das ewige, das heilige Rom! Schaue über all' die Kuppeln, über all' die Zinnen hin, schau dort drüben die blauen Albaner-Gebirge, schau, wie der Tiber in mächtigem Lauf dahin sich schlängelt durch das unermeßliche Häusermeer und dann, wenn Du Deine Augen und Deine Seele erquickt hast an diesem Bilde, dann sage mir, Consalvi, ist nicht ein solcher Moment des Wiedersehens wohl werth, daß man gelitten und gekämpft hat für dies Wiedersehen? Ich sage Dir, Consalvi, dieses Fenster hier, von welchem wir jetzt Beide hinabschauen auf das ewige Rom, dieses Fenster ist mein Trost gewesen und meine Hoffnung in langen, einsamen Tagen, in Monaten und Jahren! Du darfst das nicht den Anderen da draußen sagen; ihnen möchte es unheilig und profan dünken, daß der Papst nicht genug habe an dem Troste der Gnade Gottes, sondern daß er mit so unheiligen, sehnsuchts-

vollen Gedanken sich getröstet. Da draußen hinter dieser Thür ist mir ja nicht erlaubt, ein Mensch zu sein, hier aber, allein mit Dir und mit Gott, der doch all' die Herrlichkeit geschaffen und der sich in der Kunst, wie in der Natur der Menschheit offenbart hat, da darf ich Dir's wohl sagen: es war mein höchster Wunsch, hier wiederum zu sitzen in dieser Fensternische und hinabzuschauen auf Rom und auf die Herrlichkeit der Welt und dann zugleich mich umzuschauen in diesem wundervollen Raume hier. Ach, Consalvi, ich habe seitdem in manchem Palast gewohnt und in manchen goldgeschmückten, marmorstrotzenden Sälen; doch keinen Raum habe ich gefunden, der's mit der Bibliothek Barbarini's aufnehmen kann und jetzt, da ich meine schöne Aussicht hier gegrüßt habe, jetzt, Consalvi, schilt den unheiligen Vater nicht, wenn er auch noch ein anderes Wiedersehen zu feiern gedenkt!"

Er erhob sich hastig und schritt über den glänzenden Marmorfußboden dahin nach dem Glasschranke, welcher drüben an der Wand sich erhob. Da blieb er stehen und zog aus seinem Wamms einen kleinen Schlüssel hervor, der an seidener Schnur ihm um den Hals hing.

„Sieh, Consalvi," sagte er, „diesen Schlüssel trug ich an meinem Halse, als die französischen Soldaten

mich damals aus dem Vatican hinausschleppten und mich nach Frankreich führten. Ich habe ihn nimmer von mir gelassen, ich schaute ihn zuweilen an und dachte mir, wie schön es sein würde, wenn ich ihn wieder in das Schloß dieses Schrankes stecken, und mir dann den herrlichsten aller Schätze daraus hervorholen könnte. Nun ist's erreicht und ich danke Dir, mein Gott, für diesen glücklichen Moment!"

Er öffnete den Schrank und aus einer von den breiten, niedrigen Schatullen desselben hob er ein Gemälde empor. Consalvi half ihm geschäftig und trug es mit ihm vorwärts in eine der Fensternischen hinein.

„Nun komm' und schau es an," sagte Pius, indem er sich wieder auf den Sessel niederließ. „Sieh, mein Freund, das ist doch ein Schatz, wie ihn der Vatican nur allein besitzt, das ist die „Aldobrandini'sche Hochzeit!" Ja, um dieses Bild, das einzige, das aus dem Alterthum in solcher Herrlichkeit und Vollendung uns überkommen ist, um dieses Bild beneiden uns alle Könige und Fürsten; alle Maler und Künstler, alle Kunstkritiker und alle Kenner stehen stumm vor Wonne und Entzücken, wenn es ihnen gestattet ist, hinzuschauen auf dieses Bild. Ich hielt es bis jetzt verborgen, wie einen heiligen Schatz, doch ich habe es mir gelobt,

Consalvi, wenn ich heimkehrte, so soll es nicht mehr verborgen sein, es soll dem Auge der beglückten Menschheit dargestellt werden und hinter Glas und Rahmen soll es doch sichtbar sein den Schauenden, die es verstehen, zu schauen!"

Er schwieg und blickte noch lange mit einem freudigen Lächeln hin auf das wunderbare, schöne Bild, blickte auf die Gruppe der drei herrlichen Frauengestalten, welche da in der ersten Abtheilung des Bildes mit der Lyra und den Flöten die Hochzeitsmusik ertönen lassen, indeß auf der zweiten Abtheilung der Jüngling, das Haupt mit dem grünen Kranze geschmückt, die kühnen Augen weit geöffnet, auf den Stufen des Bettes sitzt und lauschend und sehnsuchtsvoll hinblickt nach der geschlossenen Thür. Hinter dieser Thür auf der dritten Abtheilung sitzt; in ihre Schleier gehüllt, verschämt niederschauend die junge Braut, vor ihr steht Lutätia, die Göttin der Ehe und kündet ihr flüsternd die heiligen Mysterien. Auf der vierten Abtheilung sind holde Jungfrauen beschäftigt, das Bad zu bereiten und den Weihrauch in den marmornen Schalen anzuzünden.

„Die frommen Eiferer sagten wohl, das sei ein unheiliges Bild," sagte der Papst nach einer langen Pause lächelnd und sinnend, „doch mich dünket,

Consalvi, es ist in seiner Schönheit, in seiner Reinheit ebenso heilig, als stelle es eine Vermählung nach den heiligen Sakramenten unserer Kirche dar. Du darfst auch das freilich Niemand da draußen sagen, wir sind aber allein hier und zu Dir, dem vertrauten Freunde, darf ich wohl sprechen, als wäre ich noch der Graf Chiaramonti und nicht der Papst Pius VII. Der Graf Chiaramonti will der Nachwelt und der Mitwelt und all' denen, welche die Kunst lieben, an sie glauben und sie verehren, auch ein Denkmal stiften, nicht der Papst. Ja, Consalvi, das habe ich beschlossen, und das will ich ausführen. Ein Museum will ich stiften im Vatican, wie einige meiner Vorgänger, welche auch die Kunst liebten, wie Barbarini und Urban, ein Museum will ich stiften, das nach meinem Hause seinen Namen trägt und im Museum Chiaramonti sollen die Schätze der Kunst, welche mein persönliches Eigenthum sind, und die ich mir erworben habe, aufgestellt werden zum Entzücken und zur Freude aller Derer, welche die Kunst lieben, und dieses Museum Chiaramonti soll in späteren Jahren noch zuweilen die Menschen erinnern an den armen Papst Pius VII., der Viel gelitten und Viel geduldet, dem aber das gnädige Schicksal auch viel Freuden gegönnt hat."

„Oh, mein Vater," sagte Consalvi innig, „es

bedarf wahrlich nicht eines solchen äußeren Denkmales, um Deinen Namen unsterblich zu machen in den Büchern der Geschichte."

„Doch ich möchte ihm in den Büchern der Kunstgeschichte auch einen kleinen, hellen Schein geben," erwiderte Pius lächelnd. „Ich habe freilich nicht, wie die Päpste Julius und Leo das Glück, so große Künstler zu besitzen wie Michel Angelo und Raphael und Giulio Romano, es fehlt mir selbst ein Bernini, um ein Museum Chiaramonti aufzubauen und zu schmücken, doch wir werden thun, was wir vermögen, um es würdig zu machen den andern Kunsthallen des Vatican, denen es sich anschließen soll, und" —

Die Thüre des Zimmers öffnete sich leise und der Kämmerer Rici trat ein.

„Nun, was bringst Du uns, Rici?" fragte der Papst, ihn freundlich heranwinkend.

„Ich komme, Eurer Heiligkeit zu melden, daß draußen ein junger Mann steht, welcher um diese Stunde zur Audienz herbefohlen ist. Er nennt sich Graf Giovanni Mastai."

„Ah, Dein Schützling," sagte der Papst, sich dem Kardinal zuwendend.

„Ja, heiliger Vater, er ist der Sohn eines Mannes, mit dem ich schon seit früher Jugend

befreundet war. Er hat ihn mir empfohlen und Du weißt, ich bat gestern für ihn."

„Ich weiß," sagte der Papst, „von Dir empfohlen, ist er mir willkommen. Geh, Rici, führe den jungen Mann in das zweite Vorzimmer, ich will ihn in meinem Kabinet empfangen. Der schöne Moment der Muße ist nun wieder vorüber, Consalvi, komm, laß uns zuerst mein Lieblingsbild an seinen Platz bringen."

Und der Papst und der Kardinal nahmen wieder das Bild, trugen es zurück nach dem Schranke, bargen es in der Schatulle und vorsichtig schloß der Papst wieder den Schrank und steckte den Schlüssel zu sich.

„Nun lebe wohl, Consalvi," sagte er, „ich gehe, Deinen Schützling zu empfangen und ich sage Dir im Voraus, was Du für ihn erbeten hast, will ich ihm bewilligen um Deinet- und um seiner eigenen Familie willen. Lebe wohl!"

Er winkte ihm mit der Hand und schritt dann langsam durch den weiten Saal dahin nach den anstoßenden Gemächern.

XV.

Entsagung.

In dem kleinen Kabinet, dessen Wände, gleich den wenigen Möbeln, welche sich in demselben befanden, mit PurpurSammet bedeckt waren, ließ der Papst sich auf den hochlehnigen Stuhl nieder, der neben seinem Schreibtisch stand. Dann drückte er mit der Hand auf die silberne Klingel, welche auf einer Schale von Lapislazuli neben ihm auf dem Tische stand und gab damit dem Cameriero das Zeichen, daß er bereit sei, Audienz zu ertheilen.

Sofort öffnete sich die Thür, und der eintretende Cameriero meldete mit lauter Stimme: „Graf Giovanni Mastai."

Dann trat er zurück und in der Thür erschien jetzt der Gemeldete. Die purpurnen Sammetvorhänge fielen wieder vor der Thür nieder und

demüthig, geneigten Hauptes schritt auf einen Wink des Papstes Graf Giovanni Mastai zu ihm heran, beugte vor ihm das Knie und küßte an dem weißseidenen Pantoffel des Papstes das goldene Kreuz, welches auf dem weißen Atlasgrunde gestickt war.

„Du bist Graf Giovanni Mastai?" fragte der Papst mit milder Stimme. „Schaue auf zu mir, mein Sohn, und laß mich Dein Antlitz sehen."

Der junge Graf erhob langsam zu ihm das bleiche, ernste Angesicht und heftete einen tief traurigen Blick auf das freundliche, milde Antlitz des Papstes.

„Du bist noch jung, mein Sohn, Du zählst kaum zwanzig Jahre, nicht wahr?" fragte er.

Giovanni neigte tief das Haupt.

„Heiliger Vater, ich habe soeben das zweiundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt."

„So jung," sagte der Papst leise, die milden Augen immerfort auf das blasse Gesicht des jungen Mannes geheftet, „so jung und doch sehe ich in Deinem Angesichte schon die Furchen des Kummers, und Deine Augen sind geröthet vom Weinen. Wie kann es sein, daß ein so junger Mann schon Kummer empfindet? Doch ich will mich nicht eindrängen in Dein Vertrauen. Ich weiß, weshalb Du kommst. Consalvi ist der Freund Deines Vaters

und hat Dich mir empfohlen. Und hätte er es nicht gethan, so würde Dein Name schon allein eine Empfehlung gewesen sein. Die Grafen Mastai sind von jeher treue und ergebene Diener des Stuhles Petri gewesen, und sie sind außerdem in ganz Italien als echte Edelmänner und gläubige Christen bekannt. Consalvi hat mir gesagt, daß Dein Vater wünscht, Du möchtest in meiner Nobelgarde eine Hauptmannsstelle erhalten. Ist dies auch Dein Wunsch, mein Sohn?"

„Heiliger Vater", erwiderte Giovanni nach einer langen Pause, und der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor; „heiliger Vater, es war dies mein sehnlichster und innigster Wunsch."

„Es war", wiederholte der Papst, „und ist es nicht mehr Dein Wunsch, mein Sohn?"

Giovanni antwortete nicht; ein Beben ging durch seine ganze Gestalt und eine tiefere Blässe noch zog sich über seine Wangen hin. Er schwankte und zurückweichend lehnte er sich mit beiden Händen auf den Rand des Tisches, neben welchem Seine Heiligkeit saß.

„Ich sehe, Du bist tief bewegt, mein Sohn", sagte der Papst milde. „Fasse Dich und rede zu mir wie zu einem Vater, denn ich habe das Recht,

mich den Vater der Christen und der Gläubigen zu nennen".

„Heiliger Vater", sagte der junge Graf, mit seiner inneren Bewegung ringend, „heiliger Vater, Du bist großmüthig und milde; willst Du mir erlauben, daß ich Dir beichten darf? Ich weiß, es ist die höchste Gnade, welche Du einem Sterblichen gewähren kannst. Doch ich bin wie ein Sterbender in diesem Augenblicke, und ich flehe zu Dir in articolo moris, empfange von mir meine Beichte."

„Ich sehe, Du bist wirklich wie ein Sterbender, mein armer Sohn", sagte der Papst mitleidsvoll, „und es dünkt mich, als wären in Deinem Herzen die schönsten Hoffnungen gestorben. Wohl denn, in articolo moris will ich Deine Beichte hören."

Er winkte dem Grafen mit der Hand, näher zu kommen und Giovanni trat heran zu ihm. Neben dem Lehnsessel ließ er sich auf seine Kniee nieder.

„Sprich, mein Sohn, ich höre Dich", sagte der Papst, ein wenig das Haupt zu ihm neigend.

„Heiliger Vater, ich flehe zu Dir um Deinen Rath und um Deinen Beistand", sagte Graf Giovanni leise. „Ich schaue zurück in mein Leben, und ich finde da wohl viel Irrthümer und viel menschliches Irren, doch es lastet kein Verbrechen

auf meiner Seele, und keiner schweren Schuld bin ich mir bewußt! Dennoch hat mich das Unglück heimgesucht, und dennoch hat mich der Kummer und das Leid zu seiner Beute auserſehen von frühester Jugend an. Als ich ein Knabe war, ein Knabe von kaum sechs Jahren, da ging ich mit meinem alten Diener Guido Domenico aus, um für meine Mutter Blumen zu pflücken, Blumen, welche am Rande des Flusses Misa allein zu finden sind. Ich war ein Kind und fröhlichen, muthigen Sinnes. Der Fluß, der zu meinen Füßen rauschte, ängstigte mich nicht. Ich schritt vorwärts, um eine der schönsten Blumen zu pflücken, glitt aus und fiel in den Fluß. Mein alter Diener rettete mich und zog mich aus dem Bette des Flusses an das Ufer. Doch da geschah etwas Entsetzliches, heiliger Vater. Der Schreck und die Kälte des Wassers hatten wohl einen unheilvollen Einfluß auf meinen jungen glühenden Körper ausgeübt. Als der alte Diener mich im Rasen bettete, überkam ein furchtbares Zucken und Zittern meine ganze Gestalt. Ach, was soll ich Dir noch weiter klagen, mein Vater, ich litt seit jenem Tage als Knabe an furchtbaren Krämpfen."

„Armes Kind", sagte der Papst mitleidsvoll,

„Du hast die zärtliche Liebe zu Deiner edlen Mutter theuer büßen müssen.“

„Ja, mein Vater“, rief er mit einem Aufschrei innerer Verzweiflung, „ja, sehr theuer! Denn diese Krankheit, ja schon die Furcht vor der Wiederkehr dieses entsetzlichen Leidens hat meine Jugendjahre vergiftet, und immer stand hinter mir, wie ein dunkles Schreckbild, die Möglichkeit der Wiederkehr dieses Leidens, welches mir nicht blos wie ein Unglück, sondern auch wie eine Schmach erschien. Allmälig indeß erstarkten meine Kräfte und der treuen sorgsamen Pflege meiner Mutter, unseres Arztes und den angewandten Medicamenten gelang es endlich, wie es schien, den bösen Feind zu bekämpfen. Ich war gesund, so schien es. Doch eines Tages, als wir im Haine zu Sinigaglia ein fröhliches Familienfest feierten, mir zu Ehren, da ich heimgekehrt war aus dem Colleg, da überkam mich dasselbe furchtbare Leiden.“

„Ohne Veranlassung?“ fragte der Papst theilnahmsvoll, und sein tiefer Blick ruhte auf dem Angesichte des jungen Mannes, welches während der letzten Worte seiner Erzählung von einer purpurnen Gluth übergossen war. „Ohne Veranlassung, mein Sohn?“

„Nein, mein Vater, nicht ohne Veranlassung.

Es war da ein junges Mädchen, ein Mündel meines Vaters. Sie begehrte eine Blume zu besitzen, welche oben auf dem steilen Felsen, der vom Ufer des Misa aufsteigt, blühte."

„Ich begreife," sagte der Papst, leise das Haupt neigend. „Der Jüngling liebte das junge Mädchen und wagte um ihretwillen den gefährlichen Gang. Weiter!"

„Ich wagte es und Gott strafte mich für den Uebermuth und ließ mich hinabfallen von dem Felsen, und als ich unten lag mit halb zerschellten Gliedern, war ich wiederum eine Beute der furchtbaren Krankheit. Gott und mein alter Diener allein waren Zeuge der entsetzlichen Krämpfe, welche Stunden lang meinen armen Körper durchrasten und mir die Glieder zerhackten. Er schwur mir, mein Geheimniß zu bewahren, und nur meiner Mutter that ich kund, daß das Unheil wieder hereingebrochen sei. Wir riefen den alten Arzt unseres Hauses wieder zur Hülfe. Er wiegte traurig sein Haupt und gab neue Medicamente und ertheilte neue Rathschläge. Er machte es mir zur heiligen Pflicht, sorgsam mich zu hüten vor jeglicher Aufregung und mich fern zu halten von Allem, was das Gemüth bewegen kann. Ich gebrauchte die Medicamente, ich hielt mich fern von der Welt und lebte

nur den Studien und den Wissenschaften. Und es schien, als ob das Unheil von mir weichen wolle, und als ob ich die Frist, welche der Arzt uns gestellt, glücklich überdauern würde. Denn es hatte der alte, weise Arzt mir gesagt, wenn ich zwei Jahre lang verschont bliebe von diesem entsetzlichen Leide, dann könne es geschehen, daß ich für immer geheilt sei, und daß mit diesen Jahren der Entwickelung meines Körpers zur Manneskraft das böse Uebel von mir weichen würde. Doch wenn dieses nicht sei und wenn, bevor zwei Jahre vergangen, ein neuer Anfall käme, dann wäre ich für immer dem Unheil und der unseligen Krankheit verfallen. Aber vergieb mir, heiliger Vater", fuhr er nach einer kleinen Pause hoch aufathmend fort, „meine Erzählung ist lang und ich mißbrauche die Gnade, welche Du mir gewährt hast."

„Nein, mein Sohn", erwiderte der Papst ruhig, „ich höre Deine Beichte in articolo mortis. Sprich weiter, laß mich in Dein Herz schauen und verhehle mir nichts".

„Heiliger Vater, Dein tief schauender Blick hat schon erkannt, daß ich jetzt von meinem Herzen reden muß. Heiliger Vater, ich hatte mich bewahrt vor jeder Liebe. Ich fürchtete, einem Mädchen zu begegnen, das ich lieben könnte, weil, wenn meine

Krankheit wiederkehrte, ich doch ein Ausgestoßener sein mußte aus der menschlichen Gesellschaft und weil es mir dann nicht vergönnt sein durfte, meine Hand auszustrecken nach irgend einem Weibe, und ich nicht daran denken konnte, mir ein eigenes Familienglück zu schaffen. Dieses erwägend im treuen Pflichtgefühl hatte ich mich fern gehalten von jeder Gemeinschaft mit Frauen und Mädchen, war einsam geblieben, nur meinen Studien mich widmend und meiner Mutter, bis daß ich jetzt heimkehrte in das Elternhaus, von dem ich fast zwei Jahre fern geblieben, diese zwei Jahre der Prüfung und Geduld. Doch mein Vater erkrankte und deshalb kehrte ich heim, bevor die zwei Jahre noch ganz abgelaufen waren. Und oh, heiliger Vater, da geschah, was ich meiden wollte und um dessentwillen ich einsam geblieben, da geschah es, daß ich ein Mädchen fand, dem meine Seele und mein Herz sich ergaben in Liebe. Laß mich nicht sprechen von den glühenden Wünschen und Gedanken, welche mein Herz bewegten. Doch war es eine heilige, reine und keusche Liebe, welche mich hinzog zu dem jungen Mädchen, dem Mündel meines Vaters. Ich wollte widerstreben, ich wollte mein Herz zusammenfassen und es stark machen im Widerstand

gegen das Gefühl, welches doch übermächtig und mit heiligen Flammen in mir erglühte."

„Und sie?" fragte der Papst. „Theilte sie Deine Gefühle? Liebte sie Dich?"

„Ja, mein Vater, sie liebte mich und da ich in grausamer Selbstquälerei mich fern hielt von ihr, da war sie es, welche zu mir trat und mir ihre Hand darreichte und mir sagte, daß sie mich liebe. Oh, heiliger Vater, sie that es nicht in unweiblichem, unzarten Sinne. Sie ist schön und reich und viel umworben und ich sagte ihr, daß ich mich selbst, unbemittelt, der jüngste Sohn unseres Hauses, ihrer nicht werth hielt. In der Großmuth ihres Herzens, in dem Edelmuth ihres stolzen Sinnes, bot sie mir ihre Hand und ihre Liebe."

„Und Du nahmst sie an?"

„Ja, mein Vater, mein Herz war stärker, wie mein Kopf. Ich nahm ihre Liebe an und war ein seliger, hoch beglückter Mensch — eine halbe Stunde lang! Meiner Mutter sagte ich, was geschehen und sie freute sich unseres Bundes, wie es auch mein Vater that. Er segnete ihn und es schien, als wäre der Himmel jetzt für mich auch hell und klar, als leuchte mir die Jugend, als strahle mir die Welt in ihrem schönsten Glanze. Ich war ja gesund geblieben fast zwei Jahre, das

Unheil schien mich verlassen zu haben. Ich durfte daran denken, mir selbst eine Zukunft zu bereiten und ich wollte dies, mein Vater. Ich wollte nicht von dem Glanz und dem Reichthum meiner zukünftigen Gemahlin leben, ich wollte mir selbst ein Haus bauen, wollte mir eine Zukunft begründen. Und nun flogen meine Gedanken zu Dir, heiliger Vater, und von Dir wollte ich mein Glück empfangen, durch Dich wollte ich meine Zukunft sichern, wollte Deinen Schritten folgen, wollte als Dein treuer Diener an Deiner Thür Wache halten und mit dem Schwert in der Hand, wenn es einst sein könnte, Dich vertheidigen. Dies war mein einziger, mein höchster Wunsch. Ich verließ von den Segenswünschen meiner Familie und meiner verlobten Braut geleitet, das Vaterhaus, um hierher zu gehen nach Rom und Dich anzuflehen, mich aufzunehmen in Deine Garde."

„Ich weiß," sagte Pius, leise das Haupt wiegend, „Dein Vater hat an Cardinal Consalvi geschrieben, und ich habe diesem bereits seinen Wunsch gewährt. Doch Du bist noch nicht zu Ende mit Deiner Beichte! Fahre fort, mein Sohn. Du begabst Dich also auf die Reise?"

„Ja, heiliger Vater, vor drei Tagen. Mein Herz war voll Glück, meine Seele voll freudiger

Hoffnung, voll Andacht und voll Dankbarkeit gegen Gott. Ich hatte mich noch niemals stärker, gesunder und kräftiger gefühlt, als wie ich dahin sprengte auf der Landstraße, gefolgt von meinem alten Diener. Da auf einmal stolperte mein Roß über einen Stein, erschreckt bäumte es sich auf, überschlug sich und ich stürzte mit ihm zu Boden. Und dann, heiliger Vater," fuhr er mit von Thränen erstickter leiser Stimme fort, „dann trat das Unheil wieder an mich heran und packte mich mit seinen furchtbaren Krallen und zerriß mir die Glieder und zerriß mir mein armes, jammerndes Herz."

„Die Krankheit war wieder da?" fragte der Papst mit leiser angstvoller Stimme.

„Ja, sie war wieder da," schluchzte der junge Mann und neigte sein Haupt tief bis auf die Füße des Papstes. „Sie war wieder da, so furchtbar, so entsetzlich, wie sie nimmer gewesen. Sie packte mich wie mit eisernen Klammern und zerriß mir den Körper. Ich weinte, ich jammerte und schrie vor Qual und Elend und Entsetzen, denn nun wußte ich, daß ich verloren war. Die zwei Jahre sind noch nicht verflossen und der Arzt hat gesagt, daß, wenn diese furchtbaren epileptischen Zufälle wiederkehrten, bevor diese Frist abgelaufen, ich dann für immer ihre Beute sei. Mein alter Diener tröstete

mich und wachte bei mir die ganze Nacht, welche ich elend und verzweiflungsvoll in einem kleinen Wirthshause an der Landstraße zubrachte. Am Morgen ritten wir weiter und zweimal noch am gestrigen Tage überfielen mich die furchtbaren Krämpfe. Nun, heiliger Vater, nun weißt Du Alles! Ich lege mein Schicksal in Deine heiligen Hände. Was soll ich thun? Darf ich die Hand ausstrecken nach dem Glücke, welches sich mir bietet? Kannst Du einen so unseligen, von so furchtbarer Krankheit heimgesuchten Menschen unter Deine Leibgarde aufnehmen?"

„Nein, mein Sohn," erwiderte der Papst leise.

Es drang wie ein Stöhnen aus der Brust des jungen Mannes hervor und er neigte sich tiefer und drückte die Stirn, auf welcher der kalte Schweiß perlte, auf die Füße des Papstes nieder.

„Ich wußte es," sagte er dann, sich mühsam zusammenraffend. „Es ist unter Deinen Kriegern nicht mein Platz. Doch sage, mein Vater, darf ich die Hand des jungen Mädchens noch ergreifen wollen, welche sie mir in Liebe darreicht? Darf ich daran denken, mir ein Haus, eine Familie zu gründen, heimgesucht von dieser furchtbaren Krankheit, welche vielleicht dann ein Erbtheil meiner Kinder sein könnte? Darf ich das?"

„Nein, Du darfst es nicht! Du darfst auf Erden keine Braut an Deine Seite stellen, keine andere Braut, als die, mit welcher ich Dich vermählen werde!“

Giovanni bebte zusammen und schaute auf zu dem Papst, der jetzt mit ernster, feierlicher Miene die Hand erhoben hatte und sie segnend auf das Haupt des jungen Mannes legte.

„Die Kirche soll Deine Braut sein, mein Sohn,“ sagte er mit lauter, feierlicher Stimme.

Giovanni sank tiefer in sich zusammen und dann, nicht mehr im Stande, seinen inneren Schmerz, den Krampf seiner Verzweiflung zurückzuhalten, dann brach er in ein lautes Weinen aus.

Der Papst ließ ihn still gewähren und seine Hand ruhte auf dem Haupte des jungen Mannes.

„Jetzt, mein Sohn,“ sagte er dann nach einer langen Pause, „jetzt raffe Dich zusammen und sei stark im Geist. Du bist zu mir gekommen, um zu beichten in articolo mortis, denn es ist Dein Herz und Dein irdisch Wollen und Sehnen, welches stirbt in dieser Stunde. Ich segne Dein sterbendes Herz, ich segne Deine zerbrechenden und zerknickenden Hoffnungen, ich segne Dich ein für den Tod und für das ewige Leben. Als ein anderer Mensch sollst Du jetzt aufstehen und Dich erheben

und ich will Dich verloben mit Deiner Braut, mit der Kirche! Nur dieser allein kannst Du Dich jetzt noch verloben. Keine anderen Bande dürfen Dich mehr auf Erden fesseln. Die irdische Braut ist Dir verloren."

„Oh, mein Gott, mein Gott!" murmelte Giovanni und es drang wie ein Todesächzen aus seiner Brust hervor." „Ludovica ist mir verlobt, und ich soll mich von ihr losreißen. Wie soll ich es, wie kann ich ihr das sagen."

„Du sollst entsagen," erwiderte der Papst feierlich! „Still und schweigend sollst Du entsagen."

„Aber sie wird wissen wollen, weßhalb ich das thue! Soll ich die Schmach auf mich nehmen, soll ich ihr sagen, daß ich das Opfer dieser furchtbaren Krankheit bin?"

„Nein, sie darf das nicht erfahren," rief der Papst lebhaft, „sie würde alsdann versuchen wollen, Dich zu sich zurückzurufen, sie würde in der Großmuth ihres Herzens Dir das größte Opfer bringen wollen. Doch Du darfst es nicht annehmen, und darum soll sie es nie erfahren und ohne Erklärung sollst Du Dich von ihr trennen. Ueber Dornen geht der Weg zum Heil, und die Dornenkrone, welche der Heiland getragen, die soll mit ihren Spitzen Dein Haupt bluten machen und Dich weihen

zu einem echten und rechten Diener des Heilands. Aber Du sollst auch nicht sagen, mein Sohn, daß es das Unheil ist, welches Dich heimsucht und welches Dich trennt von Deiner irdischen Braut. Es ist Gott, welcher Dich zu sich ruft. Er will Dich losreißen von der Erdenlust, damit des Himmels Lust Dein eigen werde. Er beruft Dich zu höherem Dienst und will Dich auswählen zu seinem Diener und zu seinem Knecht. Du bist zu mir gekommen, um in meine Dienste zu treten. Wohlan, ich nehme Dich in meine Dienste im Namen der Kirche und im Namen Gottes Du sollst ein Priester meiner Kirche werden, dessen erster Knecht und Diener ich selber bin. Du sollst die Armen und Leidenden trösten, Du sollst den schwer Beladenen das Wort des Heiles künden. Du sollst hinausgehen in die weite Welt und die Ungläubigen gläubig machen und die Christen segnen. Das ist Dein Beruf, zu diesem hat Dich Gott auserkoren, und ich sage Dir, er wird Dich genesen machen und gesunden lassen, wenn Du Dein menschlich Herz niederlegst auf seinen Altar zum heiligen Opferdienst."

„Ich will thun, was Du befiehlst, heiliger Vater," sagte Giovanni mit von Thränen erstickter Stimme, „ich will mein Herz zum Opfer darbringen und ein Diener Gottes und der heiligen Kirche werden, wie

Du es befiehlst. Doch laß mich ein letztes menschliches Glück genießen, laß mich Abschied nehmen von Ludovica. Gestatte mir gnädig, daß ich ihr sagen kann, es sei nicht menschlicher Treubruch, der mich von ihr reißt Ich möchte nicht, o heiliger Vater, daß sie mir fluche und daß sie mich für einen Undankbaren hielte."

„Doch muß es sein," sagte der Papst streng. „Ich sagte es Dir schon, bekennst Du ihr, weßhalb Du gehst, so wird sie Dich zu halten suchen in Großmuth und in Liebe. Ich gebiete Dir, zu schweigen, und dem jungen Mädchen, so wie Deiner ganzen Familie nicht zu sagen, weßhalb Du Deinen Entschluß geändert hast, und weßhalb Du ein Priester werden willst. Gehe hin, nimm das Kreuz auf Dich und dulde und schweige! Dies sei Deine erste Prüfung! Wenn Du diese bestehst, dann bist Du Einer der Auserkornen und ich selber will Dich segnen zu Deinem heiligen Berufe. Gehe hin, mein Sohn, kehre zurück zu Deiner Familie, sage ihnen, daß Dein Herz erleuchtet ist von dem heiligen Glauben und daß Du Dich losreißen willst von allem Irdischen, um nur der Kirche zu dienen. Ich mache Dich selbst zum Aufseher und Richter über Dich selbst. Gehe hin und thue Deine Pflicht. Entsage! Denn also will es Gott! Durch die

Krankheit und das Unheil will er Dich zu sich rufen zu seinem Dienst. Gehe hin, nimm Abschied von Deiner Familie, dann kehre zurück zu mir! Dein Gewissen, welches ich zu Deinem Aufseher und Richter bestellt, fordere ich dann auf, mir genaue Kunde zu geben von dem, was Du gethan und wie Du es gethan. Und nun segne Dich Gott, mein Sohn."

Er erhob sich von seinem Sitz und die beiden Arme ausbreitend über den Knieenden, machte er über ihm zu dreien Malen das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Der junge Mann lag zu seinen Füßen bewegungslos, wie ein Todter, die Augen geschlossen, das Antlitz todesbleich.

Der Papst neigte sich tiefer zu ihm nieder und machte zum anderen Male das Zeichen des Kreuzes. Dann rief er mit lauter Stimme, wie es einst Christus gethan, da er den Todten erweckte: „Stehe auf, mein Sohn, und wandle!"

Und ein Beben ging durch die Gestalt Giovanni's; er erhob sich, und starr und steif, wie ein aus dem Grabe Erstiegener richtete er sich auf und blickte mit todten glanzlosen Augen den Papst an.

„Ich segne Dich, mein Sohn, zu Deinem neuen Berufe," rief der Papst feierlich, „und nun

stehe auf, gehe hin nach Loretto, bete dort in der Gnadenkirche zu der heiligen Jungfrau, daß sie Dich erlöse von Deiner Krankheit, um des großen Opfers willen, welches Du ihr und ihrem eingebornen Sohne gebracht. Ich sage Dir, die heilige Jungfrau wird Dein Gebet erhören, so Du gläubig und zerknirscht zu ihr sprichst und Du wirst aus Loretto heimkehren als ein Gesunder. Geh also hin, mein tapferer Sohn, und hole Dir aus der Gnadenkirche zu Loretto die Gesundheit für den heiligen Beruf, dem Du Dich geweiht!"

Giovanni Mastai neigte das Haupt tief auf seine Brust, wie zum Zeichen unterwürfigen Gehorsams. Dann wandte er sich um und langsam, gefolgt von dem Blicke des Papstes, verließ er das Gemach.

XVI.

Die Heimkehr.

„Er kommt! Siehe, Tante Katharina! Dort, dort am Ende der Straße kommt er! Mein Gott, siehst Du ihn denn nicht?"

„Ich sehe da wohl einen dunklen Punkt, meine liebe Ludovica," erwiderte die Gräfin lächelnd, „aber so scharf auch meine Augen sonst sind, kann ich doch nicht erkennen, daß dieser dunkle Punkt eine menschliche Form hat."

„Aber Du, Benedetto," rief Ludovica lebhaft, „nicht wahr, Du erkennst ihn?"

„Nein, Cousine, ich sehe nichts," lachte der junge Graf, „der hinter den beiden Damen auf dem Balkon stand und mit ihnen hinüberschaute über den Platz und hinunter nach der Straße, welche nach dem Hafenthor führte.

Drinnen im Salon saß der alte Graf, den die Gicht an seinen Rollstuhl fesselte, an dem offenen Fenster und neben ihm standen sein zweiter Sohn und seine Tochter Isabella. Alle schauten und späheten die Straße hinunter, Jeder begierig, zuerst den heimkehrenden Sohn und Bruder Giovanni Mastai zu sehen, der schon für gestern seine Heimkehr gemeldet und den man mit sehnsuchtsvoller Ungeduld nun erwartete.

„Er kommt," rief jetzt auch der alte Graf, „Du hast recht, Ludovica, er kommt."

„O, ich wußte es wohl," sagte sie stolz, „mein Herz sah ihn schon lange, bevor Eure Augen ihn erblickten. Aber wie langsam er reitet! Mein Gott, mich dünkt, die Pferde kommen gar nicht näher heran. Ich will ihm entgegen! Ich will ihn drunten an der Thür empfangen!"

Sie sprang von dem Balkon in den Saal hinein und wollte durch denselben dahin fliegen, doch Gräfin Katharina eilte ihr nach und hielt sie fest an der Thür des Salons, den sie eben verlassen wollte.

„Ich bitte Dich, Ludovica," flüsterte sie leise, „bleibe hier, Du weißt, sein Vater empfindet es schmerzlich, daß er ihm nicht entgegen eilen kann, und wir haben deshalb beschlossen, ihn Alle ver-

eint hier zu empfangen und aus seiner Wiederkehr einen feierlichen Akt inmitten seiner Ahnen zu machen. Verdirb ihm nicht die Freude und mäßige Deine Sehnsucht und Dein glühendes Herz."

„Ich will es thun, ich will gehorsam und geduldig sein, obwohl mein Herz so heftig klopft, als sollte es in meiner Brust zerspringen. Wohl, ich bleibe, Tante Katharina, nur gestatte mir, daß ich die Erste bin, welche ihn in seiner schönen Uniform erblickt."

„Nun, das gestatte ich Dir nicht allein, sondern das möchte ich auch sehen," erwiderte die Gräfin lächelnd, indem sie den Arm Ludovica's nahm und wieder mit ihr zurückkehrte auf den Balkon.

Jetzt war er nahe genug gekommen, daß man ihn erkennen konnte. Ja ganz nahe schon, drunten über den Platz reitet der junge Graf Giovanni Mastai, gefolgt von seinem alten Diener Domenico Guido.

„Tante," flüsterte Ludovica erstaunt und erschreckt zugleich, „Tante Katharina, Du erkennst ihn? Nicht wahr, mein Auge täuscht mich nicht? Es ist Giovanni! Aber er trägt ja nicht die Uniform?"

„Nein wirklich, das ist überraschend," murmelte

die Gräfin, „er ist ganz schwarz gekleidet, er sieht wahrlich nicht aus wie ein junger Soldat, sondern wie ein Priester.“

„Mein Gott! und wie langsam er reitet,“ rief Ludovica händeringend. „Doch sieh', jetzt erblickt er uns, er schaut zu uns empor. Tante, wir wollen ihn begrüßen.“

Und sie zog ihr weißes Taschentuch empor und hob es winkend mit der Hand empor. Gräfin Katharina folgte ihrem Beispiele und auch der alte Graf und seine Söhne nahmen die Tücher und winkten dem Heimkehrenden ihren Gruß entgegen.

Er sah es wohl, denn er neigte leise grüßend das Haupt, aber er sprengte nicht, wie Ludovica wohl erwartet hatte, rascher heran. Langsamer noch schien er zu reiten, ganz langsam kam er über den Platz daher.

„Ich weiß nicht,“ murmelte Ludovica, ihre beiden Hände auf ihr Herz legend, „ich weiß nicht, mir ist, als ob ein furchtbares Unglück sich uns näherte. Mir ist, als ob ein Ungewitter am Himmel stände, das sich nun entladen wolle, um mich zu zerschmettern. Sieh nur, wie er daher kommt, nicht, als wären es seine Eltern, seine Geschwister und seine Braut, welche hier stehen und ihn erwarten,

sondern als wären wir Alle ihm ganz gleichgültige Menschen. Tante, ich glaube, ich sterbe noch, bevor er kommt."

„Ruhig, Ludovica, ruhig," entgegnete die Gräfin. „Er ist vielleicht leidend, er hat vielleicht irgend eine traurige Nachricht bekommen, die er zögert, uns mitzutheilen! Gedulde Dich nur! Wir werden es ja nun bald erfahren."

„O, Tante, gestatte mir wenigstens, daß ich mich dort drüben an der Eingangsthüre niedersetze. Laß mich die Erste sein, welche ihn erblickt."

Sie wartet die Erlaubniß gar nicht ab, sondern geht zögernd langsam durch den Saal und läßt sich auf einen Sessel nieder. Jetzt hörte sie da draußen Schritte, sie kamen näher! Jetzt bewegt sich der Griff der Thür — nun öffnet sie sich und Ludovica springt empor und breitet ihm die Arme entgegen, ganz der feierlichen Ceremonie vergessend, welche sein Vater beschlossen hatte.

„Mein Giovanni, bist Du da, bist Du heimgekehrt!"

Er sah ihre offenen Arme nicht, hörte nicht den Jubelruf ihres Herzens! Er neigte sich tief und kalt vor ihr und schritt dann vorüber zu seinem Vater hin, der seinen Rollstuhl von seinen Söhnen in der Mitte des Saales hatte rollen lassen.

Vor ihm beugte Giovanni jetzt das Knie und küßte die Hand, welche der Vater ihm darreichte. Dann wandte er sich zur Gräfin Katharina, seiner Mutter hin, die zuletzt herangetreten war, und auch auf ihre Hand drückte er einen Kuß, wie es ihrem Mutterherzen dünkte, einen kalten Kuß.

Ludovica hatte anfangs wie entsetzt ihn angeschaut, nun sprang sie heran zu ihm und faßte seine beiden Hände und schaute mit glühendem Blick ihm in's Angesicht.

„Giovanni, hast Du mich nicht gesehen? Erkennst Du mich nicht?"

„Wohl, Cousine Ludovica," erwiderte er ruhig, „ich erkenne Dich!"

„Nein, nein, Du erkennst mich nicht," rief sie zornig, mit dem kleinen Fuß auf den Marmorboden stampfend, „nein Du erkennst mich ebenso wenig, wie ich Dich erkenne. Du bist nicht der Verlobte, der Geliebte meines Herzens, Du bist nicht der Hauptmann der Nobelgarde des Papstes. Du bist ein mir ganz fremder, junger Priester, wie mich dünkt. Nicht wahr, Tante Katharina, Du hast es selbst gesagt, wie ein Priester ist er anzuschauen."

„Ja, in der That, mein Sohn," sagte die Gräfin, die großen Augen fest und prüfend auf das blasse Angesicht Giovanni's geheftet, „Du

kommst auch mir verändert vor. Was ist es? Weshalb blickst Du so trübe und weshalb dieses schwarze Gewand?"

„Ja, mein Sohn," sagte der alte Graf lebhaft, „erkläre uns rasch, wie kommt es, daß Du noch nicht in Deiner Uniform erscheinst, da wir doch vom Cardinal Consalvi schon die Nachricht erhielten, daß der Papst Pius ihm versprochen, sein Gesuch zu bewilligen und Dich als Hauptmann in seine Nobelgarde aufzunehmen. Wir hofften Dich im vollen Glanze Deines neuen Standes zu sehen und nun kommst Du so ernst und schweigend und still daher! Was bedeutet das, mein Sohn?"

„Es bedeutet, daß er krank ist," rief Ludovica schmerzlich. „Ja, sieh ihn nur an, Tante Katharina, gewiß, er ist krank. Sieh, er preßt die Lippen auf einander, um den Schmerzensschrei zu unterdrücken, und wie tief seine Augen in ihren Höhlen liegen! Nicht wahr, Du bist krank, Du bist nicht nach Rom gegangen, Du kehrtest zurück, um uns nicht zu ängstigen?"

„Nein, Cousine Ludovica," unterbrach er sie, ganz ruhig und gelassen, „nein, wirklich, ich bin nicht krank, sondern vielmehr gesund, vollkommen gesund."

„Das ist nicht wahr," rief Ludovica heftig, „er will uns täuschen, um uns nicht zu ängstigen!"

„Mein Sohn, Du siehst wirklich leidend aus," sagte die Gräfin, zu ihm herantretend.

„Und doch versichere ich Euch Allen, meine theuren lieben Anverwandten, daß ich nicht krank bin, sondern vollkommen gesund. Ich war krank."

„Siehst Du wohl, Tante Katharina, er war krank!" rief Ludovica bebend.

„Du mißverstehst mich, Cousine," sagte er ruhig, „ich war krank, als ich hier bei Euch war! Ich war im Fieber, als ich von Euch abreiste, um mich nach Rom zu begeben. Doch in Rom habe ich meine Gesundheit, meine Ruhe, meinen Frieden für immer wiedergefunden. Ihr werdet mich vielleicht nicht begreifen, nicht verstehen," fuhr er nach einer Pause mit sanfter, ruhiger Stimme fort. „Habe ich doch anfangs selbst diese Wandlung in meinem Wesen nicht begriffen. Sie kam über mich wie eine Verkündigung Gottes."

„Erzähle uns das," sagte seine Mutter, indem sie den Brüdern bedeutete, den Rollstuhl des Vaters nach dem Divan hinzurollen, und dann den Arm des Sohnes nahm, um mit ihm sich dort niederzulassen.

Ludovica, ihren Blick unverwandt hingerichtet

auf Giovanni, der sie gar nicht zu beachten schien, folgte langsam den Anderen nach und sank erschöpft und todesmatt neben der Gräfin auf den Divan nieder.

„Nun sprich, mein Sohn,“ sagte der alte Graf mit ernster Ruhe, „nun sage uns, was Dich so verändert hat und was Dir in Rom geschehen ist.“

„Es fehlen mir vielleicht die Worte, um Euch das zu künden,“ erwiderte Giovanni sanft. „Ich kam nach Rom, ganz erfüllt von den eitlen und thörichten Wünschen, welche mich dahin geführt.“

„Tante Katharina,“ schrie Ludovica, ihren Arm fassend, „Tante Katharina, hörst Du, was er spricht: Er sagt, mit eitlen, thörichten Wünschen ist er dahin gegangen. O mein Gott, mein Gott, mich dünkt, meine Vernunft verwirrt sich.“

„Still, still, meine liebe Ludovica,“ ermahnte die Gräfin, „laß uns erst hören, was er zu sagen hat! Ich bitte Dich, unterbrich ihn nicht. Erzähle nun, Giovanni. Du hast die Reise nach Rom zurückgelegt?“

„Es gaukelten vor mir her zauberhafte Träume, und wunderbare Bilder der Zukunft erschaute ich in meinem Geist. So kam ich nach Rom, ich fand die ganze Stadt in Bewegung, fand alle Herzen

erfüllt nur von dem Einen Gedanken: „Der Papst, welcher endlich nach Jahre langer Gefangenschaft heimgekehrt ist, wird heute zum ersten Mal vom Balkon zu St. Peter dem Volk seinen Segen ertheilen, nachdem er einen feierlichen Umzug durch die ganze Stadt gehalten!“ Oh meine Theuren, ich kann Euch nicht sagen und schildern, wie mächtig der Eindruck war, den das festliche, im tiefsten Innern bewegte Rom auf mich machte. Aller Gesichter glänzten in freudiger Rührung; Jeder trug ein Heiligenbild oder einen geweihten Palmzweig in der Hand; Jeder hatte Worte des Segens auf seinen Lippen. Ich mischte mich unter das Volk, das zu vielen Tausenden den ungeheuren Platz erfüllte. Nun hieß es: Dort kommt er her! Dort naht er; und die Glocken begannen zu läuten und die Kanonen donnerten und dazwischen das laute Jubelgeschrei des Volkes: „Evviva il papa!“ Und dort im Sonnenglanz funkelten die Helme und Schwerter der Dragoner, die vor ihm her ritten und der Schweizergarde, die zu beiden Seiten des Wagens marschirten. Und nun auf einmal sank alles Volk auf seine Kniee nieder, denn da war Er, der Diener Gottes, der Stellvertreter Petri, da erschien der Papst und deutlich konnte man durch die Glasscheiben der vergoldeten Kutsche den Papst er-

kennen. Wie ein Heiliger erschien er mir, erschien er allen Gläubigen, welche auf dem Platz neben einander Knie an Knie gedrückt lagen. So fromm, so selig war sein edles Angesicht, so leuchtend die Augen! Und jetzt auf einmal, da er mitten auf dem Platz angekommen war, befahl er mit einem Winke seiner Hand, anzuhalten. Der Schlag ward geöffnet und zwei Kardinäle traten aus der Kutsche hervor und dann, gestützt von den Kardinälen, erschien der heilige Vater. Tiefer neigten sich all die Tausende auf die Kniee nieder und die Kanonen donnerten und die Glocken läuteten und in feierlicher Andacht, in tiefem Schweigen lagen die Gläubigen da zu den Füßen des Papstes. Ich aber voll Freude und voll Bewunderung schaute zu ihm hin und da kam es über mich wie eine unaussprechliche Sehnsucht, wie ein himmlisches Entzücken! Ich sagte mir: Nichts ist begehrenswerther auf Erden und kein Glück giebt es außer diesem, welches jetzt der heilige Vater empfinden muß, da er, allein aufgerichtet, da steht unter den Tausenden, die von ihm ihre Seligkeit, den Segen seiner Lippen erflehen. Ja, es muß göttlich schön sein, so über der ganzen Menschheit zu stehen, der demüthige Diener Gottes und doch der erhabene Herr der ganzen

Christenheit. Ja, himmlisch schön muß es sein, das einzig begehrenswerthe Glück auf Erden!"

„Giovanni!" rief Ludovica mit einem Ausdruck des Entsetzens, indem sie erbebend in sein leuchtendes Angesicht schaute.

Er wandte langsam den Blick zu ihr hin.

„Riefst Du mich, Cousine Ludovica?" fragte er gleichgültig.

„Nein," sagte sie athemlos, „nein, ich rief Dich nicht. Doch, Tante, mir wird unwohl, erlaube, daß ich mich auf mein Zimmer begebe. Ich bin krank und Giovanni ist gesund. Nachdem er das einzig begehrenswerthe Glück in Rom erschaut hat, ist er gesund geworden, doch mich macht sein Glück krank und elend! Laß mich von dannen gehen."

„Komm', komm', Ludovica," sagte Gräfin Katharina traurig, „ich selbst will Dich geleiten."

„Erlaube mir zuvor, theuerste Frau Mutter, daß ich für heute mich beurlaube und Dir Lebewohl sage!" sagte Giovanni erbebend, während der alte Graf und seine Brüder mit traurigen Blicken ihn anschauten und ganz erstaunt und erschrocken in seinen Mienen die Auflösung des Räthsels suchen mochten, das sie Alle beschäftigte.

„Und weshalb, mein Sohn, sagst Du mir Lebewohl?" fragte die Gräfin. „Ich werde die

arme Ludovica auf ihr Zimmer geleiten und dann hierher zurückkommen."

„Ich bitte um Erlaubniß, mich für heute auch auf mein Zimmer zurückziehen zu dürfen! Ich habe einige wichtige Briefe zu schreiben," sagte Giovanni ruhig. „Und dann später habe ich einen Besuch im Dominikaner-Kloster zu machen, an dessen Prior ich vom Kardinal Consalvi Aufträge erhalten habe."

„Laß ihn gehen, Tante Katharina, halte ihn nicht zurück, bitte ihn nicht," flüsterte Ludovica bebend, indem sie sich fester auf den Arm der Gräfin stützte. „Doch bitte ich Dich, komm, ich will nicht, daß er mich zusammensinken sieht."

Mit heftigem Ungestüm riß sie die Gräfin vorwärts nach der Thüre hin.

Als sich dieselbe hinter den beiden Damen geschlossen hatte, wandte der alte Graf sich zu Giovanni hin, der es gar nicht bemerkt zu haben schien, daß die Beiden hinausgegangen waren, und ruhig den Blick empor wandte zu den Ahnenbildern, die an den Wänden hingen.

„Nun sage mir, mein Sohn Giovanni, was ist es, das Dich auf einmal so wunderbar verändert hat?" fragte sein Vater mit feierlicher Stimme.

„Ja, sage uns das," riefen seine beiden Brüder, „gieb uns Rechenschaft, woher es kommt, daß Du auf einmal die arme Ludovica mit so grausamer Kälte behandelst, während Du doch als ihr glücklicher Verlobter und Liebhaber sie verließest."

„Das war ein trauriger Irrthum meines Herzens, aus welchem ich in Rom erwacht bin," erwiderte Giovanni ruhig. „Seit ich den Papst in seiner Größe und Herrlichkeit gesehen, giebt es für mich nur Eine Sehnsucht und Eine Liebe."

„Und was ist das für eine Sehnsucht und was ist das für eine Liebe?" fragte der alte Graf zögernd.

„Mein Vater," erwiderte er gelassen, „ich habe nur die Sehnsucht, ein Diener der heiligen Kirche zu werden und nur Eine Liebe erfüllt noch mein Gemüth, die Liebe zu der ganzen Christenheit, welcher ich mich weihen will in Demuth und in Liebe. Scheltet mich deshalb nicht, meine Brüder, die Erleuchtung ist über mich gekommen und ich folge der innern Stimme meines Herzens. Und Du, mein Vater, gieb mir Deine Einwilligung zu dem heiligen Beruf, den ich erwählt habe. Du weißt, Ihr hattet mich anfangs selber dazu bestimmt, und nur mein eigenes eitles und thörichtes

Sehnen machte, daß Ihr gütevoll die frühere Bestimmung aufhobt und mir gestatten wolltet, Soldat zu werden. Nun wohl, ich will auch jetzt noch Soldat werden, nur daß ich mit heiligen Waffen kämpfen will für die heilige Kirche, nur daß ich nicht Blut vergießen, sondern Wunden heilen und vergossene Thränen trocknen will."

„Wohl! Thue, wie es Dir Dein Herz befiehlt," erwiderte sein Vater ernst und kalt, „ich darf mich nicht Dem widersetzen, daß Du thust, was von jeher die jüngsten Söhne unseres Hauses gethan, daß Du dem Priesterstande Dich weihst. Doch sage ich Dir ehrlich, es thut mir schmerzlich weh, denn mich dünket, ich verliere in dieser Stunde einen zärtlichen Sohn, um einen kalten Priester wieder zu finden."

„Eben so, wie Ludovica einen zärtlichen Verlobten verliert, um einen Priester wieder zu finden," rief der junge Graf Benedetto.

„Scheltet mich nur," sagte Giovanni sanft, „ich will Alles tragen um Gottes willen. Ihr werdet mir dereinst vergeben."

Er wandte sich um und schritt langsam aus dem Saal hinaus und Niemand sah die Thränen, die in seinen Augen brannten und die er mühsam nur in denselben zurückhielt. —

Am Abend dieses Tages ließ die Gräfin den alten Domenico Guido zu sich rufen in ihr Gemach und leise und ängstlich fragte sie ihn, ob ihr Sohn unterwegs krank gewesen, ob sein furchtbares Leiden wiedergekehrt und dies vielleicht die Veranlassung seines ganz veränderten Wesens sei?

Der alte Domenico Guido bat die Gräfin mit Thränen, ihn nichts zu fragen, wandte sich hastig um und ging hinaus. —

In dieser Nacht schliefen nicht Alle im Schlosse des Grafen Mastai.

Drei Menschen lagen weinend und Hände ringend auf ihrem Lager. Das waren die Gräfin Katharina, die junge Marchesa Ludovica und Der, um den sie weinten und klagten und Der, um den sie ihre Hände emporrangen zu Gott und flehten: das war Graf Giovanni Mastai!

Er hatte die Thüre seines Gemaches verschlossen und die schweren Vorhänge vor den Thüren und Fenstern zusammengezogen. Und da er nun wußte, daß er allein war und daß Niemand ihn hörte, als Gott allein, da sank er nieder zur Erde und rang die Hände und rang mit seiner Qual eine lange, furchtbar lange Nacht, und als er am Morgen sich endlich erhob, da war sein Antlitz todesbleich und es schien ihm, als habe er in dieser

Nacht sein eigenes Herz, seine Jugend und sein Glück begraben! —

So schien es auch der armen Ludovica. Auch sie war bleich und todesmatt, auch sie hatte so viele Thränen vergossen, daß ihre Augen geröthet waren, und daß ihr schien, sie habe keine Thränen mehr.

Am Morgen begab sie sich zu der Gräfin Katharina und die beiden Frauen schlossen sich fest in die Arme und weinten Herz an Herz gedrückt.

Dann auf einmal richtete Ludovica sich aus den Armen der Gräfin empor.

„Mutter," sagte sie, „ich will und muß Gewißheit haben. Ich bin auf Alles gefaßt, habe mich auf Alles vorbereitet und ich bitte Dich, laß Giovanni hierher rufen. In Deiner Gegenwart will ich ihn sprechen."

„Du hast Recht," sagte die alte Gräfin hochaufathmend, „wir müssen Gewißheit haben. Ich will meinen Sohn hierher bescheiden."

Sie klingelte und bedeutete dem eintretenden Diener, sofort den Grafen Giovanni Mastai zu bitten, zu seiner Mutter zu kommen.

Wenige Minuten waren vergangen, da öffnete sich die Thür und Giovanni trat herein. Langsam schritt er heran zu den beiden Frauen, die Arm

in Arm in der Mitte des Gemaches standen und ihm entgegenschritten.

„Du hast mich rufen lassen, meine liebe Frau Mutter," sagte er sanft. „Du siehst, wie sehr ich mich beeilt habe, Deinem Ruf zu folgen."

„Sage unserem Rufe, Giovanni," rief Ludovica heftig, „denn obwohl Du es nicht bemerkt hast, daß ich hier bin, möchte ich doch mich Dir bemerkbar machen, denn ich bin es gewesen, welche Deine Mutter bat, Dich herzurufen."

„Du also wünschtest mich zu sprechen," erwiderte er ruhig. „Und was, wenn ich fragen darf, was wünschest Du von mir zu wissen?"

„Die Wahrheit," rief sie laut, „ja, Giovanni, die Wahrheit will ich wissen und nicht wahr, Mutter Katharina, auch Du willst die Wahrheit wissen von diesem jungen Herrn, der uns wohl gar nicht zu kennen scheint, der, obwohl das Angesicht dasselbe ist, doch ganz und gar ein Anderer geworden ist."

„Ja, mein Sohn, auch ich will von Dir die Wahrheit erfahren," sagte Gräfin Katharina sanft.

„Ach," sagte er langsam, „die Wahrheit ist es, welche die Edelsten und Besten auf Erden suchen und doch nimmer finden, außer bei Gott und außer in der heiligen Kirche. Die Wahrheit und

die Liebe wohnt nur bei Gott und sonst nirgends darf man sie suchen?"

„Auch die Liebe nicht," rief Ludovica, in sich erschauernd, „wiederhole mir das, Giovanni, die Liebe darf man auch nur bei Gott suchen."

„Ja, nur bei Gott, denn die Liebe der Menschen ist irrig und vergeht wie der Wind," sagte er ruhig. „Was wir heute zu lieben glauben, das ist uns morgen gleichgültig und was wir heute als unser Glück betrachten, das erkennen wir morgen als unser Elend."

„Ist es Dir so ergangen, Giovanni," fragte, Ludovica, seine beiden Hände erfassend, „ist es Dir so ergangen, Giovanni? Die Liebe, welche Du gestern gefordert, ist heute erloschen und das Glück, welches Du gestern begehrtest, erscheint Dir heute wie ein Unglück?"

„Ja, so ist es, meine Cousine," rief er mit lauter, feierlicher Stimme, „ja, die irdische Liebe ist in mir erstorben, seit ich in Rom war, seit ich den Papst gesehen. Kein Glück begehre ich mehr auf Erden, außer dem Glück, ein Priester zu werden."

Sie schrie laut auf und klammerte sich fest an die Gestalt der Gräfin und legte ihr todesmattes Haupt an ihren Busen.

„Armes, beklagenswerthes Kind," murmelte die Gräfin, während Giovanni mit gesenktem Haupte den beiden Frauen gegenüberstand.

Ludovica richtete sich hastig in ihren Armen empor.

„Beklage mich nicht," rief sie leidenschaftlich, „glaube auch nicht, Tante Katharina, daß ich unglücklich bin. O nein, es ist mir ergangen wie diesem jungen Herrn hier, auch ich habe mich getäuscht in dem, was ich begehrte und was ich Glück und Liebe nannte. Du hast Recht Giovanni, wir hatten Beide einen Irrthum begangen, wir glaubten Beide, daß wir uns liebten und wir haben uns Beide getäuscht. Tante Katharina, das war es, was ich diesem jungen Herrn sagen wollte und deshalb bat ich Dich, ihn zu rufen. Ich wollte ihm sagen, daß sich während seiner Abwesenheit mein Herz geändert hätte und daß, wenn ich ihn zu lieben meinte, ich mich getäuscht hätte. Nein, ich liebe ihn nicht, ich habe ihn auch nie geliebt und ich wollte in Deiner Gegenwart ihm das beweisen, Tante Katharina, und er sollte Zeuge sein einer Bitte, die ich jetzt an Dich richten will."

„Und was ist das für eine Bitte, meine liebe Ludovica?" fragte Gräfin Katharina traurig.

„Tante Katharina, Du weißt, daß der Herzog

von Ercolani um meine Hand angehalten hat," sagte sie hastig, während ihre ganze Gestalt wie von innern Schauern erbebte.

„Ja wohl, ich weiß es," erwiderte die Gräfin, „er hat den verwegenen Muth gehabt."

„Und weshalb nennst Du das so? Er liebt mich, Tante Katharina. Er hat es mir geschrieben. Dein Gemahl hat mir selbst den Brief gegeben, in welchem der Herzog von Ercolani schreibt, daß er mich leidenschaftlich liebt, daß er mich anbetet."

„Ja, mein Gemahl hat Dir den Brief gegeben, weil es seine Pflicht war, Dich bekannt zu machen mit Allem, was Dich betrifft. Doch er wußte, gleich mir, daß Du diesem Manne nie Deine Hand reichen würdest."

„Ihr habt Euch Beide geirrt, Tante," rief sie heftig, „im Gegentheil ich — —"

„Nun, was wolltest Du sagen?" fragte die Gräfin, da sie zögerte.

Ludovica war verstummt und ließ leise ihr Haupt auf ihre Schulter fallen.

„Fahre doch fort, Cousine Ludovica," sagte Giovanni ruhig. „Du wolltest ja, daß ich Zeuge sei dessen, was Du meiner Mutter sagen wolltest. So sprich also weiter."

„Ja, ich will weiter sprechen," sagte sie sich

aufrichtend. „Ich will Dir sagen, Tante Katharina, daß ich die Liebe des Herzogs von Ercolani nicht bloß annehme, sondern daß ich sie erwidere.“

„Das ist unmöglich,“ rief die Gräfin entsetzt, „das kann nicht sein! Du kennst den Herzog, Du weißt, Ludovica, daß er ein elender Verschwender, ein Mensch ohne Ehre und Herz ist. Du weißt, daß man von ihm sagt, er habe seine erste Gemahlin vergiftet, um einer Buhlerin willen, und habe sein Vermögen im Spiel mit unkeuschen Frauen vergeudet. Und jetzt, da er, ausgestoßen aus der guten Gesellschaft, nicht mehr im Stande sein wird, sein wildes Leben fortzuführen, jetzt, da er seine Augen auf Dich, auf die reiche Erbin heftet, jetzt willst Du ihn erhören?“

„Ja, Tante Katharina, ich will es, denn ich liebe den Herzog von Ercolani. Was sagst Du dazu, mein lieber Vetter Giovanni? Glaubst Du auch, daß es unmöglich ist?“

Er antwortete nicht und schien ihre Frage gar nicht gehört zu haben, blickte mit weit geöffneten Augen vor sich nieder und schien wie erstarrt zu sein.

„O liebe Tante, sieh ihn an,“ rief Ludovica freudig, „er liebt mich dennoch, er liebt mich, denn er vermag es nicht, zu antworten auf meine Frage.“

„Du irrst Dich, Ludovica," sagte Giovanni, rasch das Haupt erhebend, „ich bin bereit, Dir Antwort zu geben. Du fragst mich, ob ich es für möglich halte, daß Du den Herzog liebst? Wohl, ich halte das für eben so möglich, als daß die Liebe zu mir in Deinem Herzen erloschen ist. Und da Du ihn liebst, so thust Du wohl, Dich mit ihm zu vermählen."

„Giovanni, Du lästerst Gott und die Liebe und Deine eigene Ehre und die Ehre Deiner Familie, wenn Du so sprichst," rief die Gräfin mit lauter zürnender Stimme. „Es ist genug, wenn Du diesem armen, beklagenswerthen Kinde sagst, daß Du sie nicht mehr liebst. Es ist genug, daß Du ihr Herz zerfleischest. Du sollst aber nicht ihre Ehre und ihr Glück unter Deine Füße treten. Ludovica kann nimmer die Gemahlin des Herzogs werden, denn sie wäre verloren, wenn sie das thäte. Er ist ein elender Mensch, er ist ein Verbrecher."

„Dann sage ich um so mehr, es ist ihre Pflicht, sich ihm zu vermählen," sagte Giovanni ruhig. „Wenn er ein elender Mensch ist, so wird Cousine Ludovica ihn vielleicht glücklich machen. Wenn er ein Verbrecher ist, so wird sie aus dem Staube der Sünde ihn vielleicht emporziehen und zu sich erheben und ihn tugendhaft machen."

„Nein,“ rief Ludovica mit einem wilden spöttischen Lachen, „nein, das denke nicht von mir, mein frommer Cousin Giovanni, ich werde ihn nicht tugendhaft machen und ich will es auch nicht. Wenn er ein Verbrecher ist, nun wohl, so werde ich mit ihm eine Verbrecherin sein. Wenn er verderbt ist, so werde ich mit ihm verderben. Ich werde so werden, wie er ist. Nun sage, willst Du noch, daß ich die Gemahlin des Herzogs von Ercolani werde?“

„Ich habe nichts zu wollen, nichts zu wünschen und nichts zu sagen,“ erwiderte Giovanni ruhig. „Cousine Ludovica, hast Du mir noch sonst Etwas zu sagen?“

„Nein, nein, Nichts, ich habe Dich nur um Eins zu bitten, nur das Eine, daß Du uns verläßt.“

„Dies thue ich jetzt!“ sagte er, sich tief verneigend.

Dann wandte er sich um und ging langsam von dannen. Als er die Thür schloß, hörte er einen herzzerreißenden Schrei, welcher aus dem Innern des Zimmers ertönte. Er wußte, daß Ludovica ihn ausgestoßen, er wußte, daß mit dieser Thür sich hinter ihm sein Glück auf ewig verschließe.

Er ging langsam, gebeugten Hauptes, den

Corridor hinunter. Es kam zuweilen wie ein Todesstöhnen aus seiner Brust hervor, aber seine Augen blieben trocken. Sie hatten keine Thränen mehr. — — — —

Acht Tage später meldete der Cameriero dem Papste, daß der junge Graf Giovanni Mastai wiederum im Vorzimmer erschienen sei, da ihn seine Heiligkeit zu einer Audienz befohlen habe.

„Laß ihn eintreten, sogleich!" erwiderte Pius.

Und er blickte mit lebhafter Spannung nach der Thüre hin, als dieselbe sich jetzt öffnete und Giovanni eintrat. Er winkte dem Eintretenden, näher zu kommen, und Giovanni schritt langsam zu ihm heran, ließ sich dann vor dem Papst auf die Kniee nieder und beugte sich, um das goldene Kreuz auf seinem Pantoffel zu küssen.

Doch der Papst reichte ihm die Hand dar.

„Küsse den Ring St. Peters, mein Sohn," sagte er, „Du kommst zu mir aus einer anderen Welt, welche Du für immer verlassen hast. Ich sehe das an Deinen eingefallenen Wangen und Deinen eingefallenen Augen. Du kommst aus der Welt der Gräber und Du hast in ihnen Deine menschlichen Hoffnungen, Deine menschlichen Wünsche und Deine menschliche Liebe als Leiche gebettet. Der Stellvertreter St. Peters läßt Dich seinen

Ring küssen und nimmt Dich damit an zu den Seinen."

„Ich danke mit zerknirschtem Herzen dem heiligen Vater für diese hohe Gnade," erwiderte er.

Und es schien dem Papst, als sei die Stimme des jungen Mannes, welche vor acht Tagen so hell und metallreich gewesen, jetzt eben so verändert, wie sein Angesicht, wie seine ganze Erscheinung.

Es war, als käme er wirklich aus der Welt der Gräber und so dumpf, wie aus einem Grabe erklang seine Stimme.

„Du bist sehr pünktlich gewesen," sagte der Papst, leise das Haupt neigend. „Ich befahl Dir, in acht Tagen um dieselbe Stunde wieder zu kommen von Deiner Wanderschaft in die Heimath und Du bist wieder da, genau zu der bestimmten Stunde."

„Ich habe seit diesem Morgen schon im Dom zu St. Peter gebetet und meine Andacht verrichtet, wartend auf die Stunde der Audienz," erwiderte er gelassen.

„Und Du warst bei den Deinen?"

„Ja, heiliger Vater."

„Und ich frage jetzt den Richter in Dir, den ich über Dich selbst bestellt habe, ich frage Dein Gewissen, hast Du die Prüfung bestanden, welche

ich Dir auferlegte? Bist Du erfunden als ein Treuer und als ein Standhafter?"

„Ja, heiliger Vater, mein Gewissen und der innere Richter in mir geben Dir Antwort: Ja, ich habe die Prüfung bestanden und ich darf von mir sagen, ich bin treu gewesen Dem, was ich Dir gelobt. Mein Vater und meine Mutter schauten mich an wie ein Räthsel, das sie nicht zu enthüllen vermochten. Meine Brüder zürnten mir um meiner Treulosigkeit willen und —"

Er schauerte in sich zusammen und stockte.

„Und Deine Braut? Denn nicht wahr, von ihr wolltest Du reden?" fragte der Papst mitleidig.

Er antwortete immer noch nicht. Es schien, als ob ein Krampf ihm die Kehle zusammenschnüre; seine Augen schlossen sich und Todesblässe überdeckte seine Wangen.

„Vergebung," murmelte er leise, „Vergebung, heiliger Vater!"

Pius hob seine beiden Hände auf und legte sie auf das Haupt des Knieenden.

„Ich vergebe Dir, denn Du hast tapfer gekämpft und Du bist treu erfunden. Schäme Dich der menschlichen Regung nicht. Laß Deine Thränen fließen, denn Niemand sieht sie, als Gott und sein Diener allein. Doch, nun gieb mir Antwort.

Auch Deine Braut ahnt nicht, weshalb Du sie verläſſeſt?"

„Nein, heiliger Vater," ſagte er mit dumpfem Grabeston, „ſie ahnt nichts."

„Sie forderte von Dir keine Erklärung? Sie flehte nicht bei Dir nach Menſchenart, ihr das Räthſel Deiner Umwandlung zu enthüllen?"

„Sie that es, heiliger Vater. Doch Gott und die Erinnerung an Dich ſtärkten mich, daß ich die Kraft fand, meinem Schwur getreu zu bleiben. Ich ſagte ihr, daß alle Erdenliebe von mir abgefallen ſei, und daß ich nur noch wünſche, Deinem Beiſpiele zu folgen, Dir nachzuwandeln und der heiligen Kirche zu dienen."

„Und ſie glaubte es?"

„Sie glaubte es und verlobte ſich in dem Trotz und der Verzweiflung ihres Herzens mit einem anderen Manne, mit dem Herzog von Ercolani."

„Mit dem Wüſtling, dem Verſchwender, den ſeine eigenen Verwandten bei mir angeklagt und von mir gefordert haben, daß ich um ſeiner Verbrechen willen ihn in ein Gefängniß werfen ſoll, um ihnen öffentliche Schande und öffentlichen Skandal zu erſparen? Mit dieſem Manne hat ſich das Mädchen verlobt, welches Du liebſt?"

„Ja, heiliger Vater, mit dieſem Manne. Sie

that es, um mein Herz zu prüfen und zu sehen, ob wirklich nicht ein Funken von Liebe mehr in mir wohne. Sie sagte mir, daß sie werden wolle wie der Herzog, ein elendes, gefallenes Menschenkind, wenn ich sie nicht errette."

„Und Du bewahrtest dennoch den Muth, ihr zu widerstehen, und Du gabst es zu, daß sie ihrem Verderben entgegen ginge?"

„Ich war getreu meinem Schwur und Deinem Befehl," sagte er mit einer Stimme, in welcher seine Thränen zitterten.

„Mein Sohn," sagte der Papst, ihn mit staunendem Blick betrachtend, „mein Sohn, wahrlich, ich glaube, Du gehörst zu den Auserkorenen, und Großes wirst Du noch vollbringen: Denn das Größte hast Du gethan. Du hast Dein eigenes Herz überwunden und hast Deine glühende Liebe niedergelegt auf den Altar Gottes. Mein Sohn, ich künde Dir im Namen dessen, der uns Beide sieht und der in dieser Stunde meine Seele erleuchtet und sie schauen läßt in die Zukunft: Ich künde Dir, daß Du zu großen Dingen berufen bist und daß Du Großes vollführen wirst. Dein Lebensweg wird ein dornenvoller vielleicht sein, doch er wird Dich zur Höhe hinauf führen, denn Du wirst die Dornen nicht mehr unter Deinen Füßen fühlen,

da Du sie in Dein Herz gedrückt hast. Wer so in seiner Jugend schon den größten Schmerz des Daseins zu überwinden weiß, der steigt zur Höhe hinan und Nichts giebt es, was ihn zurückhalten kann. Beuge jetzt Dein Haupt und empfange meinen Segen für Deinen neuen Lebensweg. Du sollst ein Priester werden zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche. Gott wird Dich stärken mit dem rechten Glauben und mit der rechten Kraft, daß Du der Kirche eine Leuchte, dem Glauben ein tapferer Kämpfer werdest."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.